


BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.





<36613498140019

Der Indische Archipelagus,

besonders

in Bezug auf Handel uud Verkehr.

Von John Crawfurd,

Brittischem Residenten am Hofe des Sultans von Java.

Aus dem Englischen.

(Nebst einer Karte vom Indischen Archipelagus.)

(Aus dem Ethnographischen Archiv besonders abgedruckt.)

Jena,
in der Bran'schen Buchhandlung.
1821.



Inhalt.

Einleitung.

Der große Theil der Erde, welchen die Europäischen Geographen mit dem Namen des Indischen Archipelagus bezeichnet haben, ward der civilisirten Welt um die Zeit der Entdeckung von America bekannt und damals zuerst von Europäern besucht. Seit fast undenklichen Zeiten war Europa auf verwickelten, weiten Handelswegen mit einigen seiner seltensten Producte versehen; allein der Name des Landes, woher sie kamen, war unbekannt, und was die Kenntniß betrifft, die sich über Speculation und Neugier hinaus erstreckt, so ist die Entdeckung des Indischen Archipelagus eine eben so neue Geschichts-Begebenheit als die von America. Der Indische Archipelagus würde bei einer Vergleichung mit der neuen Welt unter damaligen Umständen keinesweges leiden, er war ihr wirklich in moralischer und physischer Hinsicht ähnlicher, als irgend ein anderer Theil der Erde, und wenn er ihr auch an Umfang nachstand, so war er dagegen an Seltenheit, Nutzbarkeit, Mannichfaltigkeit und Menge seiner animalischen und vegetablischen Erzeugnisse, so wie in der Bildung und An-

zahl seiner Einwohner, der westlichen Halbkugel weit überlegen.

Ich werde in dieser Einleitung dem Leser einen kurzen Abriß vorlegen, von den geographischen, physischen und moralischen Characterzügen dieses Landes.

Der Indische Archipelagus ist, sowohl der Anzahl, als auch dem Umfange der einzelnen Inseln nach, bei weitem die größte Inselgruppe auf der Erde. Seine Länge beträgt nahe am Aequator 40 Grad, nämlich vom westlichen Ende der Insel Sumatra bis zur Parallele der Araoe-Inseln, in welcher Schätzung der größte Theil der ungeheuren Insel Neu-Guinea nicht einbegriffen ist; und seine Breite 30 Grad, nämlich von 11° südlicher bis zu 19° nördlicher Breite, also, mit Einschluß der ihn durchströmenden Meere, eine Oberfläche von 4½ Millionen geographische Meilen umfassend.

Er liegt im Allgemeinen zwischen Neu-Holland und den südlichsten Spitzen des Asiatischen Continents, von allen großen und civilisirten Nationen Asiens ziemlich gleich weit entfernt. Seine östliche Spitze ist 3 Tagereisen von China, die westlichste nicht über 3 Wochen von Arabien entfernt; in 10 Tagen segelt man von China bis zu dem reichsten Theile in der Mitte des Archipelagus, und nicht über 15 Tage sind erforderlich zu einer gleichen Reise von Hindostan. In weiterer Beziehung ist zu bemerken, daß eine Reise von Europa bis zu den westlichen Gegenden des Archipelagus sehr füglich in 90 Tagen zurückgelegt werden kann und oft in kürzerer Zeit beendiget

ward, während zu einer Reise von der Westküste Americas in dieselbe Gegend nicht viel mehr, als die Hälfte dieser Zeit erforderlich ist. Das sind die außerordentlichen Vortheile der geographischen Lage dieser schönen Länder.

Der folgende kurze Abriß der Topographie des Archipelagus wird hier am rechten Orte seyn. Der Archipelagus enthält 3 Inseln erster Größe, nämlich Borneo, Neu-Guinea und Sumatra; diese sind nicht nur die größten Inseln des Archipelagus, sondern, natürlich mit Ausnahme des festen Landes von Neu-Holland, die größten auf der Erde. Zweiter Größe finden wir die Malayische Halbinsel und die Insel Java. Dritter Größe die Inseln Celebes, Luzen oder Lucania, und Mindanao, denen keine der größten Americanischen Inseln nachsteht. Vierter Größe giebt es wenigstens 16, nämlich von Westen nach Osten gerechnet, folgende: Bali, Lambok, Sambawa, Chandana, Flores, oder Mangarai, Timur, Ceram, Bocroe, Gilolo, Palawan, Negros, Samar, Mindoro, Panay, Leyte und Zebu; doch ist die Größe dieser verschiedenen Inseln keinesweges ein richtiger Maßstab für ihren Werth und für ihre Bevölkerung. Die wichtigsten Vortheile der großen Inseln entstehen durch ihre ausgedehnten Küstenstriche und bedeutenden Flüsse, welche beide die Erzeugung der Nahrungsmittel erleichtern, wodurch die Bevölkerung und die Civilisation sehr befördert werden. Wir sehen, daß die großen Stämme, die auf das Schicksal der im Innern Lebenden Einfluß gehabt haben, ihren Ursprung alle von den größern Inseln herleiten und die bedeutendsten von den

fruchtbarsten. Viele kleinere schätzbare Inseln sind in der obigen Aufzählung nicht mitbegriffen und müssen weiterhin besonders erwähnt werden. Außerdem giebt es noch eine wirklich unzählbare Menge ganz kleiner Inselchen.

Der ganze Archipelagus theilt sich in mehrere Inselgruppen und Ketten, welche hier und dort von einer großen Insel unterbrochen sind. Die Inseln sind im Ganzen dicht gedrängt, wodurch eine unzählige Menge von Straßen und Durchfahrten entstehen, welche der Schiffahrt gefährden würden, wenn die Meere des Archipelagus nicht vor allen andern ausgezeichnet wären, durch die Nähe weit ausgebreiteter Landstriche, durch ihre ruhige Beschaffenheit und durch die Einförmigkeit der vorherrschenden Winde und Strömungen.

Fünf Abtheilungen des Oceans, welche die verschiedenen Inseln des Archipelagus umspülen und durchschneiden, sind von bedeutendem Umfang und ziemlich frei von Inseln; diese sind von den Europäischen Schiffern Meere genannt worden. Die größte ist der zwischen Borneo und der Malayischen Halbinsel gelegene Theil des Chinesischen Meeres, die zweite das Meer von Java, zwischen dieser Insel und Borneo. Die dritte ist diejenige, welche um Celebes auf der einen, von Boeroe und Ceram auf der andern Seite und von der Insel-Kette, in welcher Timur-und Timortant die bedeutendsten sind, im Süden eingeschlossen wird. Die vierte ist der freie Meeresstrich zwischen Celebes und Borneo im Süden und Westen und Mindanao und der Insel-Kette Sooloo im Norden,

von welcher letztern sie den Namen hat; die fünfte endlich ist die Bai, welche durch die Sooloo-Inseln, Borneo, Palawan, die Südwest-Seite der Philippinen und Mindanao gebildet wird. *)

Der ganze Archipelagus liegt innerhalb der Wende-Kreise; die Mittagslinie läuft beinahe durch seinen Mittelpunct, und mit Ausnahme der Philippinen ist keine der Inseln über 10° von derselben entfernt. Daher finden wir im Clima, in den animalischen und vegetabilischen Erzeugnissen, und natürlich auch im Character der verschiedenen Einwohner-Stämme, eine allgemeine Uebereinstimmung. Dessen ungeachtet bemerkt man, bei näherer Bekanntschaft mit dem Lande und seinen Einwohnern, in beiden eine große Verschiedenheit, und das Ganze läßt sich in 5 natürliche und wohlbegründete Abtheilungen oder Classen theilen. Ich will diese kurz berühren und die hervorstechenden, unterscheidenden Characterzüge angeben; doch werde ich dabei nur die gebildeten Stämme ins Auge fassen, weil die Gewohnheiten der Wilden sich unter allen Himmelsstrichen sehr ähnlich sind. Denn der Einfluß der physischen und örtlichen Umstände auf den Character unserer Gattung wird erst erkennbar und auffallend, nachdem die Gesellschaft bedeutende Fortschritte gemacht hat. **)

---

*) Die vom Verfasser nach allen Richtungen hin sehr weitläuftig ausgeführte Begrenzung dieser Inseln wollen überschlagen. A. d. U.

**) Es möchte doch nicht schwer seyn, auffallende Unterscheidungs-Merkmale zwischen den wilden Negern und den Samojeden u. s. w. aufzuzählen. A. d. U.

Von Westen ausgehend, wo die Civilisation ihren Anfang genommen und von wo sie sich östlich verbreitet zu haben scheint, umfaßt die erste Abtheilung, die Malayische Halbinsel und die Inseln Sumatra, Java, Bali und Sambok und etwa zwei Drittheile der westlichen Gegend von Borneo, bis zu 116° östlicher Länge. Die animalischen und vegetabilischen Erzeugnisse dieses Striches sind ausgezeichnet und von höherm Werthe, als die der übrigen Abtheilungen; der Boden ist fruchtbarer und zum Anbau der vortrefflichsten Getreide-Arten besser geeignet. Die civilisirten Einwohner haben eine allgemeine Aehnlichkeit in den Sitten, der Sprache und den politischen Institutionen, sie sind viel gebildeter als die übrigen, und haben in den Künsten und Wissenschaften, wie in den Waffen-Uebungen bedeutende Fortschritte gemacht. Ihre Nahrung besteht in Reiß, der allgemein in Ueberfluß vorhanden ist.

Die Insel Celebes ist der Mittelpunct der zweiten großen Abtheilung; diese umfaßt außerdem mehrere kleinere Inseln an ihrer Küste, wie Bouton und Salayer, die ganze Inselkette von 116° bis 124° östlicher Länge, und zwischen denselben Grenzen die ganze Ostküste von Borneo bis zu 3° nördlicher Breite. Die animalischen und vegetabilischen Erzeugnisse dieses Striches haben im Allgemeinen wieder einen eigenthümlichen Character; der Boden ist weniger fruchtbar und zum Anbau von Reiß und Korn erster Güte weniger geeignet. Die civilisirten Bewohner haben in nützlichen Künsten bedeutende Fortschritte gemacht, stehen aber auf einer niedrigern Bildungsstufe, als jene. In der Sprache, den Sitten und den

politischen Institutionen herrscht eine auffallende Uebereinstimmung unter ihnen selbst, aber eben so auffallend ist der Unterschied von ihren westlichen Nachbarn. Ihr Hauptnahrungsmittel, Reiß, ist nicht so überflüssig vorhanden und wird gelegentlich durch Sago ersetzt.

Die dritte Abtheilung ist von allen übrigen auf die merkwürdigste Art verschieden. Sie erstreckt sich von 124° bis 130° östlicher Länge und von 10° südlicher bis 2° nördlicher Breite. Der Character der Passat-Winde ist hier umgekehrt. Der östliche Passatwind (monsoon), welcher im Westen trocken und gemäßigt ist, ist hier regnigt und stürmisch; der westliche monsoon, rauh und feucht in den beiden ersten Abtheilungen, ist hier trocken und gemäßigt. Die meisten Pflanzen und Thiere der beiden ersten Abtheilungen sind in der Dritten verschwunden, wo wir dagegen sonderbare Erzeugnisse aus beiden Naturreichen finden, die der übrigen Welt ganz unbekannt sind. Dieß ist das Vaterland der Gewürznägel und der Muscatnüsse, und das einzige Land in der Welt, wo dieselben zur Vollkommenheit gedeihen. Zum Anbau der bessern Getreide-Arten ist der Boden weniger günstig. Reiß wird fast gar nicht gebaut, und die Hauptnahrungsfrucht ist Sago. An Sprache, Sitten und politischen Institutionen sind die Menschen dieses Striches ähnlich unter einander, und wesentlich verschieden von allen Nachbaren. An Bildung, Macht und Kenntniß nützlicher Künste stehen sie gegen die Bewohner der ersten beiden Abtheilungen sehr zurück. Sie sind durch sich selbst nie zum Gebrauch der Schrift gelangt.

Die vierte Abtheilung hat am wenigsten bestimmte Characterzüge, ist aber von den übrigen verschieden genug, um gesondert betrachtet zu werden. Sie erstreckt sich von 116° bis 128° östlicher Länge und 4° bis 10° nördlicher Breite und begreift den nordöstlichen Winkel von Borneo, die große Insel Mindanao und den Archipelagus von Sooloo. Die vegetabilischen Erzeugnisse dieser Abtheilung sind in ziemlichem Grade eigenthümlich, theilen aber in einiger Hinsicht den Character der 3 Abtheilungen zusammengenommen. Gewürznelken und Muscatennüsse sind einheimisch, allein unvollkommen und von geringer Güte. Sago wird oft genossen, aber Reiß ist wieder das Hauptnahrungsmittel. An Bildung sind die Einwohner denen der dritten Abtheilung überlegen, denen der ersten aber, und selbst der zweiten untergeordnet. Ihre Sprache, Sitten und Institutionen sind eigenthümlich und von denen der Nachbaren abweichend.

Die fünfte und letzte Abtheilung ist die bekannte Gruppe der Philippinen, von 10° bis 19° nördlicher Breite. Die große Verschiedenheit der geographischen Lage von der des übrigen Archipelagus erzeugt manches Abweichende in Clima und Production. Diese Gruppe ist der einzige Theil des Archipelagus innerhalb der Grenzen der ungestümen Gegend der Orcane, und dieser Umstand allein giebt schon dem Lande einen eigenthümlichen Character. Der Boden ist äußerst fruchtbar und die gebildetern Stämme leben von Reiß; Taback und Zucker gedeihen außerordentlich gut, allein Pfeffer und schöne Specereien, oder andere der eigenthümlichen Früchte, welche die frü-

hern Abtheilungen characterisiren, kennt man hier nicht. Die Sitten, die politischen Institutionen und insbesondere die Sprache der Einwohner sind in Geist und Form von denen der übrigen Abtheilungen äußerst abweichend.

Das sind die besondern Characterzüge der verschiedenen Abtheilungen dieses großen Landes. Die allgemeinen Züge des ganzen Archipelagus und die Merkmale, welche ihn von allen übrigen Theilen der Welt auszeichnen, sind leicht aufzuzählen. Er hat die gewöhnlichen Eigenschaften der andern tropischen Länder, Hitze, Feuchtigkeit und üppige Vegetation. Er ist durchaus gebirgig und seine vorzüglichsten Gebirge sind von einem Ende bis zum andern, Vulcane. Er ist fast überall bedeckt mit dichten Waldungen ungeheurer Bäume. Die Zahl der Grasebenen ist sehr gering, und trockne Sandwüsten giebt es gar nicht. Von allen andern Inselgruppen unterscheidet er sich durch die periodischen Winde und von allen Ländern der Welt durch den eigenthümlichen Character dieser Winde. Die Nähe der verschiedenen Inseln und die Leichtigkeit und Schnelligkeit der Wasserverbindung sind gleichfalls hervorstechende Characterzüge. Die animalischen und vegetabilischen Erzeugnisse des Archipelagus sind, wo nicht ganz, doch sehr bedeutend von denen aller übrigen Länder verschieden und die Erzeugnisse des Oceans sind ihrer Menge und Mannichfaltigkeit wegen nicht weniger merkwürdig, als die des Landes.

Die erwähnten Unterscheidungs-Merkmale haben natürlich einen sehr großen Einfluß auf den Character und die Civilisation der Einwohner gehabt. Nur die verwor-

fenste Race, die durch die mächtigern Nachbarn von der Meeresküste ausgeschlossen ist, sind Jäger; Hirten kann es nicht geben, wo keine Weideplätze vorhanden und die Wälder fast undurchdringlich sind. Alle Reisen werden zu Wasser gemacht. Die Böte und Kähne sind für die Indischen Insulaner, was die Cameele, Pferde und Ochsen für die wandernden Araber und Tartaren sind, und was jenen das Meer ist, sind für diese die Steppen und Wüsten. Die Indischen Insulaner aber sind aus Noth Schiffer und Fischer; danach muß man die Fortschritte ihrer Bildung beurtheilen. Als die Bevölkerung auf dieser Stufe der menschlichen Existenz sich anhäufte, wandten sich diejenigen, welche in der Nähe fruchtbarer Ländereien wohnten, zum Ackerbau, und diese wurden mit der Zeit die zahlreichsten und gebildetsten Stämme. Diese Insulaner können niemals, wie die Barbaren der nordischen Staaten, in den Ländern gebildeter Nachbaren Eroberungen machen, weil es ihnen an Kriegs-Vorräthen fehlt, und weil sie sich nie in großen, alles überschwemmenden Massen bewegen können. Dazu kommt noch, daß rohe Völker in der Kriegsführung zu Lande wohl die nöthige Geschicklichkeit erlangen können, um civilisirtere Feinde zu besiegen, aber nicht zur See, weil das Seewesen viel verwickelterer Natur ist und eine Geschicklichkeit voraussetzt, welche Barbaren nie erreichen können. Räuberische Ueberfälle sind die einzige Art des Krieges, der diese Insulaner gewachsen sind, und selbst ihre Raubzüge haben sich kaum jemals über die Grenzen des Archipelagus hinaus erstreckt. Diese wichtigen Thatsachen muß man wohl ins Auge fassen,

wenn man die Geschichte ihrer Wanderungen erforschen und ihren Character oder den Zustand ihrer Gesellschaft würdigen will.

Bei einer Untersuchung der allgemeinen Züge der Topographie des Archipelagus stößt man in Hinsicht auf die Lage der verschiedenen Einwohner-Stämme auf zwei wichtige und höchstinteressante Umstände. Der erste ist eine ursprüngliche nnd angeborne Trennung der Einwohner in zwei besondere Menschengattungen. Im Indischen Archipelagus giebt es eine eingeborne braune, und eine eingeborne Neger-Race, eine Erscheinung, die man mit Ausnahme des südlichen Vorgebirges von Africa, sonst nirgend in der Welt antrifft. Der zweite Umstand ist nicht weniger wichtig und betrifft den Einfluß der Nahrung auf die Bildung des Characters der verschiedenen Stämme. Wir können aus dem physischen Character eines Landes auf den moralischen seiner Einwohner oder umgekehrt aus diesem auf jenen schließen. Kein Land hat eine große oder civilisirte Race erzeugt, wenn es nicht an fruchtbarem Boden reich genug war, um einen bedeutenden Vorrath der bessern Getreide-Arten zu liefern. Der Mensch scheint nie bedeutende Fortschritte gemacht zu haben, so lange er von schlechtern Korn-Arten, von mehligten Wurzeln, von den Früchten oder dem Mark der Bäume lebt. Die Existenz der feinen Specereien, der wohlriechenden Harze, und man kann hinzufügen, des Goldes, der Edelsteine und der seltenern Erzeugnisse des Thier- und Pflanzen-Reichs, hat in dem Zustande der Gesellschaft, in welchem die Indischen Insulaner sich befinden,

keinen Einfluß auf die Beförderung der Civilisation. Man könnte eher behaupten, daß diese Producte derselben nachtheilig wären, denn gerade die in dieser Hinsicht reichsten Länder des Archipelagus sind von den ungebildetsten Menschen bewohnt. Es ist die Gegend der Cannibalen von Sumatra, welche vorzüglich Gold und Weihrauch liefert; es ist die der Cannibalen von Borneo, welche Diamanten, Gold, Weihrauch und Kampher erzeugt. Die Bewohner der Gewürz-Inseln kannten nicht den Gebrauch der Schriftzeichen und wanderten fast nackend in ihren Gewürz-Wäldern umher, bis die Hindus, die Javanesen, die Malayen und Araber in neuerer Zeit sie lehrten, sich anständig zu kleiden. Die Wilden von Neu-Guinea, umgeben von den glänzendsten, schönsten und seltensten Gegenständen aus dem Thier- und Pflanzen-Reiche, leben bis auf diesen Tag unbekleidet und uncultivirt. Die Civilisation hatte ihren Ursprung in Westen, wo die Länder liegen, welche fähig sind, Getreide zu erzeugen. Dort ist der Mensch am weitesten gediehen und seine Bildung nimmt nach geographischem Verhältnisse ab, so wie man weiter nach Osten kommt, bis man in den Bewohnern von Neu-Guinea, dem Ende des Archipelagus, eine durch nichts ausgezeichnete Race von Wilden findet.

Erstes Capitel.

Ueber den einheimischen und innern Handel des Archipelagus.

Ich werde über den Handel des Archipelagus in sechs Capiteln sprechen und zwar nach folgender Eintheilung: einheimischer und innerer Handel; Handel mit Asiatischen Nationen; directer Handel mit Europäischen Nationen; Handel mit den Asiatischen Colonien der Europäischen Nationen; Beschreibung der vorzüglichsten Ausfuhr-Artikel, und Beschreibung der vorzüglichsten Einfuhr-Artikel. Das tiefe Interesse und die Wichtigkeit dieses Gegenstandes werden eine Entschuldigung wegen der Ausführlichkeit der verschiedenen Gegenstände, über die ich mich zu verbreiten gedenke, unnöthig machen.

Der Werth und der Umfang des Handels, den entfernte Nationen mit einander zu treiben im Stande sind, steht in directem Verhältniß mit ihrer Wohlhabenheit und Civilisation. Die Stämme, von denen hier die Rede ist, haben jedoch wegen ihrer günstigen Lage, der leichten Communication und des Werthes oder der Seltenheit ihrer Erzeugnisse mit den großen civilisirten Völkern der Erde von der frühesten Zeit an, einen viel größern Handel getrieben, als man nach diesem gewöhnlichen Maßstabe beim ersten Anblick erwarten sollte. Die Geschichte giebt hinlängliche Beweise für diese Thatsache. Unbekannt mit der Geographie, wie mit der Schiffahrt, wußten dennoch die halbci-

vilisirten Nationen Asiens sich einen Weg zu bahnen zu diesen Indischen Inseln, deren Waaren über Asien sich verbreiteten, und durch Hunderte von barbarischen Stämmen endlich zu den gebildeten Nationen Europas gelangten, ehe die letztern auch nur den Namen oder die Lage der Länder kannten, welche sie erzeugten. In späterer Zeit bildeten die Erzeugnisse der Indischen Inseln die wichtigsten Gegenstände jenes Orientalischen Handels, welcher die ersten Funken der Civilisation des Mittelalters in Italien zündete, und endlich führte das Suchen nach diesen Waaren zu den Entdeckungen des Gama und des Columbus, den beiden größten Begebenheiten in der Geschichte unsers Zeitalters.

Alle die großen Stämme des Archipelagus sind auf der Stufe der gesellschaftlichen Verbindung, auf welcher der Handel eine besondere Beschäftigung ausmacht. Handel zu treiben gereicht keinem zur Unehre, es ist im Gegentheil, unter den Seestämmen besonders, selbst für den Herrscher und seine obersten Diener, eine geachtete Beschäftigung. Die höhern Classen der Händler zeichnen sich in moralischer Rücksicht aus durch ihren Unternehmungsgeist und ihre Rechtlichkeit. Wenn sie in der Betreibung ihrer Geschäfte auch keine systematische Geschicklichkeit entfalten, so verfahren sie doch aus Gewohnheit entschieden und pünctlich. Alle bedeutendere Stämme kennen den Gebrauch des Geldes; die gebildeteren bedienen sich dazu der Metalle; die rohern verschiedner einheimischer Waaren *).

*) Viele der ungebildeten Stämme bedienen sich noch immer der gangbarsten einheimischen Producte als Tauschmittel an-

Wechsel, wie man sie unterm Hindus findet, haben nie unter den zerstreuten Stämmen dieser Insulaner existirt.

Wie überall in rohen, ungebildeten Staaten ist auch hier der Gewinn des Handels übermäßig und der Zinsfuß

---

statt der Münze, während die gebildetern mit dem Gebrauche der letztern längst bekannt sind. Bei den rohen Stämmen von Sumatra, Borneo und andern Inseln dienen Kugeln von Bezoe oder von Wachs, als Zeichen des Werths, bei andern Salz, wenn es seltner ist. In den Ländern aber, wo Ueberfluß an edeln Metallen ist, Goldstaub. Die Ackerbau treibenden Stämme scheinen in ihrer frühesten Zeit Vieh und Korn zu diesem Zwecke gebraucht zu haben, das war der Fall in Java. In den Ländern, wo Zinn gegraben wird, nahm man dieses Metall zur Münze. Einzelne Stücke davon werden noch gelegentlich in Java gefunden und eine Zinnmünze, Bichis genannt, ist noch in mehrern Staaten in Umlauf, wie in Palenbang, Achin, Bantam, Cheribon und Queda. Die Bichis sind kleine unregelmäßige Platten, mit einem Loch in der Mitte, damit man sie an Schnüren aufreihen könne. Fünf tausend sechshundert solcher kleinen Münzen sind an Werth so viel als ein Spanischer Piaster. Die älteste Münze von Java bestand aus Messing, und zeichnete sich aus durch ein Gepräge von vielen fantastischen Figuren und Schriftzügen, die jedoch gegenwärtig unkenntlich sind. Noch jetzt findet man sie von Zeit zu Zeit in großer Menge. Sie waren die Münze der Herrscher der Buddhisten, die in Majopahit ihr Reich hatten. Die Mahometaner, welche ihnen folgten, prägten eine kleinere Münze aus demselben Metall, worauf in Javanesischen Schriftzügen die Worte: Pangeram Ratu, oder der herrschende Fürst, stehen. Dieß bezieht sich auf einen König, der zu Anfang des 16. Jahrhunderts in Damak herrschte. Die Chi-

im Verhältniß zu diesem Gewinn und zur Gefahr des Verleihens. Man hat, so viel ich weiß, nie versucht, den Zinsfuß gesetzlich zu bestimmen. In der rohern Periode, welche der neuern Verbindung mit Fremden vorherging,

---

nesen und Japanesen scheinen schon sehr früh ihre Messingmünzen in den Archipelagus eingeführt zu haben, und diese wurden mit dem Namen Kangtang bezeichnet. Man findet deren viele in den alten Ruinen von Java, und auf der Insel Bali sind sie noch die einzige giltige Münze.

Der Umstand, daß die alten Eingebornen des Archipelagus den Gebrauch der edeln Metalle als Münze nicht kannten, zeigt von ihrer Armuth und Roheit. Unter den vielen und seltenen Reliquien in Java, hat man nie eine Goldmünze gefunden, und nur zweimal Silbermünzen. Im Jahr 1814, als ich Gouverneur der Provinz Samarang war, ward mir zum erstenmal ein irdenes Gefäß mit Silbermünzen gebracht, das man in der Nähe einer Hindus-Ruine entdeckt hatte. Die Münzen bestanden aus kleinen knopfförmig ausgehöhlten Stücken, mit einigen groben, halbverwischten Schriftzügen an beiden Seiten. Sie haben viel ähnliches mit einigen alten Hindusmünzen, und in derselben Gegend ward später eine zweite Anzahl gefunden. Daraus geht nichts weiter hervor, als daß Java schon in früherer Zeit von den Hindus besucht ward. Den Gebrauch der Goldmünzen haben die Bewohner des Archipelagus erst von den Muhametanern kennen gelernt, und alle Münzen dieser Art, die man gefunden hat, sind von Arabischem Gepräge. In Achin, dem größten Handelsstaate des Archipelagus bestand das laufende Geld in solchen Goldmünzen, Mas genannt, nur in Bichis, deren 150 auf eine Mas gehen; größere Münzen scheinen nicht existirt zu haben, und der Werth der edeln Metalle ward unter den Achinesen in größern Massen nach dem Gewichte be-

hatte der Handel dieser Insulaner noch keinen so regelmäßigen und systematischen Character angenommen, der eine solche Maßregel hätte herbeiführen können, und später hat wahrscheinlich die religiöse Vorschrift, keine Zinsen zu nehmen, jede öffentliche Erklärung darüber verhindert. Unter den Eingebornen ist der Handel mit großen Capitalien ganz unbekannt, jeder Kaufmann ist ein Kleinhändler oder Mäkler. Der natürliche Zinsfuß läßt sich bestimmen nach einem Ueberblick des Characters dieser Hökergeschäfte. Die Chinesen von Java verleihen gelegentlich, gegen gute Sicherheit, zu 12 Procent, allein das Doppelte ist häufiger; doch wird dieser Maßstab vergleichungsweise sehr verringert durch das Vertrauen und die Sicherheit, die auch die

---

stimmt. Später sind die Münzen der sich ansiedelnden Ausländer stets ohne Schwierigkeit in Umlauf gekommen, wie zum Beispiel folgende: der Holländische Doit, der jetzt als gewöhnliche Scheidemünze in Java gilt, der Spanische Piaster, allgemein in Umlauf, und eine Menge andrer Europäischer, Asiatischer and Americanischer Gold- und Silbermünzen. Diese große Münzverschiedenheit, die besonders in Java herrscht, sollte durch eine einfachere Einrichtung verdrängt werden.

In der neuesten Zeit hat die Europäische Regierung von Java wiederholte Versuche gemacht, ein Papiergeld auf dieser Insel einzuführen. Der Mangel an Credit und Festigkeit in der Regierung selbst und die übertriebene Menge der Banknoten brachten die größte Verwirrung hervor. Das Papier sank bis auf den funfzehnten Theil seines Nennwerths. Dennoch könnte die Einführung des Papiergeldes unter zweckmäßigen Vorsichtswaßregeln von großem Nutzen seyn.

unvollkommenste Europäische Regierungsform natürlich gewährt. Unter den einheimischen Regierungen kann man annehmen, daß der Borgende auf eine oder die andere Art für seine Anleihe nicht weniger als 50 Procent bezahlen muß.

Besonders in Java sind die Weiber fast die einzigen Kaufleute und Mäkler, die Männer bekümmern sich nicht darum, am wenigsten um die Hökergeschäfte. Die höhern Zweige des Handels sind fast ausschließlich in den Händen der Fremden, die seit Jahrhunderten durch die Trägheit der Eingebornen, und durch den natürlichen Reichthum des Landes aufgefordert wurden, sich hier niederzulassen. Diese Fremden bestehen aus Hindostanern, Chinesen, Arabern und Europäern. Unter den Asiatischen Händlern sind die Chinesen die zahlreichsten und ausgezeichnetsten. Diese behaupten hier denselben Stand, den die Juden unter den barbarischen Europäern des Mittelalters einnahmen, vielleicht mit der Ausnahme, daß sie, unter günstigern Umständen mehr reelle Handelsgeschäfte betreiben und sich seltner darauf einlassen, Verschwendern gegen hohe Interessen Anleihen zu machen. Die Ausdehnung der Geschäfte der vielen hier ansässigen Kaufleute richtet sich nach der Bildungsstufe der Nationen, zu welcher sie gehören. Die höhern Zweige sind in den Händen der Europäer, und der Kleinhandel mit den Eingebornen wird natürlich von den Arabern, den Telingas und den Chinesen betrieben, die durch Sitten und Character zu einer directen Verbindung mit ihnen besser geeignet sind.

Die Eingebornen sind noch weit entfernt von der

Stufe der Bildung, auf welcher der Staat zweckmäßige Maßregeln ergreift, die Communication zu erleichtern und die Vertheilung und den Austausch des Ueberflusses der verschiedenen Theile desselben Landes zu befördern. Davon weiß ich keine Ausnahme, als die Errichtung öffentlicher Marktplätze, womit man in Java den Anfang machte, und die sich von dort über die benachbarten Stämme verbreiteten. In Java sind sie überall regelmäßig eingeführt und die alte Javanesische Woche war auf diese Institution begründet. Die Bestimmung einzelner Quartiere einer Stadt zum dauernden Verkauf der Waaren, ward wahrscheinlich von den Mahomedanern entlehnt, denn der Ausdruck Pasar, wie man sie nennt, scheint nichts weiter zu seyn, als eine Verstümmelung des Arabischen Wortes Bazar. Die Indischen Insulaner haben weder religiösen Eifer, noch Bildung genug, um ähnliche Einrichtungen zu besitzen, wie die großen Messen oder Melas, welche von Zeit zu Zeit in Hindostan gehalten werden; allein die gewöhnlichen Märkte von Java, sind sehr geräuschvoll und belebt. Unter dem Schatten einiger zerstreuten, zu diesem Ende gepflanzten Bäume oder beweglicher Schirmdächer, stellen die Höker, auf Tischen von Bambos, ihre Waaren zum Verkauf aus. Der ganze Vorrath ihrer Güter übersteigt selten den Werth einiger Piaster. Ein kurzes Verzeichniß der vorzüglichsten Höker auf diesen Märkten, wird dazu dienen, das Wesentlichste des Verkehrs kennen zu lernen. *) Sie sind Kornhöker, Oelhändler, Zucker- und

*) Das Nähere über die Erzeugnisse und Waaren selbst, die

Salzhändler, Gemüse-, Zwiebeln-, Knoblauch- Trasi, Cocos- Nuß- und Zuckerrohr- Höker, Metzger, Hühnerhändler wandernde Köche, die eine Küche mit sich führen, Mehlverkäufer, Taback- Gambir oder terra japonica- Betel-, Areca-, Weihrauch-, Tuch-, Baumwollen-, Twist-, Indigo, Lack (und andere Färbestoffe) Eisen-, Degenscheiden-, Kris-, Speere-, Holz-, Pulver und Pferdehändler, Färber und Verkäufer von Messing- und Kupfergeräthen. Wir ersehen aus dieser Aufzählung eine sehr genaue Unterabtheilung der Geschäfte, die von einer bedeutenden Handelsverbesserung zeigt. Die vorzüglichsten Handwerker, die sich auf dem Geschäftsmarkte zeigen, sind Grobschmiede, Messingschmiede, Goldschmiede und Färber verschiedener Zeugarten. *)

Die Orte ausgenommen, wo die Europäer durch Niederlassungen einigen Einfluß gehabt haben, sind Straßen, Brücken und Canäle völlig unbekannt. Die Straßen sind nichts als Fußwege und die Brücken unbequeme Flösse. Im allgemeinen ist auch der Wagen- Transport der Waaren unbekannt; wo keine Wasserverbindung ist, werden die Waaren auf den Schultern getragen oder durch Ochsen und Pferde weiter geschafft. Auf den großen Straßen,

---

hier und weiter unten genannt werden, ersieht der Leser aus dem 5. Capitel. A. d. U.

*) Hier mögen einige Bemerkungen über die Handwerker und Künstler und über das, was sie leisten, nicht am unrechten Orte seyn.

Was zunächst die Eisen- Arbeit betrifft, so ist diese wichtige Kunst ohne Zweifel einheimisch und nicht erst durch Fremde

die von dem Hafen von Samarang in Java zu den Hauptstädten der eingebornen Fürsten, durch einige der

---

hier eingeführt. Das geht schon daraus hervor, daß die Worte: Eisen, Stahl, Grobschmied, Meißel, Feile, Axt, Säge, Blasebalg, Nagel 2c. der Sprache der Einwohner eigenthümlich angehören, und zwar in allen verschiedenen Mundarten der Orientalischen Inseln dieselben sind. Dampier sagt über diesen Gewerbszweig folgendes:

„Es giebt nur wenige Handwerker in der Stadt Mindanao; die vorzüglichsten sind Grobschmiede, Goldschmiede und Zimmerleute. Die Goldschmiede, deren nur 2 oder 3 sind, arbeiten alles, was man verlangt, in Gold und Silber, allein sie haben keine Bude mit fertigen Waaren. Der Grobschmiede giebt es mehrere; wenn man ihre schönen Geräthschaften siehet, so muß man sich wundern über ihre gute Arbeit. Ihre Blasebälge sind sehr verschieden von den unsrigen, sie bestehen nämlich aus einem hölzernen Cylinder, einem 3 Fuß langen Baumstamme, der, wie eine Pumpe ausgehöhlt, aufrecht auf den Boden gestellt wird, auf welchem das Feuer angemacht ist. Am untern Ende des Cylinders ist an der Seite des Feuers ein kleines Loch angebracht, in welches eine Röhre befestigt ist. Mit einem Stock an dessen einem Ende ein Bündel feine Federn befestigt ist, wodurch das Innere des Cylünders verschlossen wird, treibt man die Luft aus demselben durch die Röhre ans Feuer. Zwei solcher Cilinder stehen so nahe an einander, daß ein Mann beide zugleich handhaben kann. Sie haben weder Schraubstock noch Amboß, sondern einen großen harten Stein, oder ein Stück von einer alten Kanone, um darauf zu hämmern. Dennoch machen sie ihre Arbeit bewundernswürdig gut; nicht nur gewöhnliche Geräthe, sondern auch die zum Schiffe gehörigen

bevölkertsten Gegenden der Insel führen, sind beständig 5000 Träger mit dem Transport der feinern Waaren be-

---

Eisenwaaren. Sie arbeiten alle an Steinkohlen-Feuer. Fast Jedermann ist ein Zimmermann, denn sie wissen alle mit der Axt und dem Hohleisen umzugehen. Ihre Axt ist nur klein und so eingerichtet, daß man sie vom Schaft abnehmen und umgewandt, als Krumm-Eisen gebrauchen kann. Sägen haben sie gar nicht; wenn sie ein Bret machen wollen, spalten sie einen Baum in zwei Theile und behauen jeden Theil so lange mit Axt und Krummeisen, bis er dünn genug ist. Dieß erfordert viel Zeit und Mühe, allein sie arbeiten wohlfeil und die Güte der so gehauenen Planken, in denen der Kern völlig erhalten ist, macht Kosten und Mühe wieder gut." *)

Die Menge des Eisenerzes, das reich genug ist, um des Metalles wegen verarbeitet zu werden, ist in den Indischen Inseln sehr gering; in Java wird es gar nicht gewonnen. Wenn wir diesen Umstand und den beschränkten Verkehr mit dem Auslande erwägen, so scheint es wahrscheinlich, daß in alter Zeit der Gebrauch des Eisens mehr ein Gegenstand des Luxus, als des Nutzens gewesen ist, und der Mangel an diesem Metall war gewiß ein Haupthinderniß für die Bildungs-Fortschritte der Insulaner. Bis auf unsere Zeiten, ist der Preis des Eisens so hoch, daß die gewöhnlichen Ackergeräthe nur dünn damit beschlagen werden, und daß man das kleinste Stück dieses Metalles eben so sorgsam, als Gold und Silber, vor Dieben verwahren muß. Daraus ist es denn auch erklärlich, daß die Grobschmiede bei den Javanesen in so hohem Ansehen standen, und nicht als Handwerker, son-

---

*) Dampiers Voyages Vol. I. pag. 331 — 332.

schäftiget. Auf denselben Straßen sieht man auch unaufhörlich Züge von Lastpferden und Ochsen. Ein großer Theil der

---

dern vielmehr als bevorrechtete Standespersonen betrachtet wurden. Das Malayische und Javanesische Wort pande, für Grobschmied, bedeutet auch „kunstreich und gelehrt". Wahrscheinlich diente in der ältesten Zeit das Eisen nur zu Rüstungen und Waffen.

Die vorzüglichste Geschicklichkeit der Grobschmiede besteht in der Verfertigung der Speere und Dolche, als eigenthümlicher Waffen der Indischen Insulaner. Die außerordentliche Liebe für den Dolch oder Kris hat veranlaßt, daß die Verfertigung desselben in mehrere einzelne Geschäftszweige zerfallen ist, was bei den übrigen Arbeiten nicht Statt findet. Die Klinge, der Griff und die Scheide werden von verschiedenen Arbeiten gemacht. Die Gestalt des Dolches ist bei jedem Stamme, ja selbst in jedem einzelnen Districte desselben Landes verschieden, und in der Javanesischen Sprache giebt es 54 verschiedene Namen, für eben so viele verschiedene Dolcharten, deren 21 mit geraden und 33 mit gebogenen oder geschlängelten Klingen versehen sind. Uebrigens sind diese Klingen keinesweges schön gearbeitet, sie bestehen aus gewöhnlichem Eisen und unter Hunderten findet man kaum eine, die sich nicht biegen ließe.

In der Verfertigung der Flinten sind die Insulaner bis jetzt nicht glücklich gewesen; besser gelangen ihnen die Lunten-Gewehre, deren ich nie so schöne und reich gearbeitete gesehen habe, als in der Rüstkammer des Raja von Blelling in Bali.

Der Lauf eines solchen Gewehrs war reich ausgelegt mit reinem Golde, bewundernswürdig künstlich und geschmackvoll gearbeitet.

commerciellen und der sonstigen Verbindung der Indischen Insulaner wird zu Wasser betrieben. Die zahlreichen

---

Zu Handwerks- und Acker-Geräthen wird nur selten Eisen gebraucht. Feilen können sie nicht machen; Meißel, Sägen und Aexte sind klein und schlecht und die Pflugschaaren sind nur mit wenigem Eisen beschlagen.

Kupfer und Zinn werden selten in reinem Zustande verarbeitet, sondern gewöhnlich zu einem Gemisch verschmolzen, woraus musicalische Instrumente und kleine Kanonen verfertigt werden. Blei wird nur zu Flintenkugeln gebraucht, und Quecksilber gar nicht, denn die Kunst des Vergoldens und Plattirens ist hier eben so unbekannt, als die Verfertigung der Spiegel. Gold dagegen, das in allen Gegenden des Archipelagus in Ueberfluß gefunden wird, ward vermuthlich unter allen Metallen zuerst benutzt. In Java entdeckt man nicht selten massive Verzierungen und Bilder aus Gold, und auch jetzt noch scheint man keinen andern Gebrauch davon zu machen, als zu Schmuck und Spielsachen, in deren Verfertigung diese Insulaner, wie die meisten rohen Völker weiter gekommen sind, als in andern mechanischen Künsten. Die Drahtgeflechte von Sumatra sind höchst merkwürdig, doch sieht man auch an diesen, daß alle ihre Arbeiten unvollkommen sind; denn, so weit sie es auch in dem Schnitzwerk der Verzierungen gebracht haben, so sind dagegen die flachen Theile roh und unvollendet, weil sie die Kunst des Polirens nicht verstehen.

Herr Marsden giebt uns eine genaue Beschreibung dieser Goldarbeiten. Er sagt: am auffallendsten sind die groben Werkzeuge der Schmiede, mit denen ein Europäer auch die einfachste Arbeit nicht zu vollenden im Stande wäre. Wenn man irgend etwas bei einem Goldschmiede bestellt, so ver-

Flüsse dieses Landes und das stille Meer, welches fast eben so sicher zu befahren ist, als jene, erleichtern den Handel

---

langt er vor allem ein Stück von einem eisernen Reif, um sich ein Instrument zum Drahtziehen daraus zu bereiten. Ein alter Hammer in einen Block geschlagen, dient als Amboß, und ich habe einen Zirkel gesehen, der aus zwei alten an einander gebundenen Nägeln bestand. Das Gold wird geschmolzen in einer Scherbe eines irdenen Topfes, oder zuweilen in einem selbst gemachten Gefäß aus gewöhnlichem Lehm. In der Regel brauchen sie keine Blasebälge, sondern fachen das Feuer durch ein Bambusrohr mit dem Munde an, und wenn die Metall-Masse bedeutend ist, sitzen drei oder vier Personen mit solchen Blasröhren um den Ofen, der aus einem alten zerbrochnen eisernen Topf bestehet. Die Art des Drahtziehens ist der Europäischen ähnlich; wenn der Draht fein genug ist, wird er auf dem Amboß flach geschlagen und mit einem hölzernen Stabe gewunden, dann nochmals flach geschlagen, an den Kanten eingebogen und in verschiedene kleine Blättchen geschnitten, aus denen die Verzierungen zusammengesetzt werden; dieß geschiehet vermittelst einer klebrichten Masse aus kleinen rothen Bohnen, die auf einem rohen Steine zu Brei gerieben werden. Dieser Brei wird, damit er feucht bleibt, in eine junge Cocusnuß gethan. Nachdem die kleinen Blättchen auf einer Goldplatte in Ordnung gelegt und einzeln angeheftet sind, wird eine Mischung aus Goldfeilspähnen und mit Wasser angefeuchtetem Borax bereitet und zum Löthen mit einer Feder über die Platte gestreut, worauf das Ganze auf eine kurze Zeit ins Feuer gesetzt und so vereinigt wird, wobei jedoch große Vorsicht und Geschicklichkeit erforderlich ist. Wenn die Arbeit so weit gediehen ist, erhält sie die schöne glänzende Farbe,

außerordentlich. Unerachtet der scheinbaren Aehnlichkeit des Climas auf den verschiedenen Inseln, herrscht doch in

---

welche die Insulaner so sehr bewundern. Dieß geschieht auf folgende Weise. Salpeter, Kochsalz und Alaune werden gemischt, zu Pulver gestoßen und angefeuchtet; mit dieser Mischung wird die Goldarbeit überstrichen und letztere an ein mäßiges Feuer gebracht, bis jene Masse schmilzt und gelb, dann ins Wasser geworfen und gereinigt wird." *)

Auf die Silberarbeit wird nicht so viele Mühe verwandt, doch hat man in Java rohe Bilder, so wie auch kleine Münzen aus diesem Metall gefunden, woraus sichs ergiebt, daß diese Kunst auch in alter Zeit schon von den Javanesen geübt ward.

Einer der wichtigsten Gewerbszweige ist die Weberei, die schon früh von den Insulanern getrieben ward. Die Thiere dieses Landes liefern keine Felle und die Pflanzen keine Wolle, die zu Verfertigung der Kleidungsstücke tauglich wären; allein die Letztern sind reich an fasrichter Rinde, und daraus müssen sie ihre Zeuge gemacht haben, bevor sie vom Auslande mit andern Stoffen versehen wurden. Der Weberstuhl der Indischen Insulaner ist von dem der Hindus wesentlich verschieden; allein die Walzen oder Rollen, zur Trennung der Baumwolle von den Saamenkapseln, und die Spinnräder sind ganz dieselben.

Das Geschäft der Weberei wird ganz allein von den Weibern betrieben. Ein Picul oder 133 ⅓ Pfund Baumwolle kostet 11 Piaster, und nachdem es von den Saamenkapseln gereinigt ist, 24. Das einfache Färben mit einheimischem Indigo kostet 10 Piaster und das Spinnen und Weben, obgleich es

---

*) Marsdens Sumatra Seite 178 — 180.

den Erzeugnissen eine sehr große Verschiedenheit. Die gebildetern Stämme und die Bewohner der fruchtbaren

keineswegs zur feinsten Arbeit gehört, 16 Piaster, mithin kostet ein fertiges Stück Zeug 450 Procent mehr, als der rohe Stoff. Zweihundert Tagelohn sind erforderlich, um die obenerwähnte Masse von den Saamenkapseln zu trennen, eben so viel, um es zum Spinnen zuzubereiten, und tausend Tagelohn zum Spinnen selbst. Von grobem, fünf Spannen breiten Zeuge verfertigt ein Javanesischer Weber täglich eine Elle. Aus diesem Gemälde siehet man hinlänglich den rohen Zustand der Weberei. *)

Alle von den Insulanern verfertigte Zeuge bestehen aus einem groben, aber dauerhaften Gewebe; feine Stoffe werden durchaus nicht verfertigt. Auch die Kunst, den baumwollnen Zeugen glänzende dauernde Farben zu geben, die wir an den Manufacturen des Indischen Continents so sehr bewundern, ist hier unbekannt. Ihre Hauptfarben sind blau und dunkelroth, und diese haben immer ein stäubiges, düstres Ansehen, ohne allen Glanz. Die Baumwollen-Druckerei ist den Insulanern völlig unbekannt; allein sie ersetzen diese Kunst auf eine sonderbare Weise. Die Theile des Zeuges, welche keine Farbe annehmen sollen, werden mit geschmolzenem Wachs überzogen, und dann wird das ganze Stück in die bestimmte Farbe getaucht; wenn eine zweite oder dritte Farbe hinzugefügt werden soll, so wird dasselbe Experiment mit Wachs wiederholt. Durch diesen schlechten Ersatz für das Drucken, steigt der Preis des Zeugs um 100 Procent.

So unvollkommen auch die Manufacturen der Javanesen sind, so übertreffen sie doch die der andern Insulaner. Au-

*) In Marsdens Sumatra Seite 183 findet man eine genaue Beschreibung dieses Gewerbzweiges.

Striche, versorgen die weniger Gebildeten mit Nahrung und Kleidung, und erhalten dagegen die eigenthümlichen

---

ßer ihnen sind die Bewohner von Celebes und Bali die einzigen Stämme, von denen dieses Gewerbe in bedeutendem Grade getrieben wird, und wegen der vorzüglichen Güte der Baumwolle in den östlichen Ländern, sind die Zeuge von Bali und Celebes feiner und dauerhafter, als die der westlichen Länder, Java nicht ausgenommen.

Eben so ungeschickt und unbehülflich sind die Bewohner des Archipelagus in ihren Holzarbeiten, und die schönsten, glänzendsten Holzarten erhalten in ihren Händen so wenig Glanz und Ansehen, daß man sie kaum für dieselben Stoffe erkennen kann, wenn ein Europäer sie bearbeitet hat. Die vorzüglichsten Arbeiten dieser Art sind Dolchgriffe, Beteldosen und Verzierungen an Pfeilern u. s. w. Auch sind die Staatsbetten der Großen gewöhnlich künstlich ausgeschnitten und glänzend bemalt oder vergoldet. Die beiden letzten Verzierungs-Arten werden jedoch nur von den Chinesen verfertigt. Am weitesten haben sie es im Schiffbau gebracht, und man sieht hier eine unendliche Menge verschiedener Fahrzeuge, von dem kleinsten Kahn, oder ausgehöhlten Baumstamme, bis zu Schiffen von 40 bis 50 Tonnen. Jeder einzelne Stamm hat seine eigene Bauart, und auch diese wird nicht selten willkührlich auf das mannichfaltigste verändert. Die kleinen Fahrzeuge sind gewöhnlich sicher und schnell und für ihren Zweck vortrefflich. Je größer sie werden, desto schlechter und unsicherer sind sie gebaut. Der Archipelagus ist mit den vortrefflichsten Materialien zum Schiffbau so reichlich versehen, und die Schiffahrt selbst ist durch mancherlei Umstände so sehr begünstigt, daß die Bewohner bei höherer Bildung sich ohne Zweifel als Schiffer und Kaufleute sehr auszeichnen werden.

Erzeugnisse dieser Gegenden, gewöhnlich in roher Form, fast so, wie sie aus der Hand der Natur kommen. Die Waaren der ersten Art sind folgende: Reiß, verschiedene Hülsenfrüchte, vegetabilische Oele, Baumwolle, Baumwollen-Zeuge, Taback, Salz, Zucker und Indigo. Die Waaren der zweiten Art bestehen in Gold, Zinn, Elfenbein, Benzoa, Catechu, getrocknete Fische u. s. w. Die Bedürfnisse oder die Luxus-Artikel der Fremden sind eine mächtige Triebfeder für den innern Handel des Archipelagus, und aus dieser Quelle entspringt der Handel mit folgenden Gegenständen: eßbare Vogelnester, Tripang oder Bech de Mer, schwarzer Pfeffer, Gewürznelken, Muscatnüsse, Muscatblüthen, Kampfer, Schildkrötenschalen, Haifischflossen u. s. w. Außer dem Küsten- und Binnenhandel, der durch Fremde oder Colonisten mit den ebengenannten Producten getrieben wird, treiben auch die mächtigen und gebildeten Stämme unter sich einen bedeutenden Frachthandel. Diese Stämme sind die Javanesen, die Malayen und die Bugis, die größern Stämme der drei schönsten Inseln, Java, Sumatra und Celebes.

Die Jahrbücher der Gewürz-Inseln erwähnen, daß die Javanesen schon im Jahr 1332 die Insel Ternati zu besuchen pflegten, die damals wegen der Gewürznelken berühmt war. Später zur Zeit ihres Uebergangs zur Mahomedanischen Religion, haben sie und die Malayen Niederlassungen daselbst begründet. Aller Wahrscheinlichkeit nach ward der Gewürzhandel schon von der frühesten Zeit an durch einen der genannten Stämme betrieben. Es waren die Bedürfnisse der westlichen Welt, welche diesen

Handel beförderten, und die Unternehmungen dieser Stämme können als das erste Glied in der langen Handelskette betrachtet werden, durch welche die Gewürze der Molucken, von einer barbarischen Nation zur andern, endlich bis an die Thore Roms gelangten, dessen Einwohner nicht wußten, wo sie erzeugt, noch auf welche Weise sie herbeigeschafft waren. Die Gewürze wurden von diesen Abenteuerern aus den östlichsten Gegenden des Archipelagus geholt und in die westlichen Handelsplätze Malacca, Achin und einige Hafen von Java gebracht, wo sie in der frühesten Zeit von den Hindus und später auch von den Arabern aufgekauft wurden.

Der Kampf der Europäer gegen den Handel und die Industrie der Eingebornen unterdrückte den Verkehr der Javanesen und Malayen, die ihrer Lage wegen zuerst von ihnen überwältigt wurden. Die Bewohner von Celebes sind jetzt die bedeutendsten und unternehmendsten Schiffer dieser Gegenden, und unter ihnen sind die Bugis von Waju die ausgezeichnetsten. Einige Nachrichten von ihren Unternehmungen werden daher interessant seyn. Das ursprüngliche Vaterland dieses Volks ist die Umgebung des großen Landsees Tapara-karaja im südwestlichsten Winkel von Celebes. Die Europäer sind mit der Natur dieses Landes völlig unbekannt, allein nach der Analogie anderer Reiche können wir mit Grund annehmen, daß ein Gebiet, aus welchem ein verhältnißmäßig so gebildetes und unternehmendes Volk herstammt, von bedeutender Fruchtbarkeit seyn muß. Im ganzen Archipelagus ist keine für den Handel günstige Gegend, wo die Bugis von Waju sich

nicht angesiedelt hätten; ja in einigen Gegenden haben sie sogar große Colonien und unabhängige Staaten gegründet. Der obenerwähnte See steht durch Flüsse, die für die größten hier gebräuchlichen Fahrzeuge schiffbar sind, im Osten mit der Bai von Boni und im Westen mit dem Meere in Verbindung. Die Fahrt von den Ufern des Sees beginnt zu Anfang des östlichen Passat-Windes. Die Schiffer betreiben ihren Handel, indem sie westwärts weiter segeln, bis sie in Rio, Malacca, Penang und Achin die Grenzen des Archipelagus erreichen, wo sie sich mit dem Wechsel der Jahreszeit zur Rückreise anschicken. Die Waaren, welche sie aus ihrem Vaterlande ausführen, oder im Laufe ihrer auswärtigen Reisen für den Markt der entfernten Inseln mitnehmen, sind vortreffliche und dauerhafte einheimische Baumwollen-Zeuge, Goldstaub, Muscatnüsse, Spanische Piaster, Vogelnester, Kampher, Benzoa oder Weihrauch und Schildkröten-schalen. Dagegen führen sie entweder zum Verbrauch der verschiedenen Stämme, die sie unterwegs besuchen, oder für den einheimischen Markt, aus den äußersten Gegenden des Archipelagus zurück. Opium, Europäische feine Tücher, Europäische und Indische Baumwollen-Waaren, rohes Eisen und Taback. Dieß ist die bedeutendste Reise der Kaufleute von Waju; allein sie unternehmen auch viele kleinere, vorzüglich um Gegenstände für den Markt von China zu holen, wie Vogelnester, Schildkrötenschalen, Schmuckfedern und Tripang. Die merkwürdigste und interessanteste dieser Reisen, ist die an die Küste von Neu-Holland zur Fischerei des letztgenannten Artikels.

Ueber 40 Schiffe von 20 bis 50 Tonnen segeln jährlich aus Macascar an die Küste von Neu-Holland, und außerdem viele in derselben Absicht in andere Gegenden. Ein Schiff von 20 Tonnen, mit etwa 25 Schiffleuten wird für glücklich gehalten, wenn es 7000 Pfund Tripang erhält. Diese Unternehmungen werden mit dem Capital der geschäftsführenden (resident) — Chinesischen Kaufleute betrieben, indem letztere den Unternehmern, nach Verhältniß ihrer Ausrüstung 2 bis 400 Spanische Piaster vorschießen und sich das Recht sichern, die Ladung nicht anzunehmen. Diese Uebersicht wird hinreichen zur Kenntniß des Characters und des Umfangs dieses einheimischen Handelszweiges.

Jetzt wollen wir die Einrichtungen und Vorkehrungen zu dem Handel mit Ausländern betrachten. Von allen Nationen von Japan bis Bengal wird der auswärtige Handel mehr geduldet, als begünstigt. Wenn ein Fremder die Erlaubniß erhält, Handel zu treiben, so betrachtet man das als eine große Begünstigung für ihn, nicht als einen Vortheil für die Gesellschaft, mit welcher er in Verbindung tritt. Die Stämme der Indischen Inseln, stimmen darin mit den übrigen ziemlich überein. Das erste, was ein fremder Kaufmann zu thun hat, ist, die Gunst des Fürsten zu gewinnen und durch Geschenke die Erlaubniß zu erhalten, Handel zu treiben. An die Erhebung regelmäßiger Zölle wird selten gedacht. Das kurzsichtige Urtheil der einheimischen Fürsten sieht den in die Augen fallenden Vortheil, der ihm durch den wohlfeilen Kauf und theuern Verkauf zu Theil wird, und er macht den Handel erweder zu einem Monopol, oder ertheilt das

Privilegium einem Günstlinge, oder dem, der es theuer bezahlt. Ein Malayischer Fürst ist daher gewöhnlich der erste und nicht selten der einzige Kaufmann in diesem Lande. *) Wo ein thätiger Verkehr mit den gebildetern Völkern Asiens begründet war, und besonders, wo die Araber und ihre Nachkommen die Oberherrschaft gewannen, hat man gelegentlich eine weitsichtigere und liberalere Politik befolgt und dem Handel bedeutende Freiheit gestattet. Die Folgen davon sind, wie sichs erwarten läßt, immer sehr wohlthätig gewesen; der Handel hat geblüht, und solche Staaten sind stets verhältnißmäßig reich und mächtig geworden, wie z. B. Malacca, Bantam, Achin, Palembang, Pontianak und Macassas. In diesen Staaten war der Handel so bedeutend, daß die Verwaltung desselben einen eignen Zweig der Regierung beschäftigte, und der Beamte, unter dessen Leitung derselbe stand, war der höchste und bedeutendste Staatsdiener.

---

*) Beaulieu bestätigt diese Bemerkungen, in seiner Beschreibung des Handels mit den Ausländern in Achin. Siehe Harris Collectica Vol. I.

Zweites Capitel.

Ueber den Handel mit Asiatischen Nationen.

Schon von den frühesten Zeiten an, hat zwischen dem Archipelagus und allen großen Küstenvölkern Asiens eine Handelsverbindung Statt gefunden. Ich werde in diesem Capitel eine Uebersicht der Geschichte und der Verhältnisse dieser Handelsverbindungen darlegen, und von den Chinesen zu den Hinduchinesen, dann zu den Völkern von Hindostan, den Arabern und Persern übergehen. Alle Ausländer, die zu irgend einer Zeit eine Verbindung mit den Indischen Insulanern anknüpften, habe dieselbe ununterbrochen unterhalten, während der Unternehmungsgeist oder die Ruhm- und Habsucht niemals die Bewohner des Archipelagus bewogen haben, über ihre einheimischen Gewässer hinauszusegeln.

Die ausgebreitetste, engste und vermuthlich älteste Handelsverbindung dieser Insulaner ist die mit China. Der Begehr nach den ausgezeichnetsten Producten dieser Inseln ist jetzt gewissermaßen verwebt mit den unveränderlichen Gewohnheiten, Sitten und religiösen Gebräuchen der merkwürdigen Bewohner dieses Reichs. Schon aus diesem einzigen Umstande, welcher wichtiger ist als die schwankenden Ueberlieferungen der Chinesen und Indischen Insulaner, läßt sich mit Sicherheit folgern, daß diese Handelsverbindung schon sehr alt ist. Wir dürfen uns jedoch nicht vor-

stellen, daß sie in früherer Zeit geschäftig und thätig betrieben ward, wir haben vielmehr unbestreitbare Beweise vom Gegentheil. Gegenwärtig, nachdem die Europäer ihnen den Weg gezeigt, und mehrere Gegenden des Landes durch ihren Schutz zu einem sichern Aufenthalte gemacht haben, zeigen die Chinesen einen großen Hang, Ansiedelungen und Colonien zu gründen. Daß dieß früher nicht der Fall war, ergiebt sich aus dem Umstand, daß nicht nur keine Colonien vorhanden sind, sondern daß man auch keine Spur von der Sprache, den Gewohnheiten und den Sitten einer solchen Colonie antrifft. Die Insel Formosa, etwa 20 Seemeilen von der Küste der bedeutendsten Handelsprovinz des Reiches entfernt, ward durch die Chinesen, nach ihrer eignen Aussage, und zwar durch Zufall, erst im Jahr 1430 entdeckt und 231 Jahre später erst besetzt, nachdem sie, durch den Geist der Europäischen Sitten und Einrichtungen zu einem bequemen und sichern Aufenthaltsorte geworden war. Auf dieselbe Weise wurden die Philippinen, nach ihrer eignen Geschichte, in allen frühern Perioden vernachlässiget, und erst besucht, nachdem die Spanier eine gewisse Ruhe daselbst begründet, und sie dadurch für diese furchtsame und ununternehmende Menschenrace zugänglich gemacht hatten. Die Chinesische Bevölkerung von Java ward unter denselben Umständen begründet. Keiner, oder doch nur Wenige, hatten den Muth, sich unter der stürmischen Regierung der Eingebornen anzusiedeln; allein kaum hatten die Holländer sich eingefunden, als eine solche Menge Chinesischer Colonisten herbeiströmte, daß nach Verlauf eines Jahrhunderts ihre Herren es für nö-

thig hielten, sie zu Tausenden niederzumetzeln. Die politischen Institutionen der Chinesen sind unter den Asiatischen Völkern merkwürdig, wegen der ungewöhnlichen Ruhe, die sie durch Erfahrung zu erhalten wissen, und wegen der daraus entspringenden Sicherheit des Lebens und des Eigenthums. Dieser Umstand war in einem fruchtbaren Lande und bei günstiger Lage ganz geeignet, die Vermehrung außerordentlich zu befördern, und das Drückende der Uebervölkerung, in Verhältniß zu den Mitteln des Unterhalts, mußte nothwendig eine den andern Asiatischen Völkern unbekannte, ruhige und systematische Industrie herbeiführen. Wir finden jedoch, daß der Gewerbsfleiß beständig auf Bedürfnisse oder auf Befriedigung der Sinne gerichtet ist, und nie den Character geistiger Unternehmungen annimmt. In dem Character der Chinesen zeigt sich in der That keine Spur, aus der man schließen könnte, daß sie kühner und gefährlicher Unternehmungen fähig wären, und ich muß aus diesen und andern Gründen bezweifeln, ob sie jemals weite Seereisen nach Malabar, oder in den Persischen Golf gemacht haben. Die einzige zuverlässige Nachricht von einer weiten Reise ist die, an welcher der berühmte Venetianer, Marco Polo, Theil nahm. Die nähern merkwürdigen Umstände derselben sind einer weitern Ausführung werth, weil sie über den Gegenstand unserer Untersuchung manches aufklären. Der Tartarische Souverän von Persien schickte Gesandten an seinen Verwandten, Kublai, dem Tartarischen Kaiser von China, um sich eine Frau bringen zu lassen. Ein junges Mädchen aus der königlichen Familie ward ihm abgetreten und ver-

suchte, mit ihrem Gefolge zu Lande nach Persien zu reisen, was aber wegen der Kriege unter den Fürsten der Tartarei nicht gelingen wollte. Die Familie Polo war damals am Chinesischen Hofe, und Marco war eben von einer Reise nach den Indischen Inseln zurückgekehrt. Als die Persischen Gesandten davon hörten, machten sie den Vorschlag, unter der Leitung der Europäer zur See in ihre Heimat zurückzusegeln. Der Kaiser gab seine Einwilligung zu der Reise, und im Jahre 1291 segelte die Gesellschaft, von den Europäern begleitet, auf einer Flotte von 14 Chinesischen Schiffen (Junken), die auf zwei Jahre mit allen Bedürfnissen versehen waren, von Peiho ab. Sie brauchten drei Monate, um Sumatra zu erreichen, eine Reise, die eine Chinesische Junke jetzt in drei Wochen zurücklegen würde, und nicht weniger als achtzehn Monate, um von dort nach Ormuz zu segeln. Als Marco Polo dem Chinesischen Hofe erzählte, wie leicht das Indische Meer zu befahren sei, betrachtete man dieß als eine Neuigkeit. Es ist daher wahrscheinlich, daß diese Reise den Chinesen bisher unbekannt war, und daß sie dieselbe jetzt zum erstenmale wagten, und zwar nur unter der Leitung der Europäer. Eine kaiserliche Flotte, die doch gewiß auf das Beste ausgerüstet war, brauchte zwei Jahre, um den bestimmten Hafen zu erreichen, und natürlich eben so lange zur Rückreise. Eine Handelsreise von vier Jahren kann schwerlich von irgend einem Volke mit Vortheil unternommen werden, und am wenigsten, wo man Geld zu übermäßigen Zinsen borgen muß. Auch kann man nicht annehmen, daß der Handel ohne Wissen des Tartarischen Herr-

schers betrieben worden sei, um so weniger, da Kublai berühmt war, wegen seines Verlangens, fremde Länder kennen zu lernen. Ueberdieß mußten die Portugiesen, welche lange den Wunsch hatten, eine Verbindung mit China anzuknüpfen, nothwendig auf Chinesische Schiffe gestoßen seyn, wenn diese bis an die Küste von Hindostan gekommen wären.

Ich glaube selbst mit Grunde annehmen zu können, daß die Araber, welche schon im 9. Jahrhundert die Küsten von Indien und China besuchten, den Chinesen zuerst den Weg zu den Indischen Inseln gezeigt haben. Diese Ansicht wird selbst durch die Etymologie bestätigt, indem die Indischen Insulaner, den ihnen bekannten Chinesischen Hafen mit dem Arabischen oder Persischen Namen Chin benennen. Man hat behauptet, daß die Chinesen den Compaß kannten, und daraus geschlossen, daß sie große Schiffer waren und weite Reisen machten, allein eben so gut müßte man behaupten, daß sie — weil ihnen eine Art des Druckens bekannt ward, nothwendig denselben Gebrauch von dieser Erfindung gemacht haben müßten, wie die Europäer; und wenn sie wirklich den Compaß gekannt hätten, so könnte diese wichtige Entdeckung den Arabern nach einer 600 jährigen Verbindung mit China nicht mehr unbekannt gewesen seyn, wie es doch der Fall war.

Wahrscheinlich ist es, daß die Chinesen, so wie die Araber, eine Küstenfahrt bis zu den Indischen Inseln machten und den kürzern und sicherern Weg, den sie jetzt verfolgen, erst durch die Europäer kennen lernten. Diese Vermuthung wird bestätigt durch die bekannte Thatsache,

daß noch jetzt fast keine Junke, ohne einen Portugiesischen Steuermann, eine solche Reise unternimmt.

Die erste bestimmte Erwähnung der Chinesen in den Annalen der Indischen Insulaner ist eine Bemerkung, daß sie unter der Regierung des Königs Marhum, der im Jahre 1465 den Thron bestieg, um Gewürznelken zu holen, nach Ternati kamen. Es heißt ferner in den Annalen von Java, daß die Frau des letzten Monarchen von der Religion der Buddhisten eine Chinesin war. Dieser Monarch verlor sein Reich und sein Leben im Jahre 1478, so daß diese beiden Ereignisse sich der Zeit nach sehr nahe stehen. Aus den Javanesischen Annalen derselben Zeit erfahren wir, daß einige Verbindung zwischen Java und Champa und Kamboja auf dem Wege nach China längs der Küste betrieben ward. Merkwürdig ist es, daß die Araber, als Theilnehmer an diesem Handel, ausdrücklich erwähnt werden. Unabhängig von Europäischen und Arabischen Nachrichten, gehet aus den einheimischen Ueberlieferungen deutlich hervor, daß die Araber anderthalb Jahrhunderte mit Ternati, und noch länger mit Java in Verbindung standen, bevor irgend eine Erwähnung über die Chinesen geschieht.

Nach Chinesischen Nachrichten, ist der Handel zwischen diesem Lande und den Indischen Inseln sehr alt. P. Amirot und de Guignes der ältere erwähnen, nach dem Zeugniß Chinesischer Annalen, einer Indischen Insel, die sie Kouaoua nennen. Man hat dieselbe für Borneo oder Java gehalten; allein die Unwissenheit und der mangelhafte Verkehr der Chinesen lassen eher vermuthen, daß der

ganze Archipelagus unter diesem Namen zu verstehen sei. Han Toko, ein pünctlicher und wohlunterrichteter Chinese in Java, der mit der Chinesischen Literatur, so wie mit der Malayischen Sprache und den Sitten in Java sehr wohl bekannt war, theilte mir Nachrichten mit von dem Lande, worauf Amirot und de Guignes sich beziehen. Sie sind aus einem Chinesischen, unter der Herrschaft des Kanhi in Pekin gedruckten Werke entnommen, und im Wesentlichen folgenden Inhalts. Das Land ward früher Cha-po, jetzt aber Jao-wa genannt. Dieses Land ward den Chinesen zuerst bekannt unter der Regierung des Kaisers Lao-Gil-yong aus dem Hause Song, vermuthlich der erste Fürst aus diesem Stamme, der nach du Halde im Jahr 420 den Thron bestieg. In zwei andern frühern Perioden sollen die Könige von Chapo oder Koua-oua oder Jao-wa als Zeichen der Unterthänigkeit, Gesandtschaften nach China geschickt haben, einen Zweck, den die Unwissenheit und Eitelkeit der Chinesen allen Gesandten fremder Fürsten zuschreibt. Unter der Regierung des ersten Tartarischen Herrschers von China, des berühmten Kublai, und zwar im 13. Jahre seiner Regierung, das ist 1299, ward ein Versuch gemacht, Jao-wa zu erobern, der aber wegen der großen Menge der Bewohner dieses Landes fehl schlug. Weiterhin wurden die Chinesischen Berichte immer umständlicher und mit der Geschichte der Insel Java übereinstimmender. Die Beschreibung des Volks und ihrer Sitten ist in mancher Rücksicht genau und mit dem Character der Insulaner treu übereinstimmend. Die Männer, heißt es z. B., tragen beständig kurze Waffen (Kris) von vortrefflicher Arbeit; sie kennen keine

körperliche Züchtigung, Todesstrafen sind sehr häufig; sie sind sehr rachsüchtig; bei ihren Heirathsceremonien geht der Mann in das Haus des Weibes, nicht umgekehrt; die Todten werden theils ins Wasser geworfen, theils verbrannt, theils begraben. Alle diese Bemerkungen sind der Wahrheit gemäß; und so ist auch das Verzeichniß der Ausfuhrartikel ganz richtig.

Die Chinesen vernichten den auswärtigen Handel, sie sind ein ein eifersüchtiges, ungeselliges Volk und noch weit entfernt von der Stufe der Bildung, auf welcher die Menschen aus Gewinnsucht die Abneigung gegen Fremde überwinden und die Vortheile eines auswärtigen Handels einsehen. Ihr großes Reich umfaßt so viele Himmelsstriche, und ist daher so reich an den mannichfaltigsten Erzeugnissen, daß sie wirklich des auswärtigen Handels um so weniger zu bedürfen scheinen, je mehr die vortreffliche Bewässerung die Schiffahrt im Innern erleichtert. Dazu kommen noch andere Gründe. Die Meeresküste von China ist in Verhältniß zum Flächeninhalt und zur Bevölkerung klein, sie ist gefährlich zu befahren; die Chinesen sind furchtsame und ungeschickte Schiffer, und endlich haben sie keine reiche Nachbaren, die nach einem freien Verkehr mit ihnen trachten.

Die Regierung von China ist daher einem auswärtigen Handel sehr entgegen, und duldet denselben mehr, als sie ihn beschützt. Der am meisten begünstigte Handel ist der mit den Indischen Inseln. Er bringt ihnen Erzeugnisse, auf welche sie einen wirklichen Werth legen, und die Schwäche derer, mit welchen er betrieben wird, entwaffnet

alle politische Eifersucht. Einen jeden Zweig des auswärtigen Handels, den die Unterthanen von China betreiben wollen, pflegt die Regierung ohne Ausnahme einzelnen Individuen anzuvertrauen, welche verantwortlich gemacht werden, daß derselbe unter den gesetzlichen Beschränkungen und Bedingungen geführt werde. Diese Sicherheits-Kaufleute, wie man sie genannt hat, müssen für jedes Schiff, das in China ankommt, oder von dort absegelt, sowohl in Betreff der Handelsgesetze, als auch des Betragens der Mannschaft bürgen. Diese Personen zahlen der Regierung eine gewisse Summe für das Privilegium, welches sie genießen, und entschädigen sich durch Eröffnung des Handels und Erhebung gewisser Abgaben von den Kaufleuten. In dem Hafen Amoy, oder Em-ui, in der Provinz Fo-kien, dem vorzüglichsten Sitze des Handels, sind drei Sicherheitskaufleute, welche von den übrigen Kaufleuten sechs Procent für Ausfuhr, und fünf für Einfuhrartikel erheben. Doch betreiben diese Kaufleute den Handel nicht mit einem gemeinschaftlichen Capital, sondern gestatten fast ganz freie Mitbewerbung.

In keinem Zweige der Gesetzgebung sind in der weniger gebildeten Zeit, durch die anmaßende Einmischung der Regierung, so viele grobe Irrthümer begangen worden, als in dem des auswärtigen Handels. Beweise davon finden wir in China wie in Europa, und es ist merkwürdig genug, wie sehr die Irrthümer in beiden übereinstimmen. Zur Betreibung des auswärtigen Handels hat jeder dieser Welttheile seine Monopole, und in China sehen wir alle Fehler und Dummheiten des Mercantilsystems der politischen Oe-

conomie, des Spottes der gegenwärtigen Generation, obgleich des Ruhmes unserer Vorfahren. Die Chinesen treiben wirklich die Grundsätze des Mercantilsystems aufs Aeußerste und würden im Anfange des vorigen Jahrhunderts den Neid oder die Bewunderung der Europäischen Politiker erregt haben. Sie glauben, wie unsere damaligen Politiker, daß der Wohlstand im Gelde bestehe; sie haben eine große Vorliebe für denjenigen auswärtigen Handel, welcher die größten Summen baaren Geldes ins Land bringt, und verbieten die Ausfuhr des letztern. Allein zu den verbotenen Ausfuhrartikeln gehören auch noch folgende: edele und nützliche Metalle, roh oder verarbeitet, besonders in der Form von Hausgeräthen; alle Arten von Getreide; rohe Seide und Chinesische Bücher. Dagegen ist die Einfuhr roher Nahrungsstoffe in jeder Form und aller Gewürze, mit Ausnahme der berauschenden, entweder gesetzlich oder doch gewöhnlich. Man muß sich aber nicht vorstellen, daß die verbotenen Artikel nicht eingeführt würden. Durch Hülfe der in China allmächtigen Bestechung wird jede Waare ein- und ausgeführt, und in Betreff der Umgehung der Gesetze herrscht zwischen dem Magistrat und den Kaufleuten ein völliges Einverständniß. Daher besteht der einzige Nachtheil dieses Systems darin, daß die unvermeidliche Bestechung den Preis der Güter erhöht, und dadurch den Verbrauch beschränkt.

Fast der ganze auswärtige Handel von China wird von den beiden Küstenprovinzen Quantong und Fo-kien betrieben, und von der letztern der größte Theil des Handels mit den Indischen Inseln. Diese Provinz ist zwar eine

der kleinsten des Reichs, allein sehr ausgezeichnet durch den Unternehmungsgeist ihrer Einwohner, die Vortrefflichkeit ihrer Seehäfen und die fast ausschließliche Erzeugung alles braunen Thees, der ins Ausland geht. Der vorzüglichste Hafen ist Hiamen, von uns Amoy oder richtiger Em-ui genannt.

Um den Character des Handels zwischen den Indischen Inseln und China kennen zu lernen, müssen wir einige Bemerkungen über die Schiffahrt, durch welche er betrieben wird, voranschicken. Der Zustand der Schiffsbaukunst und der Schiffahrt einer Nation, giebt uns einen sichern Maßstab zur Beurtheilung ihrer Bildung. Dieses gilt sowohl von den Asiatischen, als von den Europäischen Nationen. Die Fahrzeuge und Schiffe der Chinesen sind, ohnerachtet ihrer Unvollkommenheit, denen der übrigen Asiatischen Völker, welchen nicht der Beistand oder das Beispiel der Europäer zu Theil ward, an Bauart, Größe und Nutzbarkeit weit überlegen. Der gewöhnliche Chinesische Name für diejenigen Schiffe, welche ins Ausland segeln, ist Toheou; die Portugiesen nennen sie Soma; die Indischen Insulaner Wangkang und wir Junken, eine Verstümmlung des Worts Jung, welches im Gegensatz von Böten und Kähnen in mehrern Mundarten des westlichen Archipelagus ein großes Schiff bezeichnet. Fast alle Junken, auf denen der Handel zwischen China und den Indischen Inseln betrieben wird, sind in Bangkok, der Hauptstadt des Königreichs Siam erbauet. Diesen Ort hat man erwählt, wegen der außerordentlichen Menge und Wohlfeilheit des schönen Bauholzes, welches man daselbst findet.

Zur Befestigung der Bohlen und Breter dienen eiserne Klammern. Der obere Theil des Schiffes ist sehr hübsch mit Bambusrohr eingefaßt und der Boden mit einem Harz überzogen, welches die Malayen Damar nennen. Der Bauch ist flach und ohne Kiel und das Vordertheil viel kleiner, als das Hintertheil. Dieses ist mit einem großen Verdeck versehen, durch welches das Steuerruder vor dem Wellenschlage geschützt wird. Diese Schiffe haben zwei bis vier Masten von ungleicher Größe, indem der Hauptmast gewöhnlich viel höher ist, als die Uebrigen. Jeder derselben besteht aus einem einzigen Baumstamm und ist mit einem großen quadratförmigen Segel versehen, welches aus Matten von gespaltenem Bambus besteht und mit Rahmen aus Rohr aufgespannt wird. Alle diese Schiffe haben nur Ein Verdeck, und der ganze Raum ist in kleine Cajüten oder Kammern getheilt, die theils von den Schiffsleuten bewohnt, theils mit Waaren gefüllt werden. Pumpen sind entweder unbekannt oder nicht in Gebrauch. Die Ankertaue bestehen aus gedrehtem Stuhlrohr, die Anker aus Eisenholz, das an den Flügeln zuweilen mit Eisen beschlagen ist. Das feste und lose Tauwerk besteht entweder aus Stuhlrohr oder aus Cocusnußbast (Coir). Das Ansehen einer Chinesischen Junke ist im Ganzen grotesk und auffallend. Das Verdeck hat die Gestalt eines halben Mondes, die Enden des Schiffes sind so unverhältnißmäßig hoch und schwerfällig, daß man denken sollte, jeder heftige Windstoß müsse dasselbe umwerfen; an jeder Seite des Vordertheils ist ein großer weißer Fleck oder Kreis, welcher ein Auge vorstellen soll. Ausgenommen mit vollem

Winde, sind diese Schiffe schlechte Segler und schwer zu steuern, auch erfordern sie eine große Menge von Matrosen. Ein Europäisches Schiff von 100 Tonnen ist mit 4 Matrosen hinreichend besetzt, während ein Chinesisches 40 erfordert. Auf den größten Schiffen werden nicht selten, allein zur Führung des Steuers, 50 Leute gebraucht. Die Größe der Junken richtet sich gewöhnlich nach der Beschaffenheit des Hafens, den sie zu besuchen pflegen. Es giebt deren bis zu der ungeheuern Größe von 1200 Tonnen, wie z. B. auf der Fahrt zwischen Batavia und Amoy. So unvollkommen auch die Bauart dieser Schiffe ist, so scheint es doch unmöglich, dieselbe zu verbessern, denn alles, — was den uralten Gewohnheiten, oder was dasselbe ist, den Gesetzen von China zuwiderläuft, wird daselbst als Hochverrath betrachtet. Vor einigen Jahren soll man den Versuch gemacht haben, die Bauart der Junken nach Europäischen Mustern zu verbessern; allein die schärfsten Strafen haben denselben vereitelt. Die Officiere einer Chinesischen Junke bestehen aus einem Befehlshaber über die Mannschaft, einem Lootsen, welcher die ganze Schiffahrt zu leiten hat, und einem Quartiermeister, dem die Führung des Steuers obliegt. Ordnung und Subordination finden in hohem Grade Statt; allein nicht sowohl nach einem wohlorganisirten System, als aus dem natürlichen Grunde der Nüchternheit und Ordnungsliebe der Leute, so wie durch den Umstand, daß jeder Einzelne bei der Unternehmung interessirt ist, indem ein verhältnißmäßiger Theil des Raums seiner freien Benutzung anheim gestellt wird. Mit der eigentlichen Schiffahrtskunde und selbst mit den nützli-

chen practischen Theilen derselben, sind die Chinesen völlig unbekannt. Sie führen keine Rechnung, machen keine Beobachtungen am Himmel und wissen nichts von der Länge und Breite eines Ortes. Der bei den Chinesen gebräuchliche Compaß ist in 24 Puncte getheilt, vermuthlich nach ihrer alten Eintheilung des Horizonts. Nach du Halde werden alle diese Compasse in Japan verfertigt. Wenn das wahr ist, so kann man wohl annehmen, daß der Gebrauch dieser Instrumente durch die Japanesen nach China gekommen ist. Auf jeden Fall aber ist der Chinesische Compaß sehr unvollkommen und die Länge ihrer größten Nadeln beträgt nie über 3 Zoll. Auch wissen sie so wenig mit demselben umzugehen, daß sie ohne Hülfe der Passatwinde, nie so weite Reisen unternommen haben könnten. Die Reise von dem Hafen Amoy nach Batavia erfordert unter den günstigsten Umständen 20 bis 25 Tage. Es kann daher jährlich nur Eine solche Reise zurückgelegt werden. Jedoch trotz aller Ungeschicklichkeit in der Führung, glaube ich nicht, daß viele Chinesische Junken scheitern, weil die Lootsen mit den Passatwinden so genau bekannt sind, daß sie die stürmischen und gefährlichen Perioden derselben zu vermeiden wissen. Während meines ganzen sechsjährigen Aufenthalts in Java hat, so viel ich weiß, nur Eine Junke Schiffbruch gelitten, und auch von dieser ward die ganze Mannschaft und die Ladung gerettet. Ein gut gebautes Englisches oder Americanisches Schiff würde dieselbe Reise mit Leichtigkeit dreimal im Jahre vollenden, und zwar mit viel größerer Sicherheit, mit einer verhältnißmäßig größern Ladung und mit einer zehnmal so gerin-

gen Zahl von Matrosen. Derselbe große Unterschied findet in Betreff der Unkosten Statt, und dennoch hat diese Junkenschiffahrt einige Vorzüge vor der Europäischen. Die Chinesen besitzen nämlich eine äußerst genaue Kenntniß der Märkte und eine Geschicklichkeit, die Ladungen zu assortiren und zu ordnen, die ein Europäer schwerlich erlangen wird, weil er sich als Fremder nicht an die große Sparsamkeit und die sorgfältige Beobachtung jedes kleinen Umstandes, die den Chinesen eigen ist, gewöhnen kann. Ueberdieß haben sie besondere Vortheile in den Hfäen ihres eignen Landes, so daß ihnen manche sehr wichtige Artikel für den Indischen Handel zu Gebote stehen, von denen die Europäer völlig ausgeschlossen sind.

Wie groß der Gewinn und das Risico einer solchen Handelsunternehmung zwischen Amoy und Batavia seyn muß, können wir aus den Zinsen abnehmen, welche die Unternehmer für eine Geldanleihe in Batavia entrichten müssen. Diese betragen gewöhnlich 40 Procent; der reine Gewinn einer Handelsspeculation kann nicht weniger, als doppelt so viel seyn. Die Preise der schweren Waaren, wie Thee und Porcellan, ist auf den Indischen Inseln 150 bis 200 Procent höher, als in China; der von Seiden- und Baumwollenzeugen etwa 100 Procent; man muß jedoch bedenken, daß diese Preise nicht für den Verkauf im Ganzen, sondern für den Detailhandel gelten, denn sobald die Junken in einem Hafen der Indischen Inseln ankommen, werden die Waaren sogleich von den Eigenthümern in Buden aufgestellt und verhökert.

Die Abgaben für die Junken in den einheimischen

Hafen sind willkührlich und schwankend, und natürlich an jedem Orte verschieden. Anstatt dieselben nach dem Werth der Ladungen zu erheben, wie es bei uns gewöhnlich ist, muß die Junke für die Erlaubniß, Handel zu treiben, eine Steuer entrichten. Diese Art der Zahlung ist den Chinesen, so wie allen Asiatischen Kaufleuten sehr angenehm, weil sie natürlich jede Einmischung der Regierungsbeamten in ihre Geschäfte fürchten und die Befreiung davon gerne um jeden Preis erkaufen. In den einheimischen Häfen ist dieser Preis wirklich nicht übertrieben hoch, denn er übersteigt selten 2 bis 3 Procent, ist also geringer, als in den meisten Europäischen Hafen.

Die in dem Handel zwischen China und den Indischen Inseln gangbaren Waaren bezeichnen den Handel eines reichen, dicht bevölkerten Landes, mit einem armen und menschenleeren, das aber durch den Reichthum und die Seltenheit seiner Producte ausgezeichnet ist. Es ist jedoch zu bemerken, daß ein großer Theil der Zeuge aus China für die Bekleidung der Colonisten dieses Landes im Archipelagus bestimmt ist, und daß diese auf der andern Seite zur Besorgung der Rückfrachten vieles beitragen. Die wichtigsten Einfuhrartikel aus China sind folgende: brauner Thee, grobes Porcellan, verarbeitetes Eisen, besonders zu Küchengeschirren, Baumwollenzeuge, rohe und verarbeitete Seide, Messingwaaren, Papier, Bücher, Gemälde, Schuhe, Fächer, Sonnenschirme und Spielzeug. Die Gegenstände der Rückfrachten sind viel zahlreicher und umfassen fast alle Erzeugnisse des Archipelagus. Die wichtigsten sind folgende: schwarzer Pfeffer, Gewürznelken, Muscatnüsse

und Blüthen, langer Pfeffer, Ebenholz, Sandelholz und andere Holzarten, Benzoa, Campher, Elfenbein, Zinn, Stuhlrohr, Kawul oder Zunder von einer Palmenart, Betelnüsse, Wachs, Gambir, Baumwolle, Agar-a-gar oder Meerschilf, Tripang, Vogelnester, Dendeng oder getrocknetes Fleisch, Haifischflossen, Fischmagen, Rhinoceroshörner und Häute, Ochsen- und Büffelhörner und Häute, Schildkrötenschaalen, Goldstaub, Silbermünzen, Europäische Wollen- und Baumwollenzeuge u. s. w. Alle diese Artikel werden weiterhin hinlänglich beschrieben, sie bedürfen daher hier keiner weitern Bemerkung. Die Hauptsitze dieses Handels in den Indischen Inseln sind Manilla und Batavia. Der folgende Bericht über den Betrag und die Vertheilung dieses Handels enthält die besten Angaben, die ich aufzutreiben im Stande war. Der Handel zwischen Malacca und Emoy ward durch eine Junke von etwa 1000 Tonnen Last betrieben; allein die schwankende Politik in Europa hat ihren nachtheiligen Einfluß selbst auf diese fernen Gegenden erstreckt und diesen Handel in Stockung gebracht. Früher pflegten auch sehr viele Junken nach Achin zu segeln, dieser Handel hat aber völlig aufgehört. Zwei Junken von Emoy von etwa 800 Tonnen und Eine aus dem Hafen Changlim von 500 Tonnen pflegen jährlich Lingen und die andern Malayischen Inseln zu besuchen. Eine Junke aus Emoy von 800 Tonnen betreibt den Handel mit Tringanu und eine andere von eben der Größe mit Kalanten, zweien Malayischen Staaten am westlichen Ufer des Golfs von Siam. Das Königreich Siam wird wegen der Aehnlichkeit seiner Erzeugnisse, we-

gen der Nähe des Indischen Archipelagus und wegen des Umstands, daß mehrere Producte des Letztern hier einen Durchgangszoll nach China bezahlen müssen, von den Chinesen als ein Theil der Inselgruppe betrachtet. Der Handel zwischen China und Siam wird von Bangkok, der Hauptstadt des Königreichs, mit mehrern Chinesischen Häfen in den Provinzen Fo-kien und Quontang betrieben und zwar mit 10 Junken von 600 Tonnen, und 10 von verschiedener Größe bis zu 120 Tonnen herab. Ausserdem segelt noch eine Anzahl kleinerer Fahrzeuge hin und wieder, und der König von Siam sendet jährlich zwei Junken für seine eigne Rechnung nach China, so daß die für diesen Handel erforderliche Tonnenzahl im Ganzen nicht weniger als 10,000 Tonnen beträgt. Die Einfuhrartikel in Siam sind dieselben, als die im Indischen Archipelagus; die Ausfuhrartikel gleichfalls, doch gehören auch dahin Reiß, gesalzene Fische und Stangenlack. Die Abgaben der Chinesischen Junken in Siam sind sehr unbedeutend. Der König verbietet die Einfuhr gewisser Waaren nach seinem Gutdünken, doch ist es nicht schwer, von dem Verbote frei gesprochen zu werden. Die große Menge der in Borneo ansässigen Chinesen veranlaßt einen lebhaften Verkehr zwischen dieser Insel und China. Drei Junken von 500 Tonnen segeln nach Borneo-Proper. Zwei aus Changlim von 500 Tonnen nach Sambas, drei von derselben Größe nach Pontianak und zwei nach Mampawa; endlich eine von 600 Tonnen nach Banjarmassin; also im Ganzen etwa 5600 Tonnen. Nach Java segeln im Ganzen 7 Junken, 3 aus Emoy von 1000 bis 1200 Tonnen, und 4

aus Chang-lim von 500 Tonnen; im Ganzen 5300 Tonnen. Von diesen fahren 6 nach dem Hafen Batavia und eine nach Samarang. Der Handel zwischen den Suluk-Inseln und China wird durch 2 reiche Junken betrieben, die von Emoy kommen und jede 800 Tonnen groß sind. Der einzige Theil von Celebes, welcher mit China in directer Verbindung steht, ist Macassar, wohin jährlich 2 Junken von 500 oder 1 von 1000 Tonnen segeln, auch fährt in der Regel 1 Junke von 500 Tonnen nach Amboina. Zwischen Manilla und China segeln gewöhnlich 4 Junken, zusammen 2000 Tonnen haltend. Aus diesem Bericht geht hervor, daß dieser Handel 30,000 Tonnen Schiffslast erfordert, also 9000 Tonnen mehr, als der gewöhnliche directe Handel zwischen Großbritannien und China. Wenn man nach einem billigen Maßstabe annimmt, daß die Einfuhrladung einer Junke von 500 Tonnen, im Durchschnitt 20,300 Spanische Piaster werth ist und die Ausfuhr eben so viel, so ergiebt sichs, daß die jährliche Umlaufssumme dieses Handels 2 Millionen, 436,000 Spanische Piaster beträgt.

Der Verkehr zwischen den Indischen Inseln und den Hindu-Chinesischen Völkern ist sehr beschränkt. Auswärtige Handelsunternehmungen sind nicht die Sache so wenig gebildeter Menschen, wie die Bewohner dieser beiden Länder. Die Malayischen Staaten aber, die auf der Halbinsel, mithin in der Nähe von Siam liegen, stehen in directer Verbindung mit diesem Reiche. Sie führen Pfeffer und Zinn aus und erhalten dagegen zu wohlfeilen Preisen den vortrefflichsten Reiß.

Die Chinesen, welche einen so bedeutenden Theil des innern Handels im Archipelagus betreiben, bringen auch die wichtigsten Waaren aus diesen Ländern zu den Hindu-Chinesen. Der friedliche, uneigennützige und biegsame Character der Chinesen und die Ueberzeugung von Seiten der einheimischen Regierungen, daß sie nichts, als die Betreibung ihres Handels im Sinne haben, verdrängt alle Eifersucht und macht sie überall zu willkommenen Gästen; dieß giebt ihnen natürlich und mit Recht das Monopol des Zwischenhandels, von welchem die Europäer durch ihren Ehrgeiz und durch die unpolitischen Beschränkungen ihrer eignen Handelspolitik sich selbst ausgeschlossen haben. In spätern Jahren haben die Chinesen die Erzeugnisse von Siam in bedeutender Menge in die verschiedenen Häfen an der Straße von Malacca geführt, von wo sie ihren Weg nach Europa fanden. Viele haben sich selbst in dem Gebiete von Siam angesiedelt, wo sie Zucker bereiten und in großer Menge zu wohlfeilen Preisen in die erwähnten Hafen ausführen. Zu unserer Zeit überzeugten die Chinesen den König jenes Landes von den Vortheilen eines erweiterten Verkehrs mit Java, und seit 1815 wurden zwei kleine Junken von 120 Tonnen für Rechnung des Königs, aber von Chinesen geführt, nach Batavia gesandt.

Die nächste Abtheilung des Handels der Indischen Inseln mit den Asiatischen Nationen ist der Verkehr mit dem Lande der Hindus. Unter den Gegenständen des alten Indischen Handels sind Gewürznelken und Muscatennüsse und vielleicht auch Gold diejenigen, welche den Indischen Inseln ausschließlich angehören. In der frühsten

Zeit des Ostindischen Handels werden diese Waaren, die später von allen am meisten begehrt wurden, niemals erwähnt. Zimmt, schwarzer Pfeffer, feine Baumwollenzeuge und Seide waren längst auf der westlichen Welt bekannt, ehe wir von Gewürznelken und Muscatnüssen hören. In dem Periplus der Erythreischen See, der im 10. Jahre der Regierung Neros, oder 63 Jahr nach Christus geschrieben seyn soll, finden wir ein genaues Verzeichniß von allen Gegenständen des Ostindischen Handels auf den Märkten von Aegypten, Arabien und der Indischen Küste; allein dieser beiden Gewürze wird durchaus nicht erwähnt; daraus kann man mit Grund schließen, daß bis zu dieser Periode, kein Verkehr zwischen dem Lande der Hindus und den Gewürzinseln Statt fand. Etwas über ein Jahrhundert später, unter der Regierung des Marcus Aurelius, in Verbindung mit seinem Sohne Commodus, werden die Gewürznelken zum erstenmale als Einfuhrartikel aus dem Osten genannt und zwar in dem berühmten Gesetze der Römischen Digesten, in welchem jeder Artikel, der in das Zollhaus von Alexandrien eingeführt ward, besonders aufgeführt ist. Von dieser Zeit an werden beide Gewürze stets als die geschätztesten der Indischen Waaren genannt. Um diese Zeit also, oder gegen Ende des 2. Jahrhunderts, muß eine Verbindung zwischen den Hindus und den Bewohnern der Gewürzinseln Statt gefunden haben. Diese Verbindung hat mithin ohne Zweifel in dem damals eben verflossenen Jahrhundert ihren Anfang genommen.

Vermuthlich standen die Hindus schon etwas früher mit den westlichen Theilen des Archipelagus in Verbin-

dung, als mit den eigentlichen Gewürzländern. Selbst die Portugiesen, diese geschickten und unternehmenden Schiffer, waren einige Zeit in Malacca und dreizehn Jahre in Indien, bevor sie die Molukken erreichten, obgleich sie den Werth ihrer Producte vollkommen kannten. Die trägen, unwissenden Hindus haben natürlich viel längere Zeit dazu gebraucht.

Die erste Erwähnung des goldnen Chersonesus finden wir in dem Periplus der Erythreischen See. Es heißt: in den Häfen von Coromandel wären große Schiffe, die nach diesem Lande segelten. Einige haben conjecturirt, die Halbinsel von Malacca müsse hier gemeint seyn; allein da keines der ausschließlichen Producte des Archipelagus unter den Einfuhrartikeln von dort aufgezählt wird, so ist es nicht wahrscheinlich, daß der Verfasser irgend einen Theil des Archipelagus im Sinne gehabt habe, und auf keinen Fall die Malayische Halbinsel. Die erste bestimmte Erwähnung eines Theiles des Archipelagus findet sich bei dem Geographen Ptolomäus, ungefähr in der Mitte des 2. Jahrhunderts. Auf seiner Charte sind deutlich zwei Namen angegeben, die ohne Zweifel einheimisch sind, nämlich Malayu und Jaba oder Jawa. Dem Worte Malayu ist die Sylbe Kolon, dem Worte Jaba, Diu oder Dib angehängt. Malayu und Jaba sind bekanntlich die Namen der beiden großen Länder, oder eigentlich Stämme des Westen. Ich werde über diesen Gegenstand einige Bemerkungen machen und mich bemühen, die Sache durch Anwendung der in späterer Zeit erlangten Kenntniß dieses Landes und seiner Einwohner ins Licht zu setzen. Ich vermuthe,

daß der große Geograph, oder vielmehr diejenigen, von denen er seine Nachrichten erhielt, dieselben geradezu von den Hindus erhalten haben müssen, so wie diese die ihrigen von den Javanesen selbst. Das Wort Kolon ist ohne alle Veränderung Javanesisch und bedeutet West; und die Zusammensetzung Malayu Kolon heißt genau in dieser Form die Malayen des Westen. Die Nachricht ist also aller Wahrscheinlichkeit nach von den Javanesen ausgegangen und der Ausdruck Kolon bezieht sich auf die geographische Lage irgend eines Malayenstammes in Verhältniß zu den andern, denn bis auf den heutigen Tag sind die ursprünglichen Malayen nach ihrer geographischen Lage in verschiedene Stämme getheilt, und die Bewohner von Java nennen noch jetzt alle Malayen die Leute des Westen. Ein entschiedener Umstand spricht wider die Annahme, daß Malayu Kolon die Malayische Halbinsel, und diese der goldne Chersones sei. Zur Zeit des Ptolomäus nämlich und noch lange nach ihm, war die Malayische Halbinsel ganz unbewohnt, oder doch nur von einigen wilden Negern bewohnt, die den Cannibalen von Andaman glichen, verworfene Wesen, mit welchen durchaus kein Verkehr Statt finden konnte. Erst im Jahr 1160, also 1000 Jahre nach Ptolomäus, wanderten die Malayen aus Sumatra aus, um sich auf der Malayischen Halbinsel niederzulassen; Malacca ward erst 1252 und alle andere Malayenstaaten auf der Halbinsel wurden noch später gegründet. Der Ausdruck Dib oder Diu bedeutet Land oder Insel, und ist ein reines Sanskritwort, in keiner Mundart des Archipelagus jemals gebraucht; daraus kann man mit Grund schließen, daß diejenigen, welche

bei der Beschreibung von Java diesen Ausdruck wählten, in keinem Theile des Archipelagus, sondern in Indien einheimisch waren, daß mithin Ptolomäus seine Nachrichten nicht durch directen Verkehr der Europäer mit diesem Lande erhalten hatte. Wenn irgend ein Name aus dieser Gegend unverstümmelt nach Europa kam, so kann es uns nicht befremden, daß dieß der Name des größten Landes oder Stammes war. Das gilt insbesondere von Java, dem ausgezeichnetsten und reichsten Lande des Archipelagus und dem Hauptsitze der Hindus. Wir haben gesehen, daß dieser Name der einzige ist, der sich in Chinesischen Werken findet und unter den Arabern wird der ganze Archipelagus mit diesem Namen bezeichnet. Auch Marco Polo war sechs Monate in Sumatra, ohne den Namen dieser Insel zu erfahren, und endlich nannte er sie, dem Beispiel der übrigen Fremden folgend, Klein-Java, in der Voraussetzung, daß die so sehr berühmte Insel dieses Namens größer seyn müsse.

Ich halte es für unvernünftig anzunehmen, daß die Alten irgend ein besonderes Land, unter dem Namen goldner Chersones, verstanden hätten, um so mehr, wenn man bedenkt, wie unwissend sie alle in dieser Rücksicht waren. Ptolomäus scheint nur den rohen Versuch gemacht zu haben, Gestalt und Lage der Länder anzugeben, die zwischen Indien und China an der Küste lagen.

Alle Nachrichten führen uns auf den Schluß, daß der erste Verkehr zwischen den Indischen Inseln und dem Lande der Hindus im Anfang des 2. Jahrhunderts nach

Christus Statt fand. Auffallend und interessant ist die genaue Uebereinstimmung dieser Angabe mit den Ueberlieferungen der Hindus selbst, nach welchen die Verfolgung der Verehrer des Buddha durch die Braminen und die Zerstreuung der erstern, in das 1. und 2. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung fällt. Interessant wäre es, die Folgen dieser Auswanderung oder Zerstreuung nachzuweisen. Diese Vertreibung verbreitete die Verehrung des Buddha über die Indischen Inseln, trug zur Bildung ihrer Einwohner bei, lehrte sie den Gebrauch zweier ihrer eignen Producte, die ihnen bis dahin unbekannt waren, und verbreitete den Genuß dieser neuen Luxusartikel auf alle künftige Generationen über die ganze Welt.

Von den frühsten Zeiten des Verkehrs der Hindus mit dem Archipelagus, bis zur Mitte des 6. Jahrhunderts, haben wir weiter keine bestimmte Nachricht von diesem Handel, als die, welche Cosmas uns mittheilt, dessen Werk im Jahr 547 geschrieben ist, der aber niemals in Indien war, und dessen Mittheilungen in Betreff der orientalischen Geographie nur zufällig sind. Es ist jedoch gewiß, daß der Verkehr in dieser ganzen Zeit fortbestand und wahrscheinlich war er der einzige Canal, durch welchen die Erzeugnisse der Indischen Inseln z. den westlichen Völkern gelangten. Selbst in späterer Zeit führten die Hindus oder ihre Nachkommen, obgleich nicht ausschließlich, diesen Handel fort, und jetzt noch wird er unter Mitbewerbung der Araber und Europäer von ihnen betrieben. Die wichtigsten Orte für diesen Handel waren immer die Häfen von Coromandel, und das bedeutendste, diesen Han-

del treibende Volk hieß Kalinga oder Telinga, wovon das unter den Europäern im Archipelagus gebräuchliche Wort, Chuliah, nur eine Verstümmelung zu seyn scheint. Ein weniger bedeutender Handel ward von dem Hafen von Malabar geführt. Die friedlichen und unternehmenden Einwohner der reichen Provinzen am Ganges scheinen diesen Handel gar nicht betrieben zu haben, bis der Unternehmungsgeist der Europäer sie mit demselben bekannt machte. Die Fahrzeuge, mit denen die Bewohner der Halbinsel den Handel betreiben, sind Schiffe von 100 bis 200 Tonnen, mit einem oder zwei Masten. Die Bauart dieser Schiffe ist gegenwärtig eine rohe Nachahmung der Europäischen; sie werden von eingebornen Indianern, gewöhnlich Mahomedanern und zuweilen von einigen Hindus geführt. Von den Indischen Insulanern wird dieser Handel so wenig, wie irgend ein anderer, mit dem Auslande betrieben. Die Meinung, daß die Bewohner von Bengal nach den Geboten ihrer Religion keine Seereisen machen dürften, war irrig und nur aus der mangelhaften Kenntniß der Hinduvölker hervorgegangen. Dieser Irrthum ist jetzt berichtigt, indem wir wissen, daß die Mannschaft der Schiffe von Telinga gelegentlich zum Theil aus Hindus besteht und daß mehrere Reisende aus diesem Volke jährlich den Archipelagus besuchen und sich eine Zeitlang daselbst aufhalten. In Malacca haben sie sogar eine Colonie gegründet. Die Telingas sind zwar nicht so rüstig, lebhaft und betriebsam, als die Chinesen, allein dennoch bessere Schiffer. Sie haben von den Arabern, wie diese von den Griechen gelernt, die Höhe der Sonne zu berechnen, und bedienen sich des

vollkommnenern Compasses der Europäer; dennoch konnten sie ohne die Passatwinde keine Seereise unternehmen. Die Indischen Schiffer verlassen ihre Hafen mit dem südwestlichen Passatwinde, welcher vom April bis zum October wehet, und kehren mit dem östlichen in der andern Jahreshälfte zurück. Die Reise zu den nächsten Puncten des Archipelagus erfordert oft nicht mehr, als 9 bis 10 Tage. Ueberhaupt sind die Passatwinde den Indianern ein bedeutender Ersatz gewesen, für ihren Mangel an Kenntniß, Erfindungsgabe und Kühnheit, die zu allen Zeiten, mehr oder weniger, ein Geburtsrecht der Europäer waren.

Der Handel der Indianer beschränkt sich größtentheils auf die westlichern Häfen des Archipelagus und ist durch Mitbewerbung der Chinesen und durch das Europäische Monopol des Gewürzhandels von den östlichern ausgeschlossen, die sie — eben der Gewürze wegen früher nicht selten besucht haben mögen. Ueberdieß sind die Waaren, welche sie einführen, zum Theil auf den mittlern und östlichen Inseln nicht begehrt. Die wichtigsten Einfuhrartikel sind Salz, Taback, blaue Baumwollenzeuge und Zitze. Die Ausfuhr besteht in einigen der vorzüglichsten Producte des Archipelagus, aller Wahrscheinlichkeit nach denselben, die schon vor 1700 Jahren die Fahrzeuge füllten, wie Betelnüsse, Damar, Wachs, Elfenbein, Holz-, Aloe, Indischer Weihrauch, Gewürznelken, Muscatnüsse und Blüthen, schwarzer Pfeffer und Zinn. Aus den Malayischen Staaten an der Südwestküste der Halbinsel, die an Siam grenzen und diesem Reiche zinspflichtig sind, wird gewöhnlich

eine bedeutende Menge von Elephanten eingeführt, die ihrer Race wegen sehr geschätzt sind. Da die Unternehmungen und die Capitalien der Europäer auf den Indischen Handel im Allgemeinen, wie auch auf den Zwischenhandel, schon einen bedeutenden Einfluß äußern, so ist es wahrscheinlich, daß dieser besondere Verkehr abnehmen oder ganz aufhören wird, denn man kann behaupten, daß seine Fortdauer schon lange und großen Theils auf dem Privilegium beruhte, welches demselben durch den ungesetzlichen Ausschluß der Europäer zu Theil ward. Doch sollte man nicht vergessen, daß das Fortbestehen oder Aufhören dieses Handels nicht die Sache des Gesetzgebers ist, der nur darauf zu sehen hat, daß allen Parteien Gerechtigkeit widerfahren, und daß der natürliche und heilsame Einfluß der Mitbewerbung nicht durch anmaßende Beschränkungen gehemmt werde.

Die Araber bildeten in der frühesten Zeit das dritte Glied in der Kette des Handels, durch welchen die gewöhnlichen Waaren der Indischen Inseln zu den entferntesten Nationen des Westen gelangten, das vierte, in dem Handel, der diese Gegenden mit Gewürzen, und das fünfte in dem, welcher dieselben mit Chinesischer Seide versorgte. Wahrscheinlich ist es, daß die Fischer an der Arabischen Küste, sobald sie durch wachsende Bildung aus dem wilden Zustande sich erhoben und die nöthige Kraft und Kenntniß erlangt hatten, sich auf den Handel legten, und bald mit Hülfe der Passatwinde, als Kaufleute oder Seeräuber, ihre beiden reichen und civilisirten Nachbars-Länder, Aegypten

und Hindostan besuchten. *) Die Behauptung, daß die Araber, oder irgend ein anderes Volk, das unter den Breiten-Graden der Passatwinde lebt, diese Passatwinde entdeckten, ist nur ein Sprachfehler und nicht besser, als wenn man sagte: die Bewohner der gemäßigtern Zonen hätten ihren eignen Sommer und Winter entdeckt. Die dummsten Wilden mußten nothwendig die beständige Folge einer trocknen und feuchten Jahreszeit, eines östlichen und westlichen Windes bemerken; die beständige Gleichförmigkeit dieser Winde mußte ihnen Vertrauen einflößen, und die Schiffer aufmuntern, weite Reisen zu machen, indem sie sicher darauf rechnen konnten, zur Zeit des entgegengesetzten Windes ohne Schwierigkeit und Gefahr zurückzukommen. Bisher haben wir gesehen, daß der commerzielle Verkehr zwischen zwei Stämmen nur von einem derselben, dem unternehmendsten und gebildetsten betrieben ward. Hier aber sehen wir den Handel von beiden Seiten betreiben, vermuthlich weil die Hindus und die Arabischen Küstenbewohner, wenigstens in Bezug auf die Schiffahrt, so ziemlich auf einer gleichen Bildungsstufe standen. Wir sehen daher Schiffe aus Hindostan in den Häfen von Sabea oder Arabien, so wie Schiffe aus Arabien in den Häfen von Indien. Allein die Araber, die stets eine größere innere Kraft gezeigt haben, behaupteten wahrscheinlich ein Uebergewicht in diesem Handel. Wenn wir den Gang des Indischen Handels nach Westen verfolgen, so stoßen wir auf die merkwürdige Thatsache, daß zwei gebildete Nationen

*) Vergleiche Vincent's Periplus, Th. I. p. 61.

des Alterthums, die Persier und Aegypter, die beide auf dem Wege wohnten, keinen Antheil daran nahmen, bis sie mit einer fremden, geistig höhern Menschen-Race vermischt, deren Sitten und Character annahmen. Der Grund davon liegt vermuthlich in der Eigenthümlichkeit ihrer Lage, indem sie an ausgebreiteten Seeküsten arm, und an fruchtbarem Boden reich waren, und in der daraus entstehenden Eigenthümlichkeit der bürgerlichen Verfassung, in welcher eine Abneigung gegen Seereisen natürlich ein hervorstechender Zug war. Persien, das nicht in dem geraden Wege lag, mußte die wohlthätigen Folgen des Indischen Handels entbehren, während Aegypten, als Durchfahrt, die Vortheile desselben genoß, ohne die Gefahren der Schiffahrt zu theilen.

Von den frühesten Nachrichten an, die wir besitzen, bis zu der Zeit da die Araber, mit einer neuen Religion einen neuen Character erlangten, scheint die Betreibung ihres Indischen Handels keine bedeutende Veränderung erlitten zu haben. Auch haben sie aller Wahrscheinlichkeit nach vor ihrer Bekehrung zur Mahomedanischen Religion nie die Gewürzlande oder irgend einen Theil des Indischen Archipelagus erreicht. Ein halb barbarisches Volk, das noch nicht zur Thätigkeit und zum Unternehmungsgeist aufgeregt ist, durch die Character-Entwickelung, welche nur durch eine Religions-Umwälzung erzeugt werden kann, ist von Natur furchtsam und fest in seinen gesellschaftlichen Verhältnissen. Ueberdieß pflegt ein Asiatisches Volk, so wie es einen ausgebreiteten Handel mit irgend einem Lande angeknüpft hat, bald Colonien

in demselben zu begründen, weil es, ungleich den rastlosen und abenteuerlichen Europäern, welche sich an Unternehmungen und Neuerungen ergetzen, nie ein besseres Land mit einem schlechtern vertauscht; weil die gesellschaftlichen Verhältnisse desselben in einem neuen Lande sich stets verbessern, und weil es geneigt ist, die verwandten Sitten irgend eines andern Landes anzunehmen. Daher haben sich die Araber an der Westküste von Indien, im Archipelagus, in China, und selbst in Siam angesiedelt. Doch gilt das nur von den Mahomedanischen Arabern, von den heidnischen Arabern kennen wir kein solches Beispiel, und auf den Indischen Inseln finden wir keine Ueberbleibsel von den Sitten, der Religion und der Sprache der letztern. Alles Arabische, was man dort antrifft, hängt zusammen mit der gegenwärtigen Religion. Die Worte ihrer Sprache, welche in die Mundarten der bekehrten Stämme übergegangen sind, haben alle einen mythologischen Sinn, und in die Mundarten der unbekehrten Stämme ist gar nichts übergegangen. Dieser Gegenstand führt uns auf die interessante Bemerkung, daß jeder bedeutende Wechsel in der Natur des Indischen Handels aus einer religiösen Umwälzung hervorgegangen ist. Der Handel der Hindus breitete sich in keiner andern Richtung aus, als gegen Arabien hin, bis eine religiöse Spaltung ihren Unternehmungsgeist auf die bisher unbekannten Gewürzländer lenkte. Die Arabischen Schiffer segelten nicht weiter östlich, als an die Küste von Malabar, bis sie, gestärkt und begeistert durch die Religion des Mahomed, die Bengalische Bai durchkreuzten, auf den Indischen Inseln Colonien gründeten und

sich mit ihrem Handel und ihren Niederlassungen bis nach China ausdehnten. Selbst die letzte, durch die Europäer bewirkte Revolution in dem Handel des Osten, ist genau verwandt mit den Veränderungen in den religiösen und andern Ansichten, die den Anfang des 16. Jahrhunderts characterisiren. In rohen Perioden der gesellschaftlichen Verhältnisse können wir gewiß nur durch eine religiöse Revolution eine Verbesserung in denselben erwarten. Politische Reformationen, die nur aus Vernunftgründen hervorgehen, gehören einzig und allein der Einsicht und Bildung eines hohen Zustandes der Gesellschaft an, vielleicht nur den Europäern neuerer Zeit. In dem Umfang und der Wichtigkeit des Wechsels oder der Verbesserung des orientalischen Handels einer jeden Race finden wir ein Zeugniß, nach welchem wir den Geist und den Charater der verschiedenen Stämme richtig schätzen können. Die Indischen Insulaner wagten sich mit ihren Producten nie über die Grenzen des Archipelagus hinaus. Die Hindus entdeckten den Indischen Archipelagus und brachten Gewürze und Chinesische Seide auf ihre eignen Märkte. Die Araber gingen viel weiter. Drei Reisen waren im rohern Zustande der Schiffahrt erforderlich, um die Erzeugnisse der entfernten Indischen Inseln, und vier, um die Chinesischen Waaren zu erhalten; die Araber brachten beide durch eine einfache Unternehmung in ihre Häfen. Was der überlegene Geist der Europäer geleistet hat, bedarf kaum einer Erwähnung. Die sechs Reisen der rohesten Zeit des Indischen Handels wurden durch sie in Eine verschmolzen, die an Dauer und Unkosten jede einzelne jener

sechs Reisen kaum überstieg. Je weiter wir uns von Osten entfernen, desto größer werden die Schwierigkeiten, die eine jede Nation zu überwinden hat; allein Geist und Characterstärke wachsen in noch höherer Maße. Aus diesen und vielen andern Beispielen lernen wir, daß nichts wahrer sei, als der Gegensatz der so gewöhnlichen Behauptung, daß die Bildung von Osten ausgegangen sei. Mit Ausnahme der Nationen von Chinesischem Bildungs-Gepräge, die mit den übrigen Menschen wenig gemein haben, nehmen Bildung und Geist ab, je weiter wir nach Osten vorrücken u. s. w. *)

Der Handel der Araber mit Ostindien ward im Allgemeinen von den Häfen am rothen Meer und den angrenzenden Küsten aus betrieben, wie Mocha, Jebdah und Aden. Im Jahre 850 betrieben die Araber den Handel zwischen Oman am Persischen Meerbusen und China, und hatten sich bereits in diesem Lande in bedeutender Anzahl angesiedelt. Sie mußten also schon früher mit den Indischen Inseln in Verbindung gestanden haben; doch haben wir erst 400 Jahre später glaubwürdige Nachrichten von dem directen Verkehr der Araber mit diesen Inseln, und von ihren Ansiedelungen daselbst. Darauf sehen wir sie die Einwohner dieses Landes bekehren und ihren Handel immer weiter ausdehnen. Im Jahr 1204 gingen die Achinesen zur Mohamedanischen Religion über, 1278 die

*) Der Englische Verfasser scheint die Bildung ausschließlich nach dem Handel zu messen. A. d. U.

Malayen von Malacca, 1478 die Javanesen, und 1495 die Bewohner der Gewürz-Inseln. Ich bin der Meinung, daß dieser Handel der Araber seine Zunahme im 12. und 13. Jahrhundert den Folgen der Kreuzzüge verdankt, welche die Völker des Osten und Westen besser mit einander bekannt machten, die Ansicht beider erweiterten, den westlichen Völkern einen erhöhten Geschmack für die Erzeugnisse des Osten beibrachten und daher auf den Arabischen Märkten eine größere Frage nach denselben veranlaßten.

Wir bemerken drei bestimmte Zeitabschnitte in dem Verkehr der Araber mit den Indischen Inseln. Der erste war im 9. Jahrhundert, also gleichzeitig mit der Regierung der berühmten Califen von Bagdad. Der Handel ward damals vom Persischen Meerbusen aus betrieben. Nach dem Falle der Dynastie dieses Califen haben wir in viertehalb Jahrhunderten durchaus keine Spur von diesem Handel. Am Schluß des 12. Jahrhunderts begann der Verkehr, welcher durch das günstige Schicksal der Saracenen und durch die Ereignisse der Kreuzzüge aufgeregt ward. Dieß hörte natürlich auf, als das Reich der Saracenen oder Araber in der Mitte des 13. Jahrhunderts, unter der Regierung des Chungez Khan und seiner Nachfolger von den Tartaren überströmt ward. Zwei Jahrhunderte später erhielt der Handel der Araber ein neues Leben und die Stämme im Mittelpuncte und in einigen östlichen Theilen des Archipelagus wurden bekehrt. Dieß war zu derselben Zeit, als die Sultane von Aegypten und der Türkei den höchsten Gipfel ihrer Macht erreicht hatten.

Nochmals ward der Handel unterbrochen durch die bekannte Entdeckung des Seeweges zwischen Europa und Indien und die Begründung der Portugiesischen Macht.

Die Entdeckung des neuen Weges nach Indien und die Ansiedelung und Herrschaft der Europäer im Archipelagus haben den Handel der Araber mit diesen Gegenden schon längst sehr unbedeutend gemacht. Jetzt ist derselbe auf einige westliche Häfen beschränkt, namentlich auf die Häfen von Achin, Palembank, Pontianag und einigen Malayen-Staaten der Halbinsel. Doch wird von den hier ansässigen Arabern ein bedeutender Zwischenhandel getrieben. Die Arabischen Schiffe sind von allen Asiatischen am besten gebaut und ausgerüstet. Sie sind ganz nach Europäischer Weise eingerichtet, viele werden von Europäischen Lootsen gesteuert und einige von Europäern gebaut. Arabien ist ein armes Land und hat zum Austausch mit den Indischen Inseln nichts als den Geist und die Unternehmungssucht seiner Einwohner. Die Arabischen Schiffe fahren gewöhnlich zuerst an die Küste von Malabar, *) von wo sie verschiedene Zeuge zum Austausch mit den Insulanern mitnehmen. Außerdem führen sie gelegentlich einige getrocknete Früchte ein; die übrige Einfuhr besteht aus Gold und Silber; die Rückfracht dagegen aus Gewürznelken, Muscatnüssen, schwarzem Pfeffer, Indischem Weihrauch, Betelnüssen und Reiß, und in neuerer

*) Aller Wahrscheinlichkeit nach lernten sie von den Einwohnern dieser Küste zuerst die Schiffahrt zu den Indischen Inseln und von dort nach China kennen.

Zeit vorzüglich aus Zucker, dem Erzeugnisse der vereinten Betriebsamkeit der Chinesen und Europäer. Bei einem freien Verkehr zwischen diesen Ländern wird in Zukunft der Zucker den bedeutendsten Handelsartikel ausmachen. Mit den zurückkehrenden Schiffen pflegen sehr viele Pilger, Eingeborne der Indischen Inseln, von jedem Rang und Alter nach Arabien zu segeln. Eine solche Reise, mit Einschuß der Wanderungen nach Medina und Mecca, wird selten unter vier bis fünf Jahren beendigt, und ist in der Regel mit großen Unkosten und Mühseligkeiten verknüpft. Wenn der talentvolle und kluge Begründer des Mahomedanismus hätte ahnen können, daß seine Religion über die Grenzen von Arabien hinaus verbreitet werden würde, so wäre er gewiß nicht so unbesonnen gewesen, die Reise nach Mecca zu einer gebieterischen Vorschrift derselben zu machen.

Drittes Capitel.

Vom Handel mit den Europäischen Nationen.

Die Tyrier waren die ersten, durch welche die Erzeugnisse des Archipelagus, die von den Arabern in die Häfen des rothen Meeres gebracht waren, unter die Küstenbewohner des mittelländischen Meeres, die einzigen civilisirten Menschen des alten Europas, verbreitet wurden. Später geschah dieß auch durch die Aegyptischen Griechen, und noch später nahmen diese Waaren einen doppelten Weg, indem sie durch den Arabischen und Persischen Meerbusen, und von dort zu Lande ans mittelländische Meer gelangten, von wo sie dann, durch die Venetianer und Genuesen nach Europa gebracht, und mit Hülfe der freien und commerciellen niederländischen Republiken über die entferntesten Winkel dieses Welttheils verbreitet wurden. Bis zum Schluß des 15. Jahrhunderts kannten die Europäer weder den Namen noch die Lage der Länder, welche diese so hochgeschätzten Erzeugnisse hervorbrachten. Die große Entdeckung des Vasco de Gama im Jahr 1498 veränderte die Handelsgeschichte der Welt, die beinahe 3000 Jahre keinem bedeutenden Wechsel unterworfen war, und vierzehn Jahre später nahmen die Portugiesen an dem Orte, wo die Gewächse wuchsen, die erste Ladung derselben ein.

Der große Begehr nach den Ostindischen Gewürzen veranlaßte, wie schon weiter oben bemerkt worden, die beiden

größten Ereignisse in der Geschichte unsers Geschlechts, die Entdeckung Americas, und die der Meeresstraße nach Indien, welche letztere eine neue Welt eröffnete, die noch reicher und interessanter war, als America. Von dem Werth der Gewürze hatte man eine ähnliche irrge Vorstellung gefaßt, als in Betreff des Goldes. Man glaubte, daß die kostbaren Wohlgerüche, die so allgemein beliebt waren, daß sie, so lange man noch keinen andern Luxus kannte, zu jedem Preise gekauft wurden, ihren Werth in sich selbst trügen. Daß diese irrige Ansicht im 15. und 16. Jahrhundert herrschend war, ist begreiflich, daß sie aber noch in unserer Zeit die Einbildungskraft der Politiker besticht, und einer der gebildetsten Nationen Europas, in einem Lande, dem die Wissenschaft der politischen Oeconomie ihren Ursprung verdankt, zur Richtschnur dient, ist befremdend genug, und wäre wirklich unerklärbar, wenn wir nicht auch durch viele andere Beispiele wüßten, wie ungern die Menschen die auffallendsten Mißbräuche ähnlicher Art verbessern.

Die Portugiesen, die Holländer und die Engländer haben auf das commercielle Schicksal der Völker des Indischen Archipelagus den größten Einfluß gehabt, und eine Uebersicht der Politik, die sie verfolgten, wird nöthig seyn, um den Inhalt dieses Capitels richtig zu verstehen. Die Portugiesen betraten das Feld des Indischen Handels ein ganzes Jahrhundert früher, als die übrigen Europäer, mithin in einer viel ungebildetern Zeit, als diese, in einer Zeit, da das disponible Capital des Landes noch viel geringer, und der Handel selbst natürlich weniger umfassend war. Ueberdieß wurden die Portugiesischen Entdeckungen, so wie

ihr Handel mit den Indiern mehr durch den Geist des Souveräns, als durch den seines Volkes herbeigeführt. Diese Umstände dürfen wir nicht vergessen, wenn wir den frühesten Handel der Portugiesen in diese Gegenden beurtheilen wollen. Wir können mit Grund annehmen, daß nicht sowohl das disponible Capital der Nation, als vielmehr die Staatseinkünfte des Souveräns auf die Begründung des Indischen Handels verwendet wurden. Weder die Kaufleute von Portugal noch von irgend einem andern Theile Europas (vielleicht mit Ausnahme der Handelsrepubliken von Italien und den Niederlanden) hatten zu der Zeit eine für den Indischen Handel genügende Flotte, so daß der Handel gar nicht existirt haben könnte, wenn der Souverän ihn nicht unternommen hätte. Wegen dieser Umstände, wegen der despotischen Natur der Portugiesischen Regierung, und wegen der Nothwendigkeit, die Kriegs- und Handelsflotte in Eine zu verschmelzen, mußte der Handel natürlich durch den König allein betrieben werden. Die Schiffe waren gewöhnlich sehr groß, nicht selten von 15 bis 1600 Tonnen Last, und mit Einschluß der Soldaten von 5 bis 600 Leuten besetzt. Die ganze Mannschaft vom Befehlshaber bis zum Matrosen empfing regelmäßigen Sold, und obendrein hatte jeder nach seinem Range einen Antheil an der Fracht. Außerdem waren die Güter der Mannschaft zollfrei, und das ausschließliche Monopol des Königs erstreckte sich nur auf einige Hauptartikel, wie: Zimmt, schwarzen Pfeffer und kostbare Gewürze. Diese Anordnung muß in dem Markte eine bedeutende Mitbewerbung veranlaßt haben. In Indien war der vorzüglichste

Zweck der Portugiesen, Eroberung und religiöse Bekehrung, und der Handel war nur Nebenzweck. Die Ansiedlung stand jedem frei, und ward durch nichts behindert, als durch das Clima und die Feindseligkeiten der Eingebornen. Der Handel in Indien war völlig unbeschränkt und ward von den Portugiesen mit Eifer betrieben; sie fühlten daher nicht den Mangel des entferntern Europäischen Handels, für den auch ihre Capitalien nicht ausreichend waren.

Die Portugiesen haben nie, wie ihre Nachfolger, den Versuch gemacht, den Wachsthum der vorzüglichsten Handelsgegenstände zu beschränken oder zu reguliren. Durch den hohen Grad der Freiheit, die überall herrschte, erreichte ihr Handel, trotz der Fehler und der Gesetzlosigkeit der Verwaltung, eine außerordentliche Blüthe. Malacca, das als Handelsort unter den einheimischen Fürsten berühmt war, verlor unter den Portugiesen von seinem Ruhm nichts. Zwischen den Indischen Inseln und China und Japan bestand ein thätiger, unbeschränkter Verkehr, dessen wohlthätigen Einfluß die Nachfolger der Portugiesen nicht kannten. Ihre Herrschaft im Archipelagus dauerte nur Ein Jahrhundert, und ist jetzt zweimal so lange unterdrückt gewesen, dennoch findet man in dem Lande mehrere Denkmale ihrer Kunst, ihrer Religion und ihrer Sprache, als derer, die nach ihr folgten, und noch jetzt im Besitz der Herrschaft sind.

Die Vortheile der Regierung und des Handels der Portugiesen, die nur aus dem Einfluß der Europäischen Sitten und Einrichtungen, und keineswegs aus der weisen

Politik der Regierung hervorgingen, beschränken sich ausschließlich auf die Indien. Europa gewann durch die Entdeckung der neuen Meeresstraße gar nichts. Durch die Kriege auf den Molukken ward die Production der Gewürze verringert, die Kaufleute, welche den alten Handel betrieben, wurden geplündert und die Häfen des Persischen Meerbusens, so wie des rothen Meers, durch welche die Indischen Waaren bis dahin nach Europa gelangten, wurden entweder in Besitz genommen oder blokirt. Die Folge von allem dem war, daß die Indischen Waaren jetzt theurer verkauft würden, als vor der Entdeckung der neuen Straße. Die Industrie der Europäer erhielt keinen neuen Antrieb, denn ihren Waaren ward kein neuer Markt eröffnet.

Europa war ein Jahrhundert weiter in der Civilisation, als die Holländer und Engländer anfingen, an dem Indischen Handel Theil zu nehmen. Unter Beiden, besonders unter den Erstern, hatten Handel und Schiffahrt bedeutende Fortschritte gemacht. Daher betrieben sie den Handel, nicht wie die Portugiesen, mit den Einkünften des Staats, sondern mit dem Vermögen der Individuen. Die Lieblings-Politik des Zeitalters war in einzelnen Zweigen des entferntern Handels, Monopole zu bewilligen, um denselben zu befördern; der Grund davon lag vielleicht in der rohen Zeit selbst, da noch wenig disponibles Capital vorhanden war, und da die Menschen zu solchen fernen Unternehmungen nicht sowohl durch reelle Handelszwecke, als vielmehr durch Spielsucht gereizt wurden. Diese Ansicht von den frühesten Unternehmungen nach Indien wird hinlänglich bestätigt durch die Liste der Unterschriften zu ei-

nigen der frühern Reisen. Zu der ersten Englischen Reise hatten sich im Ganzen 237 Personen unterschrieben, und 212 von diesen mit weniger als 300 Pfund Sterling. In der zweiten gemeinschaftlichen Englischen Unternehmung betrug die Zahl der Unterschriften im Ganzen 954, und darunter waren nur 338 Kaufleute, die übrigen waren bloße Spieler, die in eine Lotterie setzten, wie aus ihren Titeln und Aemtern hinlänglich erhellt. Sie bestanden aus Herzögen und Grafen, Rittern, Richtern, königlichen und Geheimen Räthen, Gräfinnen und andern Frauen, Doctoren der Theologie und Medicin, Wittwen und Jungfrauen. Als die Nationen des nördlichen Europas den Indischen Handel zu betreiben anfingen, hatten sie keine Kriegsflotten, um ihre entfernten Abenteurer gegen die Angriffe der Europäer und Eingebornen zu schützen; ihre Flotten mußten daher nothwendig militärische und commercielle Zwecke mit einander verbinden. In Indien mußten zur Sicherheit des Handels Factoreien errichtet, und Forts erbaut werden. Um dieß zu bewerkstelligen, fehlte es der gesetzmäßigen Regierung des Staats an Fähigkeit und Neigung; es blieb nichts anders übrig, als einen Theil der souveränen Macht auf die Handelsgesellschaften zu übertragen. Dieß ist der wahre Ursprung der Monopole des Indischen Handels. Die beiden bedeutendsten Handelsstaaten Europas gaben das Beispiel, und die übrigen folgten ihnen. Wie Institutionen aus dem Barbarismus des siebenten Jahrhunderts bis zu aufgeklärten Zeiten verlängert werden konnten, ist nicht schwer zu erklären. Das von dem Verkehr mit Indien ausgeschlossene Volk war natürlich nicht im Stande, sich

eine genaue Kenntniß von diesem Handel und seinen Quellen zu verschaffen. Alles, was sie erfuhren, waren die verdrehten Nachrichten der Monopolisten selbst, wodurch sie die Mißbräuche, diese wahre Quelle ihrer Macht und ihrer Privilegien, zu vertheidigen suchten. Um diese Stützen ihrer politischen Macht und ihres Patronats zu behaupten, wagten sie Alles, und viele achtbare Männer haben hartnäckig ein System der Betrügerei vertheidigt, weil sie es ihrem Interesse gemäß für rechtlich hielten. Der Besitz des Patronats mußte natürlich die Handelsgesellschaften mit den Regierungen, unter welchen sie standen, verbinden, und die Mißbräuche, welche drei Jahrhunderte hindurch die beiden reichsten und bevölkertsten Theile der Welt von aller Verbindung mit einander ausschlossen, würden vielleicht lange oder ewig fortgedauert haben, wären sie nicht beseitigt worden durch die Umwälzungen, welche die Europäische Welt seit den letzten vierzig Jahren aufgeregt haben, und durch die großen politischen Veränderungen, welche, aus der Verbreitung nützlicher Kenntnisse und aus der Macht der öffentlichen Meinung hervorgegangen, die Freiheit begünstigten.

Als die Holländer und Engländer zuerst nach Ostindien kamen, zeigten sie sich als einfache Handelsleute, die zwar gelegentlich einen Raub begingen, im Ganzen aber sich bei den Einwohnern in so gutem Ruf erhielten, daß diesen ihr Benehmen, im Gegensatz mit den Gewaltstreichen der Portugiesen und Spanier, als friedlich erschien. Nach wenigen Jahren aber, sobald sie ihre Europäischen Nebenbuhler verdrängt hatten, verloren sie diesen Ruf, und befolgten von nun an fortwährend das System des Zwanges

und des Raubes. Als bewaffnete Kaufleute erscheinend, benutzten sie ihre Macht, um sich auf eigne Bedingungen in Besitz des Eigenthums und der Erzeugnisse derjenigen Staaten zu setzen, mit welchen sie Handel trieben. Die Factoreien, welche sie innerhalb des Gebietes der einheimischen Staaten besaßen, verwandelten sie in Forts, um die einheimischen Regierungen in Furcht zu halten. Die Verträge, die sie mit diesen Regierungen abschlossen, hatten keinen andern Zweck, als alle Mitbewerbung auszuschließen, die Erzeugnisse der einheimischen Industrie für selbst bestimmte Preise zu erhalten, und zu ihrem eignen Vortheile sich das ausschließliche Monopol des einheimischen Handels zu sichern. Zu den meisten dieser Verträge gelangten sie durch Gewalt oder List; allein jeder Versuch von Seiten der Eingebornen, den offenbaren Ungerechtigkeiten auszuweichen, ward von den Europäischen Händlern, die souveräne Autorität ausübten, für treulose Verletzung ihrer Rechte erklärt, und demzufolge auf das härteste bestraft; dieß veranlaßte natürlich Krieg und Anarchie. Endlich ward die Unabhängigkeit der Eingebornen völlig vernichtet, und ihr Handel, wie ihre Betriebsamkeit, dem Willen der Monopolisten unterworfen. In Folge dieser politischen Maßregeln ward es nöthig, neue Mittel zu ergreifen, um sich die Producte zu verschaffen, die früher durch Europäische Kaufleute nach Indien gebracht waren. Das Land ward durch Kriege entvölkert und erschöpft, alle Aufmunterung zur Betriebsamkeit war verschwunden, und die Einwohner wollten nicht mehr freiwillig die nöthigen Erzeugnisse herbeischaffen. In dieser Lage blieb nichts anderes übrig, als die Bewohner je-

des besondern Landes zu Leibeignen zu machen, und sie durch willkührliche Gebote zu zwingen, die vortheilhaftesten Producte ihres Bodens anzubauen, und sie ausschließlich den Monopolisten zu liefern, und zwar gegen willkührlich von diesen zu bestimmende Preise. Auf diese unbillige und unvortheilhafte Weise verschafften sich die Engländer ihren Pfeffer, und die Holländer ihren Caffee, ihre Gewürznelken und Muscatnüsse. Je nachdem jeder dieser Artikel seiner Natur nach den strengen Verordnungen der Monopolisten unterworfen werden konnte, ward er nutzlos für diese, und nachtheilig für die Pflanzer.

Dieses System der Betrügerei und der Habsucht hatte natürlich Haß und Mißtrauen der Eingebornen gegen die Europäischen Handelsgesellschaften zur Folge, die noch vermehrt wurden durch das gehässige Gemälde der niedrigen und verächtlichen Eifersucht, welche die Europäer gegen einander nährten. Die Engländer betrogen die Holländer, so wie diese die Engländer, und beide behandelten die Spanier und Portugiesen mit Verachtung, während sie die Asiatischen Kaufleute, welche die Kühnheit hatten, eine Mitbewerbung mit ihnen zu wagen, beraubten und plünderten. Alle Völker des Archipelagus, so wie die mit denselben in Verbindung stehenden Asiatischen Nationen, deren Regierungen Kraft genug hatten, sich diesen Monopolisten zu widersetzen, vertrieben sie entweder aus ihrem Lande, und weigerten sich, mit Menschen in Verkehr zu stehen, die sich des Vertrauens so unwürdig zeigten, oder unterwarfen diesen Verkehr den strengsten Beschränkungen. Es wird eben so interessant als lehrreich seyn, einige Beispiele anzufüh-

ren von dem Betragen der Handelsgesellschaften gegen die einheimischen Mächte, und von den Maßregeln, welche die letztern dagegen ergriffen. Die Engländer hatten in den ersten 15 Jahren ihrer Anwesenheit im Archipelagus in Patani auf der Halbinsel, in Achin, Ticao und Jambi auf Sumatra, in Bantam und Jacatra auf Java, in Succadana und Banjarmassin auf Borneo, in Macassar auf Celebes, auf den Banda-Inseln, in Siam und in Japan Factoreien errichtet. An allen diesen Orten ward von der Gesellschaft nach ihren eignen Berichten ein vortheilhafter Handel getrieben, worüber sie uns das Nähere mitgetheilt haben. In späterer Zeit gründeten sie Niederlassungen in Queda, Ligore und Jehore auf der Halbinsel, in Passuman, Sillebar und Bencoolen auf Sumatra, in Japara auf Java, in Balambangan auf Borneo, in Camboja, in Cochin-China, in Pulo Condore, in Formosa, und auf Chinesischem Gebiet in Chusan, Amoy und Maccao. Aus einigen dieser Niederlassungen wurden sie durch den Handel der Holländer, aus den meisten aber durch die Eingebornen selbst verdrängt, und zwar nur wegen ihres unklugen anmaßenden Betragens und wegen der Unvereinbarkeit ihrer Forderungen mit den Rechten und der Unabhängkeit der Eingebornen, die sie mit so vieler Gastfreundschaft aufgenommen hatten. Eines der auffallendsten Beispiele ereignete sich im Jahr 1706 in Banjarmassin auf Borneo. Ihre Niederlassung in Pulo Condore war eben auf Antrieb des Königs von Cochin-China, der wegen ihrer Nachbarschaft in Besorgniß gerieth, durch ihre eignen Soldaten zerstört worden, als sie eine andere in Banjarmassin grün-

beten. Capitän Hamilton giebt uns die folgende Erzählung von ihrer Vertreibung aus dieser letztern. Ihre Factorei war noch nicht halb vollendet, als sie schon anfingen, gegen die Eingebornen, die mit ihren Böten den Fluß hinauf und herabschifften, eigenmächtig zu verfahren. Der König ward darüber so aufgebracht, daß er ihnen Rache schwur; er sammelte daher eine Armee, und schiffte dieselbe auf großen Flößen den Fluß hinab, um seine Wuth an der Factorei und den dortigen Schiffen auszulassen. Außer zweien Schiffen der Compagnie lagen noch zwei andere dort, die Privat-Kaufleuten angehörten, und an einem derselben hatte ich selbst einen bedeutenden Antheil. Als die Engländer von den Absichten und Zurüstungen des Königs benachrichtigt wurden, verließen sie die Factorei, und begaben sich an Bord ihrer Schiffe, wo sie sich sicherer wähnten, als auf dem Lande. Als alles in Bereitschaft war, kam das Heer in der Nacht herbei mit mehr als 100 Fahrzeugen, und etwa 3000 furchtbaren Kriegern. Einige landeten und verbrannten die Factorei und die Festungswerke, während andere die Schiffe angriffen, die zur Vertheidigung gerüstet waren. Die beiden größten Schiffe schlugen, jedoch nicht ohne Gefahr und nach einigem Verluste, den Feind zurück, die kleinern aber wurden mit dem größten Theil ihrer Besatzung ein Raub der Flammen, und die Engländer wurden gezwungen, ihre Niederlassung zu räumen. Der König glaubte damit seiner Rache genug gethan zu haben, und da der Verlust des Englischen Handels seine Revenüen beeinträchtigte, ließ er den Engländern, die mit Jehore und den umliegenden Gegenden in Verkehr

standen, bekannt machen, daß er ferner nach dem alten Fuße in freiem Verkehr mit ihnen zu bleiben wünsche, aber nie dulden werde, daß sie oder andere Nationen in seinem Lande Festungen erbauten *). Von diesem Vorfalle und den Folgen derselben haben wir noch authentischere Nachrichten als die des Hamilton. Die Compagnie sandte im Jahre 1714 in der Absicht, ihren Handel und ihre Factorei wieder herzustellen, den Capitän Daniel Beekmann, einen Mann von großer Rechtlichkeit und Fähigkeit in diese Gegend. Die Art, wie er empfangen ward, beweist den Haß, in dem die Compagnie stand, den Argwohn der Bewohner von Borneo in allen politischen Angelegenheiten, und ihr Verlangen nach einen freien Handel. Die Wiederherstellung der Factorei ward unmöglich befunden, allein die beiden Schiffe unter dem Befehl des Capitän Beekmann waren so glücklich, volle Ladungen zu erhalten, indem sie die List gebrauchten, sich für Privatschiffe auszugeben, die mit der Compagnie durchaus nicht in Verbindung ständen. Diesen glücklichen Ausgang hatte die Compagnie vorzüglich der außerordentlichen Gewandtheit des Capitäns und seinem besänftigenden Betragen gegen die Einwohner zu verdanken. Er sagt darüber folgendes: Als wir Anker geworfen hatten, bemerkten wir am Ufer ein kleines Fahrzeug; wir sandten ein Boot hin, und ließen die Schiffer höflichst ersuchen an Bord zu kommen; dabei ließen wir unsere Englische Flagge wehen, worüber sie nicht wenig erstaunt waren, da sie wußten, wie hart ihre Landsleute uns das letzte Mal

*) New Account of the East Indies, Vol. II. p. 145.

behandelt hatten. Dennoch kamen sie theils durch Furcht, theils durch unsere freundliche Einladung bewogen, an Bord. Sie sahen sehr ärmlich aus, waren in Tonborneo gewesen und jetzt auf dem Rückwege nach Tatas. Wir betrugen uns so höflich als möglich gegen sie, machten ihnen einige Geschenke und baten sie, dem König oder den Großen ihres Landes zu melden, daß zwei Englische Schiffe angekommen wären, um Pfeffer von ihnen zu kaufen, daß wir keine feindselige Absichten hegten, sondern friedlich zu handeln wünschten, und daß wir ehrlich bezahlen und alle begründeten Forderungen in Gemäßheit künftiger Verträge erfüllen würden. Sie fragten, ob unsere Schiffe der Compagnie gehörten? Als wir mit der Antwort zögerten, fügten sie hinzu: wenn das der Fall wäre, so wollten sie uns als Freunde den Rath geben, sofort wieder abzusegeln, weil ihr Sultan und ihre Oran-Cis oder großen Männer dann nichts mit uns zu thun haben wollten. Den folgenden Tag kamen zwei Abgesandte des Königs an Bord, wir empfingen sie mit der größten Höflichkeit. Ihre erste Frage war, ob unsere Schiffe der Compagnie oder einzelnen Kaufleuten gehörten? in jenem Falle brauchten wir nicht auf Antwort zu warten, und könnten nichts besseres thun, als uns wieder zu entfernen. Sie baten, wir möchten ihnen aufrichtig antworten, denn alles was wir sagten, würden sie dem Sultan melden. Da uns kein anderes Mittel blieb, eine Verbindung anzuknüpfen, so versicherten wir, daß wir Privatkaufleute wären, und auf eigne Rechnung Pfeffer zu kaufen wünschten. Dieß thaten wir in der Hoffnung, mit der Zeit eine bessere Gelegenheit zu ersehen,

um unsere achtbaren Gebieter zu nennen, und die schweren Verbrechen ihrer vormaligen Diener zu entschuldigen, deren schlechtes Betragen die Zerstörung der Factorei veranlaßt habe. Sie fragten uns darauf, weßhalb wir lieber dorthin, als an einen andern Ort segeln wollten, da unsere Landsleute sie so schändlich mißhandelt hätten u. s. w. *) Der König von Banjarmassin erzählte dem Capitän Beekmann bei einer spätern Zusammenkunft mit ihm das Benehmen von Seiten der Compagnie, welches die Zerstörung ihrer Niederlassung veranlaßt habe, und der ehrliche Capitän theilte uns diese Erzählung in schlichten Worten mit. Ich will sie den Lesern vorlegen, als Beispiel eines Betragens, welches wir immer in einer ähnlichen Lage zu erwarten haben, wenn der Eigennutz und die Pflichten der Menschen in völligem Widerspruch mit einander stehen: „Auch er fragte, ob unsere Schiffe der Compagnie oder einzelnen Kaufleuten gehörten? und da wir bei der frühern Behauptung blieben, erhob er schwere Klagen über unsere Landsleute und erzählte, daß sie zuerst gekommen wären, wie wir, und auf dieselbe Weise mit ihm unterhandelt und sich verpflichtet hätten, keine Festungen zu erbauen und keine Soldaten zu werben; daß sie aber unter dem Vorwande, ein Waarenhaus bauen zu wollen, Kanonen aufgeführt und ihn und seine Unterthanen auf das schändlichste behandelt hätten; daß er dieses lange geduldig ertragen habe, bis sie mehrere seiner Unterthanen geschlagen und verwundet und einige getödtet hätten, als diese in gesetzmäßi-

*) Voyage to Borneo, p. 47.

ger Beschäftigung mit ihren Böten den Fluß hinab gesegelt wären; daß sie Zölle und Abgaben von ihnen erpreßt hätten, die nur ihm zukämen, und in allen ihren Schritten der Vernunft und Ehrlichkeit zuwider gehandelt hätten. Alles das habe er geduldig ertragen. Dann erzählte er uns mit großer Betrübniß, wie sie die Mutter der Königin durch ihre Kanonenschüsse so erschreckt hätten, daß sie ihren Verstand darüber verloren habe, und daß sie dieselbe aus Gründen die er wohl errathen könne, hätten gefangen nehmen wollen. Das habe er nicht mehr ertragen können. Auch erzählte er uns von einem Capitän Cockburn und mehrern andern, deren Namen ich vergessen habe, die zu Gefangenen gemacht und hingerichtet worden wären. Aber, fuhr er fort, darüber haben wir jetzt nicht zu verhandeln."

An keinem Orte haben die Europäischen Compagnien sich so viele Mühe gegeben, den Alleinhandel zu gewinnen, und an keinem haben sie so viel Widerstand gefunden, als in Achin *), welches lange der vorzüglichste Handelsstaat des Archipelagus war. Endlich jedoch ward auch dieser Handel vernichtet durch die Ueberlegenheit der Holländischen Seemacht und durch die Hemmung des Handels aller der Orte, die mit Achin in Verkehr standen. Der Commodore Beaulieu, einer der umsichtigsten und unterrichtetsten Männer, die jemals den Archipelagus besuchten, erzählt uns von der Leidenschaftlichkeit der Europäischen Nationen gegen einander, und von ihren Ränken gegen die Eingebornen;

*) An der nördlichen Spitze von Samatra; heißt auch Acheen.

eine Erzählung, die man nicht ohne Abscheu lesen kann. Die Franzosen waren kaum im Archipelagus angekommen, als sie auch schon von den Holländern angegriffen wurden. Beaulieu ward benachrichtigt, daß die Holländer dem Gouverneur und den Einwohnern des Orts (Ticao auf Sumatra) die Franzosen als Räuber dargestellt hätten, die nichts weiter bezweckten, als den Landungsplatz zu untersuchen, um sie zu berauben; daß sie unsern beiden Commissären durchaus keine Hülfe leisten wollten, sie möchten gesund oder krank seyn, und eben so wenig unsern Leuten, ausgenommen einigen Matrosen, die sie eben gebrauchen könnten, und daß die Engländer unsern Leuten allen nur möglichen Dienst geleistet hätten. Beaulieu bemerkt ferner, daß dem Gouverneur die Arglist der Holländer nicht entgangen sei, die nur dahin zielten, ganz Indien an sich zu reißen, und erst vor kurzem den König von Jakatra gemißhandelt und sein Land usurpirt hatten, weßhalb der König von Achin beschlossen hätte, sie aus Ticao zu vertreiben *).

Derselbe Schriftsteller giebt uns in der folgenden Anecdote ein grelles Gemälde von der hinterlistigen gegenseitigen Feindseligkeit der verschiedenen Europäischen Mächte in Indien. „Am 1. Februar ging ich wieder ans Land, und begegnete zufällig einigen Portugiesen, die der König von Achin in Ketten gelegt hatte, und die mir erzählten, die Holländer und Engländer hätten die Absicht, mich zu vergiften. Ich erwiderte, daß ich von den Engländern

*) Beaulieu's Voyage in Harris. Vol. I.

nichts befürchtete, doch wollte ich auf meiner Hut seyn. Sie fuhren fort: wenn ich an dem heutigen Tage bei dem Englischen Capitän zu Mittag speiste, so würde ich nie wiederkehren, und baten mich darauf dringend, ich sollte nicht hingehen, denn sie hätten keine Hoffnung, aus dem Gefängnisse befreit zu werden, als durch meine Hülfe. Dennoch ging ich meinem Versprechen gemäß hin. Der Capitän behandelte mich sehr artig und setzte mir keine Schüssel vor, wovon er und die übrige Gesellschaft nicht mit aßen". Bei einer Zusammenkunft Beaulieus mit dem König von Achin äußerte jener seine Ansicht über die Engländer und Holländer u. s. w. Der König erwiderte, daß er in seinem Gebiete willkommen und sicher sei, daß, was den Handel beträfe, die Engländer und Holländer bisher den Pfeffer sehr wohlfeil in seinem Land erhalten hätten, jetzt aber, da sie durch den Krieg mit dem König von Bantam ihre schändliche Undankbarkeit bewiesen hätten, indem derselbe ihnen früher die freundlichste Aufnahme gewährte, habe er befohlen, alle Pfefferpflanzen zu vernichten, damit sie nicht in Zukunft Zwistigkeiten veranlaßten, durch dieses Mittel sei der Preis des Pfeffers außerordentlich gestiegen, und selbst zu diesen hohen Preisen wolle er lieber nichts an jene Ausländer verkaufen, weil er wisse, daß sie schlechte Menschen wären, die nur rauben und plündern wollten und alles anwendeten, um den Indischen Handel für sich allein zu gewinnen*).

Dreiundzwanzig Jahre später, als die Holländer mit

*) Beaulieu in Harris Collectica Vol. I. p. 730. 31.

Hülfe der Achinesen Malacca erobert hatten, sandten sie eine mächtige Flotte gegen ihre Verbündeten, um sie zur Vernunft zu bringen, das heißt: um sie der Sclaverei ihres Handelszwanges zu unterwerfen. 1675 erneuerten sie den Versuch, Achin zu unterjochen, und blockirten die Häfen. Als die Engländer durch den Einfluß der Holländer 1684 aus Bantam vertrieben waren, machten sie einen ähnlichen Versuch in Achin und schickten eine Gesandtschaft aus Madras mit der bescheidenen Bitte an die Königin, daselbst ein Fort errichten zu dürfen, oder mit andern Worten, eine unabhängige Macht in ihrem Königreiche zu begründen. Hr. Marsden erzählt: die Königin weigerte sich mit Entschlossenheit, diese Bitte zu gewähren, und sagte: wenn der Gouverneur von Madras ihren Pallast mit Geld füllen wolle, so könne sie ihm doch nicht erlauben, weder ein Haus, noch ein Fort aus Steinen zu erbauen, weil dieß den Gesetzen des Reichs zuwider sei. Das Aeußerste, was sie gestatten könne, wäre die Errichtung einer Factorei aus Balken und Bretern, und auf diese Bedingung sollten die Engländer, die in mehrern Jahren keinen Handel daselbst getrieben hatten, mit der größten Freundschaft aufgenommen werden *). Die Königin von Achin war, wie es scheint, nicht nur in der Politik, sondern auch in dem wahren Interesse des Handels besser bewandert, als die Ostindische Compagnie und ihr Gouverneur. Alle Europäische Kaufleute, die keine Ansprüche auf politisches Ansehen machten, waren in ihrem Lande willkommen. Dam-

*) History of Sumatra, p. 449.

pier, welcher dort war, erzählt ausdrücklich: die Englischen Kaufleute sind hier willkommen und ich habe gehört, daß sie nicht so viele Abgaben entrichten, als andere Nationen. Die freien Holländer, welche das Bürgerrecht haben (Freemen), dürfen hier Handel treiben; die Diener der Compagnie aber sind von diesem Rechte ausgeschlossen *).

Da die Holländer die größte Macht besaßen, so trieben sie das Phantom des Alleinhandels aufs Aeußerste, und mußten denn auch die Täuschung am härtesten empfinden. Fast kein Staat im Archipelagus und in dessen Nachbarschaft entging ihren Anmaßungen. Die Ränke die sie anwandten, um ihren Alleinhandel auch an solchen Orten zu sichern, die zu einer förmlichen Eroberung zu unbedeutend waren, hat Dampier nach seiner eignen Beobachtung treffend dargestellt. An solche Orte, die entweder zu unbedeutend sind, um eine Factorei daselbst zu behaupten, oder wo zur Erbauung eines Forts kein passender Platz zu finden ist, senden sie, um sich den Besitz des ganzen Handels zu sichern ihre Wachtschiffe und lassen sie in der Mündung des Flusses liegen, um die Fremden von allem Verkehr daselbst abzuschrecken und die kleinen Fürsten in Furcht zu erhalten. Sie stellen sich gewöhnlich, als ob sie diese Maßregeln zum Besten der Völkerschaften ergriffen, und wenn diese auch den wahren Grund kennen, so wagen sie es doch nicht, sich öffentlich darüber zu beschweren.

Dieß ist wahrscheinlich die Ursache der vielen kleinen Raubzüge und Plünderungen, welche die Malayen an die-

*) Dampier's Voyages Vol. II. p. 135.

ser Küste begehen. Die Malayen an den beiden Ufern der Straße von Malacca, sind im Allgemeinen ein kühnes Volk und dennoch mit Ausnahme der ärmsten Classe nichts weniger, als raubsüchtig. Allein durch die Holländer mißhandelt und durch ihre Wachtschiffe an allem freien Verkehr verhindert, gehen sie entweder selbst auf Raub aus, oder begünstigen die Seeräuberei anderer, theils um sich an den Holländern zu rächen, theils um auf diese Art einzubringen, was ihnen durch Hemmung des Handels entzogen wird *). Ein Betragen dieser Art erzeugte natürlich bei allen Bewohnern des Archipelagus das größte Mißtrauen gegen den Europäischen Character und die Raubsucht, die man ihnen Schuld giebt, fällt eigentlich uns zur Last. Die Bewohner der kleinen Niederlassung, vermittelst welcher die Holländer ihre Zwangsmaßregeln durchzuführen dachten, lebten von Feinden rings umgeben, stets in Furcht und Schrecken und fühlten sich nirgends sicher, als in ihren Forts oder auf ihren Schiffen **).

---

*) Dampier Vol. II. p. 164.

**) Dampier giebt uns ein lustiges Gemälde von dem Zustand der Holländischen Garnison in einer dieser Niederlassungen Palo Dinding, an der Küste des Malayenstaats von Perah; er beschreibt ein Gastmahl, welches der Holländische Gouverneur dem Befehlshaber seines Schiffes und dessen Gemahlin gab; doch, um auf den Gouverneur zurückzukommen, so sandte derselbe, um die Freundlichkeit des Capitäns und des Hrn. Richards zu erwidern, ein Boot zum Fischen aus, um seinen Gästen eine bessere Schüssel vorsetzen zu können, als im For aufzutreiben war. Vier Uhr Nachmittags kehrte das Boo

Nachdem die Engländer aus Jacatra und Bantam vertrieben waren und sich vergebens bemüht hatten, in

---

mit schönen Fischen zurück. Diese wurden sofort zum Abendessen zubereitet, das Boot aber ward wieder ausgesandt, um mehr Fische zu holen, die Hr. Richard und seine Gemahlin mit an Bord nehmen sollten. Inzwischen ward das Essen aufgetragen. Die Schüsseln und Teller waren von Silber und in der Mitte stand eine silberne Schaale mit Punsch. Der Gouverneur, seine Gäste und einige Officiere hatten sich gesetzt und wollten eben über die Speisen herfallen, als einer der Soldaten ausrief: Malayen! und durch diesen Ruf das ganze Fest verdarb; denn augenblicklich sprang der Gouverneur, ohne ein Wort zu verlieren, aus einem der Fenster hinaus, um möglichst schnell ins Fort zu gelangen. Seine Officiere folgten ihm uud alle Diener waren sofort in Bewegung. Jeder ergriff den nächsten Weg, einige durch die Fenster, andere durch die Thüren und die verlassenen drei Gäste folgten so eilig als möglich, ohne die Ursache der plötzlichen Bestürzung des Gouverneurs und seiner Leute zu kennen. Als sie an das Fort gelangten, stand der Gouverneur an der Thüre, um sie zu empfangen, und sobald sie hereingetreten waren, ward die Thüre geschlossen. Alle Soldaten und Diener waren schon dort, aber keiner durfte hinaus, um einige von den Schüsseln herbeizuholen. Der Gouverneur ließ einige Kanonen abfeuern, um den Malayen anzuzeigen, daß man auf ihren Empfang gerüstet sei, allein keiner kam heran. Der ganze Aufruhr ward veranlaßt durch einen Malayischen Kahn, der mit bewaffneten Leuten besetzt, dicht unter dem Ufer lag. Als das Holländische Boot zum zweitenmal auf dem Fischfang ausfuhr, ward es plötzlich von den Malayen überfallen; einige der Fischer wurden getödtet, andere sprangen ins Wasser und erreichten etwa eine Meile vom Fort glücklich das Ufer,

Achin festen Sitz zu gewinnen, wurden sie von den Eingebornen eingeladen, sich in Bencoolen und andern nahe gelegenen Orten niederzulassen, in der Hoffnung, auf diese Weise der Herrschaft der Holländer, die man für ein noch größeres Uebel hielt, zu entgehen. Allein die Ostindische Compagnie war weit entfernt, dieses Vertrauen zu rechtfertigen. Der berühmte Dampier diente im Jahr 1690 (nur fünf Jahre nach der ersten Begründung der Niederlassung), als Kanonier in Bencoolen; er sagt: „das Fort ward damals kläglich verwaltet; auch trug man keine Sorge, ein zweckmäßiges Einverständniß mit den benachbarten Einwohnern zu unterhalten, was man doch, vorzüglich an Handelsorten, nie unterlassen sollte. Als ich hinkam, saßen zwei benachbarte Rajahs in den Gefängnissen, weil sie nicht so viel Pfeffer ins Fort gebracht hatten, als der Gouverneur verlangte. Die vielen Unterthanen dieser Rajahs waren so aufgebracht über diese Beleidigung, daß sie — wie ich später erfuhr, unter der Anführung eines derselben, das Fort bestürmten" *). Im Jahr 1719 hatte das unkluge Betragen der Engländer die Einwohner von Bencoolen völlig von ihnen entfremdet; aus Furchtsamkeit verließen sie ihren Posten, wurden aber von den Einwohnern

---

und einer der letztern war es, welcher durch sein Geschrei den Gouverneur von seinem Abendessen vertrieb. Dampier's Voyages Vol. II. p. 175.

*) Dampier Vol. II. p. 183.

Eine nicht günstigere Schilderung findet man in New Account of the East Indies, Vol. II. p. 114.

nochmals eingeladen, zurückzukehren, um nur den Holländern nicht in die Hände zu fallen.

Man muß sich nicht vorstellen, daß der Wahn der Handelscompagnien, durch Hemmung des einheimischen Handels und der Industrie zu gewinnen, das sichere Mittel, allen Handel zu vernichten, sich auf die frühsten Zeiten des Europäischen Verkehrs mit den Indischen Inseln beschränkte. Dieser Grundsatz hat das Benehmen der Compagnien und ihrer Diener bis auf die letzten Zeiten uuunterbrochen gelenkt. Im Jahr 1749 zum Beispiel errichteten die Holländer eine Niederlassung in Banjarmassin und in kurzer Zeit kam dieser Ort in Betreff seiner Erzeugnisse und seiner Bevölkerung so sehr zurück, daß man ihn nicht mehr erkennen konnte. Die blühenden Niederlassungen der Malayen in Pontianak hatten erst wenige Jahre bestanden, als sie die Begierde der Holländer erregten, die im Jahr 1778 eine Factorei, eine Festung und alles, was dazu gehört, daselbst errichteten. Von dieser Zeit an errichteten sie die blühenden und unabhängigen Staaten von Mampawa und Succadana. Potianak selbst ward, wie es in solchen Fällen natürlich und unvermeidlich ist, immer unbedeutender, bis es nach Vertreibung der Holländer in unsern Zeiten durch freien Handel noch einmal wieder empor kam. Die Suloos sind die einzige bedeutende Nation des Archipelagus, die in allen Perioden der Europäischen Geschichte dieser Inseln ihre Unabhängigkeit behauptet haben, denn sie haben mit gleichem Muth und Glück den Angriffen der Spanier, Holländer und Engländer Widerstand geleistet. Den letztern gelang es im Jahr 1773, sich auf eine kurze

Zeit bei ihnen einzuschmeicheln und in Balambangan an der Nordküste von Borneo eine Niederlassung zu begründen. Als die Suloos zwei Jahre später die Wirkung dieser Niederlassung fühlten, griffen sie die Compagnien an und vertrieben sie aus ihrem Gebiet. 1803 ward die Ansiedelung erneuert, bald aber freiwillig wieder verlassen. Diese wenigen Beispiele sind vollkommen genügend, um zu beweisen, wie unnütz in commerzieller Rücksicht und wie schädlich in jeder andern alle Niederlassungen sind, wenn sie nach den bisher befolgten illiberalen Grundsätzen der Europäer begründet werden. Wenn das Mißlingen eines jeden neuen Versuchs immer von neuem bewiesen hat, wie unklug und ungerecht diese Grundsätze waren, so muß man sich wundern, wie sie nach der langen Periode von 200 Jahren noch immer befolgt werden können.

Wenn die Länder, in welchen der Alleinhandel eingeführt war, durch den Verlust des Handels, den sie herbeiführten, verarmten, oder wenn die zur Durchführung der dem Interesse der Eingebornen feindlichen Politik nothwendigen Ausgaben so groß wurden, daß man sie nicht länger bestreiten konnte, pflegten die Compagnien ihre Ansiedelung zu verlassen, und entweder zu behaupten, daß sie mit den Einwohnern ihres betrügerischen Characters wegen nicht länger auskommen könnten, oder daß irgend ein zufälliger Umstand (mit welchem sie natürlich nichts zu schaffen hatten) den Handel zu unbedeutend gemacht habe, um ihn länger fortzuführen *).

*) Jeder verständige Mann, der die Indischen Inseln besucht und sich gegen die Eingebornen mäßig und ehrlich betragen

Von den vielen Holländischen Niederlassungen blieb ihnen nicht eine einzige, ausgenommen die, welche auf einem Gebiete lagen, das sie wirklich in militärischer Gewalt hatten, und auch diese brachten ihnen in commerzieller Rücksicht, nach ihren eignen Berichten, nur Verlust. Den Engländern blieb am Schluß derselben Periode von ihren vielen Niederlassungen nur die eine kümmerliche in Bencoolen, durch welche sie jährlich große Summen verloren und die sie jeden Augenblick zu verlassen drohten. Die Prince of Wales Insel zähle ich nicht hieher, weil die dortige Niederlassung nicht nach den Grundsätzen des Alleinhandels errichtet war. Sie ward hauptsächlich durch zwei Privatkaufleute gegründet und kann als die erste Europäische Niederlassung im Archipelagus betrachtet werden, die auf Grundsätzen wahrer Weisheit und Liberalität beruht. Ihr schnelles Aufblühen, so lange die Absicht der ersten Begründer nicht überschritten wurde, bildet einen merkwürdigen Gegensatz mit dem unfehlbaren Mißlingen der eiteln Zwecke der Monopolisten.

Wenn wir das Betragen der Compagnien in ihrem Verkehr mit den großen benachbarten Nationen der Indischen Inseln betrachten, so sehen wir, daß es aus denselben Grundsätzen hervorging. Bei diesen volkreichen und mächtigen Nationen ward der Erfolg in der That ganz anders, denn hier sind die

---

hat, kömmt mit der günstigsten Ansicht von ihrem Character zurück, während die Leichtsinnigen und Befangenen, die in der Hoffnung, ihrer Einfachheit zu imponiren, getäuscht, sich ihren Unwillen zugezogen hatten, sie verleumdeten.

Europäer überall entweder vertrieben oder aufs Strengste beschränkt worden und die einheimischen Staaten haben sich unabhängig erhalten. Die Engländer errichteten bald nach ihrem ersten Erscheinen im Archipelagus, eine Factorei in Siam und betrieben mit diesem Lande einen vortheilhaften Verkehr. Bald aber erklärten sie, nach ihrer gewöhnlichen Weise, denselben für kostspielig und unvortheilhaft, und verließen ihre Niederlassung. Später errichteten sie dieselbe von neuem, fanden aber 1686 einen eiteln Vorwand, sie wieder aufzuheben und dem Könige von Siam den Krieg zu erklären. Die Englischen Kaufleute wurden damals in diesem Lande sehr begünstigt und von der Siamesischen Regierung mit Achtung und Vertrauen behandelt. Die Ostindische Compagnie konnte ihr Glück nicht ertragen, und befahl ihnen, das Land zu räumen *).

Die Franzosen, deren höfliche Sitten gegen Fremde in Europa so sehr gerühmt werden, sind in ihrem Verkehr mit den Asiatischen Völkern ganz besonders unglücklich gewesen. Im Jahr 1689 knüpften sie mit dem berühmten Constantin Faulcon geheime Unterhandlungen an, um die Unabhängigkeit von Siam zu stürzen; der Plan schlug fehl, und sie wurden für immer aus dem Reiche vertrieben. Dieses Beispiel von dem unklugen Benehmen der Europäer in ihrem Verkehr mit den Asiatischen Völkern, welches durch den unbegrenzten Ehrgeiz Ludwig XIV. veranlaßt ward, ist das Einzige von Bedeutung, welches nicht directe

*) Das Nähere erzählt uns Hamilton in seinem New Account of the East Indies, Vol. II. p. 63. 64.

oder indirecte, aus dem unklugen Betragen der Monopol-Compagnien hervorging.

In den zwischen Siam und China gelegenen Ländern, Chanpa, Camboja, Cochin-China und Tonquin ward eine Zeitlang ein Verkehr mit Europäischen Nationen betrieben, welcher die größten Vortheile versprach. Diese Länder sind ohne Zweifel die begabtesten von allen Theilen des Asiatischen Continents, sowohl in Rücksicht der Fruchtbarkeit ihres Bodens und der Mannichfaltigkeit und Nützlichkeit ihrer mineralischen und vegetabilischen Erzeugnisse, als wegen ihrer vortrefflichen Häfen, ihrer schönen schiffbaren Flüsse, ihrer ausgebreiteten innern Schiffahrt und ihrer für den Verkehr mit andern Nationen so äußerst vortheilhaften geographischen Lage. Dennoch sind sie in Betreff eines nützlichen Verkehrs den Europäischen großen Handelsstaaten bis auf die jetzige Zeit so wenig bekannt, als ob sie auf einem andern Planeten lägen. Bis zum Schlusse des 17. Jahrhunderts unterhielten die Franzosen, Holländer und Engländer einen thätigen Verkehr mit ihnen, der aber aus den gewöhnlichen Ursachen aufhörte. Man hatte keine Mittel, die Erzeugnisse des Landes von den unterrichteten und betriebsamen Einwohnern unter dem natürlichen Preise zu erhalten, oder ihnen auswärtige Waaren über den wirklichen Werth zu verkaufen, und ohne solche Mittel konnte der kostspielige Verkehr der mit gemeinschaftlichem Capital handelnden Compagnien nicht fortgeführt werden.

In keinem Lande Asiens haben sich die Europäischen Kaufleute durch ihren Ehrgeiz und ihre Habsucht so verhaßt ge-

macht, als in Japan, wo nächst China die höchste Civilisation gefunden wird, wo die Europäer einst mit der wenigsten Zurückhaltung empfangen wurden, und wo die Einrichtungen und Civilisationen von Europa schon die größten Fortschritte gemacht hatten. Durch ihren unmäßigen Eifer hatten schon die Portugiesen sich selbst und ihre Religion zum Gegenstand des Mißtrauens und der Verfolgung gemacht; allein dieser Zustand der Dinge hatte fast ein halbes Jahrhundert sich großentheils wieder gelegt, und erst, als die Holländisch-Ostindische Compagnie sich in Japan niedergelassen hatte, ward in Folge ihrer Intriguen die christliche Religion und der freie Verkehr mit Europäern für immer verboten. Die niedrige Nachgiebigkeit der Holländer konnte ihnen nichts frommen, von Jahr zu Jahr wurden ihre Privilegien beschnitten und sie selbst mit neuer Schmach behandelt. Anfangs konnten die Japanesen die Europäischen Waaren nicht entbehren; allein da der Verkehr allmählig beschränkt ward, so lernten sie sich mit der Zeit von ihnen entwöhnen und endlich sie beinahe verachten, so daß eine einzige Schiffsladung zum jährlichen Bedarf des ganzen Landes hinreichte.

Was endlich den Handel mit China betrifft, so ist zu bemerken, daß zwar der religiöse Eifer der Missionarien an dem Ausschluß der Europäer von dem freien Verkehr mit diesem Reiche einen großen Antheil hatte, daß aber dennoch dieser Handel mit dem größten und gebildetsten Lande Asiens zwei Jahrhunderte unbeschränkte fortdauert und nicht eher dem jetzigen Zwange unterworfen ward, als bis

das Verfahren der Monopolisten zur vollen Reife gelangte. Sowohl die Holländer als die Engländer begannen ihre Verbindung mit China mit feindlichen Angriffen, dennoch wurden wir in der frühsten Zeit zu mehrern Häfen, wie Chusan, Tywan, Amoy, Macao und Canton frei zugelassen und erst zu Anfang des letzten Jahrhunderts ward in Folge unserer lästigen Herrschsucht unser Handel auf Einen Hafen beschränkt und mit den strengsten Banden belegt. Eine auffallende Folge dieser Beschränkung kann uns nicht entgehen. In einigen Ländern ist es unserer Ostindischen Compagnie gelungen, ihre Grundsätze durchzuführen, von andern ist sie völlig ausgeschlossen worden. Der Erfolg in dem einen und das Mißlingen in dem andern sind ihrem Handel gleich nachtheilig gewesen. China, das einzige Land, das den Muth gehabt hat, die Englischen Kaufleute aufzunehmen, und die Weisheit sie zu beschränken, ist auch das Einzige, mit welchem sie einen gewissermaßen vortheilhaften Handel zu unterhalten im Stande waren. Dieß ist ohne Zweifel die eine, wenn auch nicht die einzige Ursache des glücklichen Fortgangs des Chinesischen Handels in den Händen der Monopol-Compagnien. Die Hauptursache ist der allgemein herrschende Geschmack der Europäischen Welt an dem Thee, diesem angenehmen narcotischen Getränke, welches nur China liefern kann und trotz aller Künste, um den Preis desselben für den Gebrauch zu erhöhen, zum Bedürfniß geworden ist und immer mehr wird. Die stete Furcht der Monopol-Compagnien, diesen wichtigen Handelszweig zu verlieren, ist die Ursache eines gemäßigten Betragens von ihrer Seite in dem Verkehr mit China,

das wir in ihren commerciellen Verhältnissen mit den andern Asiatischen Nationen vergeblich suchen.

Während des ersten Jahrhunderts des Alleinhandels der Engländer, wurden ihre Privilegien häufig angefochten, und dieser Umstand war, wie sich aus dem Folgenden ergiebt, für den Indischen Handel äußerst vortheilhaft. In dieser unruhigen Periode der Englischen Geschichte waren die privilegirten Rechte noch sehr unvollkommen. Die Ostindische Compagnie hatte im Staate noch sehr wenig politisches Gewicht erlangt, sie konnte daher auf die Gesetzgebung und auf die Verblendung der Nation noch keinen Einfluß haben; und da ihre Privilegien mit dem Naturrechte in offenbarem Widerspruche standen, so ließ man keine Gelegenheit vorüber gehen, dieselben streitig zu machen. Es war das Schicksal des Indischen Handels, daß die Begründung der bürgerlichen Freiheit und der regelmäßigen Kraft der Gesetze ihm allein nachtheilig seyn sollte, während sie für alle andere Zweige der Industrie so wohlthätig waren. Vor der Revolution waren alle Privilegien der Compagnie ohne Bestätigung des Parlements von dem Könige allein bewilligt worden, und nach der Ansicht der bedeutendsten Rechtsgelehrten wurden sie mit Recht allgemein für verwerflich gehalten. Am Schlusse des 17. Jahrhunderts ward, trotz der gewaltthätigen und feindlichen Schritte der Ostindischen Compagnie, in allen Theilen Indiens ein lebhafter Handel betrieben, dessen Unternehmer von den Monopolisten mit dem Namen, Schleichhändler, bezeichnet wurden. Wenn wir die Berichte über den Zustand Indiens in jener Zeit lesen, wenn wir die blühende Lage vieler

der einheimischen Staaten, das Vertrauen zwischen ihnen und den Europäischen Kaufleuten und die practische Kenntniß erwägen, welche wir damals von den Ländern zwischen dem rothen Meere und China besaßen, so müssen wir gestehen, daß wir in 120 Jahren nicht nur stehen geblieben, sondern zurückgekommen sind, und daß wir diesen Umstand den Opfern verdanken, die wir irrigen Grundsätzen dargebracht haben.

Die erste wirksame Maßregel zur Unterdrückung des freien Handels geschah im Jahr 1686 in der willkührlichsten Periode der Regierung Jacobs II., als nämlich zum erstenmale ein Kriegsschiff nach Indien gesandt ward mit einer königlichen Proclamation an die freien Kaufleute, worin dieselben aufgefordert wurden, ihre bisherigen Geschäfte einzustellen und sich der Compagnie zu unterwerfen. Als ein Holländischer Prinz unsern Thron bestiegen hatte, ward dem vermeintlichen Interesse der Holländer vieles aufgeopfert. Unter Wilhelms Regierung war jedoch die Ansicht, daß der Indische Handel irgend einer Gesellschaft als ausschließliches Recht zustehe, dem Englischen Volke noch so fremd, daß man vielen freien Kaufleuten Licenzen für diesen Handel bewilligte, und daß sogar eine zweite Ostindische Compagnie errichtet ward. Die Vereinigung dieser neuen Compagnie mit der alten unter der Königin Anna im Jahr 1702 bezeichnet den eigentlichen Zeitpunct der Vernichtung des freien Handels, des Triumphes der Grundsätze des Alleinhandels, und mithin, in Hinsicht auf Großbritannien, das Ende alles nützlichen Verkehrs mit Indien.

Der obige Bericht führt uns zu dem Schlusse, daß der Indische Handel, wie jeder andere, nur durch gesonderte und einzelne Unternehmungen mit Vortheil geführt werden kann. Dieser Grundsatz findet sogar auf den Indischen Handel noch entschiedenere Anwendung, als auf irgend einen andern. Der auf gemeinschaftlichem Capital beruhende Handel einer Compagnie mit civilisirten mächtigen Nationen ist nur dem Nachtheil unterworfen, welcher aus der kostspieligen, von seinem Wesen unzertrennlichen langsamen Führung desselben hervorgehet; allein ein solcher Handel mit halbcivilisirten, fremdartigen und schüchternen Nationen ist noch viel größern Nachtheilen ausgesetzt. Der einzelne Unternehmer sieht sich durch Nothwendigkeit gezwungen, sein Betragen nach den Gewohnheiten und Instituten des Volks zu richten, mit welchem er handelt. Wenn es der Mühe lohnt, den Handel nach ihren Bedingungen zu führen, so setzt er ihn fort. Mit keiner Macht bewaffnet und nur in commerzieller Absicht unter ihnen auftretend, erregt er keine Eifersucht, und wenn sie am Ende merken, daß sein Verkehr sicher, vortheilhaft und angenehm ist, so wird derselbe nicht nur geduldet, sondern begünstigt. Einzelne Gewaltschritte und Eingriffe sind vielleicht in der frühsten Zeit eines solchen Verkehrs gelegentlich auch von einzelnen Kaufleuten begangen worden, sie liegen aber weder in der Natur des friedlichen Handels, noch sind sie mit dem Interesse desselben vereinbar, und die Mißgriffe eines Einzelnen können leicht durch die Klugheit und Bescheidenheit der Mehrzahl ausgeglichen und gut gemacht werden, so daß der Nationalcharacter nicht

darunter leidet. Es wird kaum nöthig seyn, zu zeigen, daß Handels-Compagnien ihrem Wesen nach ganz anders verfahren müssen. Sie sind mit politischer und willkührlicher Macht bewaffnet, erscheinen zu gleicher Zeit in dem Character von Kaufleuten und Herrschern, und bemühen sich natürlich unter diesen Umständen, den Völkern, mit welchen sie in Verbindung stehen, ihre eigenen Gebräuche aufzudringen, anstatt den Gesetzen ihres Landes sich zu unterwerfen. Die fremden Völker aber müssen natürlich aus dem Mißverhalten dieser Gesellschaften auf den Character der ganzen Nation schließen. Wir haben nur zu viele Beispiele von dem völligen Mißlingen der Absichten und Zwecke der Monopolisten. Dagegen haben wir ein großes Beispiel von dem glücklichen Erfolge eines freien Verkehrs in dem Indischen Handel der Americaner. Mit der ersten Erscheinung eines Nordamericanischen Schiffes in den Indischen Häfen im Jahre 1784 beginnt das Zeitalter eines freien, gesetzmäßigen Handels zwischen Indien und den civilisirten Nationen des Westen. Die vorhergehenden drei Jahrhunderte kann man mit Recht bezeichnen als die Periode der Täuschung, in welcher die Europäischen Völker zu eignem Nachtheil und zu eigner Schande ein leeres Phantom verfolgten. So lange der Handel der Americaner besteht, haben sie nie mit den politischen Angelegenheiten der Eingebornen in Berührung gestanden, nie in ihre Händel sich gemischt, und auch durch die rohesten Stämme, mit denen sie in Verkehr standen, ist nie ein Americanisches Schiff geraubt worden. Ihr Handel ist fortwährend in zunehmender Blüthe gewesen, und ohne auf die Frage einzugehen, ob er

dem innern Gehalte nach höher steht, als der der frühern Meister des Indischen Handels, müssen wir zugeben, daß er der Quantität nach viel ausgedehnter ist.

Wenn dagegen eingewandt werden sollte, daß eine Periode von 36 Jahren nicht hinreicht, um über die Mäßigung der Americaner und über den Erfolg ihres Indischen Handels zu urtheilen, so ist doch der unermeßliche Vortheil desselben über das Monopolsystem auf keinen Fall zu bestreiten, wenn man bedenkt, daß die Holländer und die Engländer kaum halb so lange mit demselben Handel beschäftigt waren, als sie schon mit allen Seemächten Indiens in Zank und Streit lagen, diejenigen, welche sie gastfreundlich aufgenommen hatten, überfielen und plünderten, sich gegenseitig befeindeten und niedermetzelten und durch alle diese Mittel ihren Handel mit solchen Unkosten belasteten, daß kein gesetzlicher Vortheil sie decken konnte, und daß sie Anfangs nur durch die geringen Preise, die sie den Einwohnern für ihre Erzeugnisse zahlten, und durch den ungeheuern Gewinn, den sie von ihren Landsleuten erhoben, am Ende aber nur durch künstliche Verwicklung und Verwirrung der Rechnungen, durch welche sie ihre Mitbürger zu täuschen suchten, im Stande waren, denselben fortzuführen.

Nach diesem Berichte über die Natur und die commerziellen Verhältnisse des Verkehrs zwischen den Europäischen Nationen und den Bewohnern Indiens gehe ich über zu einer Betrachtung ihrer Handelsverbindungen mit ihren eignen Landsleuten. Europa war im 16. und 17. Jahr-

hundert noch nicht so bedeutend durch seinen Handel und seine Manufacturen, als jetzt, da es im Stande ist, die Asiatischen Völker mit wohlfeilen, ihrem Geschmack genehmen Waaren zu versorgen. Damals waren noch keine Erzeugnisse Asiens, die jetzt zu Lebensbedürfnissen geworden sind, bei den Europäern in Begehr. Die Ausfuhr war unbedeutend, und die Einfuhr bestand nur in Luxus-Artikeln, vorzüglich in Gewürzen und in Seiden- und Baumwollenzeugen. Dieser Handel konnte seiner Natur nach nie sehr ausgebreitet oder ein Gegenstand des Nationalinteresses werden. Der Verkäufer war in seinen Forderungen durch nichts beschränkt, als durch die Zahlungsfähigkeit oder die Kauflust des Verbrauchers.

In der ersten Periode dieses Handels der Europäer war ihr Gewinn natürlich sehr groß, und stieg im Allgemeinen bis zu dem ganzen Unterschiede zwischen den Unkosten der Land- und See-Fracht von Indien bis Europa, da, wie wir später sehen werden, die vorzüglichsten Waaren sehr wenig im Preise sanken. Nach den ersten beiden Reisen der Engländer theilten die Unternehmer ohnerachtet ihres Mangels an Erfahrung, Kenntniß und Geschicklichkeit, einen Gewinn von 95 Procent; nach der dritten Reise einen Gewinn von 234 Procent, nach der fünften 211 Procent, nach der sechsten 121 Procent, nach der siebenten 218 Procent, nach der achten 211 Procent, nach der neunten 160 Procent, nach der zehnten 148 Procent, nach der eilften 320 Procent und nach der zwölften 133 — 18 Procent.

Die Holländer, welche früher fuhren und ihre Schiffe

besser zu handhaben wußten, haben wahrscheinlich noch größern Gewinn gemacht. Selbst nachdem sie den unglücklichen Plan ausgeführt hatten, mit gemeinschaftlichem Capital zu handeln, gewannen sie noch 130 Procent. Obgleich dieser Gewinn selbst für jene rohen Zeiten ungeheuer war, stand er doch keinesweges in Verhältniß mit dem Unterschiede zwischen dem Einkaufspreise für die Waaren in Indien und dem Verkaufspreise, den die Verbraucher entrichten mußten. Eine Vergleichung dieser Einkaufs- und Verkaufspreise setzt uns in den Stand, uns von den außerordentlich hohen Frachtunkosten eine ziemlich genaue Vorstellung zu machen. Bei der dritten Englischen Reise zum Beispiel ward eine Ladung Gewürznelken, die in Amboina für 2948 Pfund 15 Schilling Sterling eingekauft war, in England für 36,287 Pfund, also mit einem Brutto-Gewinn von 1130 Procent verkauft. Dennoch bestand der ganze Netto-Gewinn dieser Reise nur aus 234 Procent, so daß, wenn die andern Waarn, aus welchen die Ladungen bestanden, eben so vortheilhaft waren, die Unkosten der Rückfracht allein sich auf 896 Procent belaufen haben müssen. Zwanzig Jahre nach der ersten Eröffnung des Handels wurden nach der eignen Angabe der Monopolisten Pfeffer und Gewürznelken zu 700 Procent, Muscatblüthen zu 800 Procent und Muscatnüsse zu 650 Procent verkauft. Wir werden jedoch weiter unten sehen, daß diese Angaben viel zu gering waren. Dessen ohnerachtet überstieg der höchste Netto-Gewinn nie 320 Procent, und betrug nach einer Durchschnittssumme für alle zwölf Reisen nur 138 Procent.

Dieser Gewinn ward aber bald geringer, und zwar aus mancherlei Ursachen, weil das zweckwidrige System des Handels mit gemeinschaftlichem Capital nothwendig die Unkosten erhöhen mußte, weil der Verkaufspreis trotz aller Künste nicht aufrecht zu erhalten war, und durch die großen Einfuhren aus Indien nothwendig sinken mußte, während der Einkaufspreis in Indien, theils wegen der Mitbewerbung der verschiedenen Nationen, theils wegen der Schwierigkeiten, die die Monopol-Compagnien selbst der Erzeugung der Waaren in den Weg legten, immer höher stieg, weil die verschiedenen Compagnien bald anfingen, sich gegenseitig zu befeinden, und endlich weil ihre Kriege mit den einheimischen Mächten bedeutende Ausgaben nöthig machten.

Es ist merkwürdig genug, daß der früheste und einzig erfolgreiche Handel der Holländer und Engländer wirklich ein freier Handel war. Der Holländische Handel war in den ersten sechs Jahren völlig frei, und damals brachte er den größten Gewinn. Der Englische Handel ward freilich im Namen einer Compagnie betrieben, war aber in der That auch frei, da jede Reise in den ersten zwölf Jahren als ein gesondertes Geschäft behandelt ward, dessen Gewinn, wie schon bemerkt worden, die Glieder der Compagnie unter sich theilten. Nachdem die Holländer mit gemeinschaftlichem Capital zu handeln anfingen, sank der Gewinn in den ersten zwanzig Jahren im Durchschnitt bis zu $22\frac{1}{2}$ Procent jährlich herab; in den nächsten zwanzig Jahren fiel er auf $12\frac{1}{2}$; in dem dritten gleichen Zeitraume betrug er 19; in dem vierten $19\frac{1}{2}$; im fünften 18; im sechsten

22; im siebenten 28; im achten 19; im neunten 18 und in den letzten fünfundzwanzig Jahren oder von 1771 bis 1796 nur 12½ Procent. Der ganze Gewinn betrug also während dieser Handelsperiode im Durchschnitt nur 19 Procent. Daraus geht offenbar hervor, daß der Gewinn des angelegten Capitals fortwährend niedriger war, als er bei regelmäßigem und natürlichem Umlauf desselben Capitals im Lande gewesen seyn würde. Man wird mithin zugeben, daß der Handel Verlust brachte, oder daß das Nationalvermögen zum Nachtheil der bürgerlichen Gesellschaft dem natürlichen Umlaufe entzogen ward. Wir besitzen vom Jahr 1723 ein regelmäßiges Verzeichniß über die Actien der Holländisch-Ostindischen Compagnie, welches uns ein zuverlässigeres Verzeichniß von dem Zustande des Handels giebt, als die willkührlichen Dividenden der Directoren. In dem ersten Decennium standen die Stocks auf 636, im zweiten fielen sie bis auf 570, im dritten auf 470, im vierten auf 443, im fünften auf 437, im sechsten auf 338, in den darauf folgenden dreizehn Jahren auf 300 und 170, und in den letzten zwei Jahren auf 50, obgleich die Dividende abgeschmackterweise noch immer 12½ Procent betrug.

Die Ergebnisse des Englischen Compagniehandels waren noch trauriger, allein nicht so leicht zu enthüllen, weil ihre Rechnungen nachlässiger geführt wurden, und weil ihre Angelegenheiten mehr mit politischen vermengt waren. Der Gewinn der ersten vier Reisen für gemeinschaftliche Rechnung betrug im Durchschnitt nicht mehr als 87½ Procent in vier Jahren, obgleich Eine Schiffsladung mit einem Gewinn von 700 Procent verkauft ward, so daß gleich An-

fangs sich offenbar ein Nationalverlust ergab. Die zweite Compagnie hat gleichfalls schlechte Geschäfte gemacht, denn nach vierzehn Jahren war sie nur mit Mühe im Stande, die ursprünglichen Theilnehmer zu entschädigen, und ihre auf die dritte Compagnie übertragene Bilance ward auf 12½ Procent geschätzt. Diese dritte Compagnie theilte nach eilf Jahren im Ganzen einen Gewinn von 35 Procent, ihr Geschäft war also offenbar Verlust bringend. Es wäre thöricht, die Resultate eines Systemes weiter verfolgen zu wollen, durch welches die Compagnie sich selbst nicht weniger als die Nation hintergangen hat, und ich glaube, wenige werden jetzt noch frech genug seyn, zu behaupten, daß sich in späterer Zeit jemals ein reiner Gewinn daraus ergeben habe.

Es ist wirklich interessant, den wahren Character und Umfang des Indischen Handels unserer Vorfahren mit den glänzenden Berichten von denselben zu vergleichen, die unsere Einbildungskraft getäuscht haben. Der glänzende Handel der Portugiesen, welcher dieses Volk bereichert und den Handel der Venetianer vernichtet haben soll, beschäftigte während seiner ganzen Dauer jährlich kaum sieben Schiffe. Von seinem Anbeginn im Jahr 1497 bis zum Jahr 1640, also in 143 Jahren wurden im Ganzen nicht mehr als 980 Schiffe nach Indien gesandt.

Die Resultate des Handels der Holländisch-Ostindischen Compagnie, welcher nach der Ansicht der Monopolisten der allervortheilhafteste war, und mit der größten Geschicklichkeit betrieben ward, sind eben so kläglich. Von 1614

bis 1730, der blühendsten Periode dieses Verkehrs, belief sich die ganze Zahl der in Holland angekommenen Schiffe auf 1621, also jährlich im Durchschnitt nur auf 14; dieser Verkehr war mithin bei weitem nicht so bedeutend, als der freie Handel der Americaner mit den Colonien der Holländer selbst.

Der Englische Handel gab keine günstigere Resultate. In den ersten 21 Jahren, als der günstigsten Periode, betrug die Zahl der jährlich beschäftigten Schiffe etwa vier; von diesen wurden 12⁴/₅ Procent von den Holländern erbeutet, und die Ungeschicklichkeit der Schiffer war so groß, daß 10½ Procent untergingen. Vom Jahre 1680 an besitzen wir genaue Verzeichnisse der durch die Ostindische Compagnie beschäftigten Tonnenzahl. In der ersten Periode von zwanzig Jahren oder von 1680 bis 1700, als der Handel bereits 100 Jahr betrieben war, betrug die jährlich erforderliche Tonnenzahl im Durchschnitt nur 4590, in der zweiten gleichen Periode 4232, in der dritten 6796, in der vierten 8861, in der fünften 13,350, und in der sechsten, also am Schluß des vorigen Jahrhunderts, 26300. Man würde sich sehr irren, wenn man das Wachsen dieser Tonnenzahl einer wohlthätigern Erweiterung des Handels der Compagnie zuschreiben wollte, vielmehr waren zufällige oder erzwungene Umstände die einzigen Ursachen, besonders der Umstand, daß der Verbrauch des Thees in diesem Lande so außerordentlich zugenommen hatte. Man kann das Gedeihen des Handels der Ostindischen Compagnie eben so wenig diesem Umstande zuschreiben, als man den Ertrag des Salzmonopols im alten Frankreich, oder des königlichen

Tabacksmonopols in Spanien und America, als richtigen Maßstab zur Beurtheilung des Wohlstandes dieser Länder ansehen darf. In der ersten Periode ward in ganz England keine Schiffstonne voll Thee verbraucht; in der zweiten nicht über 160 Tonnen, in der dritten beinahe 1000, in der vierten über 2000, in der fünften 5600 und in der sechsten 15,149. Wenn man diese Anzahl von der ganzen Tonnenzahl am Ende des vorigen Jahrhunderts abzieht, so bleiben nur 11,151 Tonnen, mithin beträgt die Zunahme in 120 Jahren nur 7561 Tonnen, nachdem die Compagnie den Besitz eines ungeheuren Gebiets erlangt hatte, mit einer Bevölkerung von 60 Millionen Einwohnern. Wenn wir diesen letztern Umstand besonders in Erwägung ziehen, und zugleich die außerordentliche Zunahme des Wohlstandes und der Bevölkerung von Europa in dieser Periode berücksichtigen, so kann es keinem Zweifel unterworfen seyn, daß der Umfang des Indischen Handels verhältnißmäßig viel geringer ist, als er war. Was Handelsfreiheit bewirken kann, erhellt hinlänglich aus dem Beispiel des großen Handels der Americaner, und wenn fernere Beweise erforderlich sind, so finden wir sie in unserm eignen freien Handel. So gefesselt, wie er ist, hat er doch von Anfang an im Durchschnitt jährlich gegen 60,000 Tonnen Schiffslast befrachtet. Der ganze Handel der Ostindischen Compagnie betrug, als der freie Handel noch nicht in denselben eingriff, etwa 40,000 Tonnen, der Umfang des letztern ist also um die Hälfte größer. Jedoch muß man von dem Handel der Compagnie noch 20,000 Tonnen, welche der Handel mit China erfordert, abziehen, und dann ergiebt sich, daß der freie Handel

in weniger als vier Jahren dreimal so bedeutend ward, als der der Compagnie in 220 Jahren.

Nachdem ich jetzt die Mißgriffe unserer frühern Politik umständlich dargelegt habe, bleibt mir noch die Pflicht, einige Vorschläge zu machen in Betreff der Art und Weise, wie unser Verkehr mit den Indischen Inseln in Zukunft geleitet werden sollte. Der Zustand der gesellschaftlichen Verhältnisse, die Bequemlichkeit ihrer commerciellen Lage, und die reiche Mannichfaltigkeit ihrer einheimischen Erzeugnisse sind uns bekannt. Der Handel dieser Inseln ist nicht nur wichtig an sich, sondern da sie an der Haupthandelsstraße zu den größten Nationen Asiens liegen, und mit diesen durch die stärksten Bande, durch wechselseitige Bedürfnisse, durch gegenseitige Vortheile und durch die Leichtigkeit des Verkehrs verknüpft sind, so werden die Europäischen Nationen wahrscheinlich im Stande seyn, mittelst dieser Inseln einen nützlichen Verkehr mit jenen größern Staaten zu unterhalten, da sie von aller directen und freien Verbindung mit denselben gegenwärtig durch unüberwindliche Hindernisse ausgeschlossen sind. Die stillen und unbehinderten Wirknngen des Vermögens und der Unternehmungen Europäischer Nationen werden wahrscheinlich mit der Zeit, wenn man ihnen Freiheit gewährt, diese wohlthätige Einrichtung ohne Hülfe von Seiten der gesetzgebenden Macht zu Wege bringen; dennoch möchte hier der Ort seyn, einige Mittel anzugeben, um den Weg dahin zu erleichtern. Es läßt sich freilich nicht erwarten, daß es den fernen, unerfahrnen Kaufleuten Europas möglich seyn werde, mit den armen, zerstreuten und halbbarbarischen

Nationen des Archipelagus, denen natürlich die Grundsätze des Völkerrechts nicht bekannt seyn können, einen ausgebreiteten, sichern und angenehmen directen Handel zu führen. Die Bequemlichkeit und Sicherheit der Europäischen und Indischen Händler wird es nöthig machen, daß der Verkehr zwischen ihnen durch eine vermittelnde Classe betrieben werde, der beide Theile vertrauen können. Eine Colonial-Niederlassung ist das einzige Mittel, um diesen Zweck zu erreichen. Unzählige Inseln des großen Archipelagus sind noch ohne Eigenthümer, diese zu Colonien zu machen, ist daher nicht nur vereinbar mit der natürlichen Gerechtigkeit, sondern bei dem jetzigen Zustande der Europäischen Welt fast eine moralische Pflicht zu nennen. Die Auswahl passender Orte für solche Colonien ist sehr groß, indem viele von den Inseln nicht nur bequeme Häfen und fruchtbaee Ländereien darbieten, sondern auch an der directen Straße des Verkehrs zwischen den gebildetsten Stämmen des Archipelagus selbst und zwischen den großen Völkern des Osten und Westen gelegen sind. Die gebildetsten und den größten Handel treibenden Stämme des Archipelagus bewohnen die westlichen Theile desselben. Nach dieser Seite hin möchte wohl die Insel Banca mit ihren schönen Häfen und ausgedehnten Ländereien, wo man nur wenige herumschweifende Bergbewohner von friedlichem Character antrifft, für eine Europäische Colonie am meisten geeignet seyn. Die Meerenge, welche die Insel von Sumatra trennt, ist die sicherste und beste Straße für den Handel der westlichen Welt, sowohl mit den vorzüglichsten Theilen des Archipelagus selbst, als auch mit allen nördlich

und östlich, zwischen Siam und Japan gelegenen Orten, zu welchen man auf keinem andern Wege mit Bequemlichkeit kommen kann. Ueberdieß liegt Banca für die Schiffahrt von den Küsten-Ländern an der Bengalischen Bai, durch die Meerenge von Malacca zu denselben Ländern, kaum aus dem Wege. Wenn man alle diese Vortheile in Erwägung zieht, kann man mit Sicherheit vorhersagen, daß eine Colonie, die unter günstigen Umständen durch einen Europäischen Handelsstaat gegründet würde, auf Banca schneller empor kommen möchte, als irgend eine der bisherigen Colonien.

Auch in andern Gegenden des Archipelagus ist an vortheilhaften Plätzen für Colonien kein Mangel. Eine der vorzüglichsten Inseln zu diesem Zwecke ist Sincapoor (richtiger geschrieben Singahpura) an der östlichen Einfahrt der großen Meerenge von Malacca. Die natürlichen Vortheile dieser Insel konnten den benachbarten Bewohnern des Archipelagus im Laufe der Zeit nicht entgehen. Hier war es, wo die erste Malayische Colonie von Sumatra aus gegründet ward; hier war es wieder, wo dasselbe Volk sich zum zweiten Male ansiedelte, nachdem die erste Colonie von den Portugiesen vertrieben war. Jedoch alle einzelne für diesen Zweck geeignete Inseln aufzuzählen, würde eine Kenntniß der Localumstände erfordern, wie ich sie nicht besitze; im Allgemeinen will ich nur bemerken, daß man solche Inseln wählen müßte, die zum Beispiel an der Meerenge von Macassar lägen, oder auch die Nordküste von Borneo und die Gewürzländer. In den letztern haben sich die Holländer bereits angesiedelt, und sie brauchen nur Handelsfreiheit

zu bewilligen, eine ziemlich liberale Verwaltung einzuführen, und die benachbarten Inseln von den Banden zu befreien, die ihre Betriebsamkeit hemmen, um diesen Niederlassungen ein augenblickliches Gedeihen zu sichern. Die Europäischen Niederlassungen in Java werden wegen der außerordentlichen Fruchtbarkeit dieser Insel stets einen Vorrang behaupten.

Die Lage der Länder des Indischen Archipelagus ist von Natur so günstig zu Niederlassungen für Ausländer aller Art, daß jede Ansiedlung auf denselben sich des besten Fortgangs erfreute, so lange sie mit Klugheit verwaltet ward. Die einheimische Civilisation des Landes ist nicht etwa an den Seeküsten oder durch den Handel emporgekommen, sondern hat immer da die höchste Stufe erreicht, wo die Ackerbau treibenden Völker aus dem Innern ihre Handelscolonien begründet haben. Zum Beleg dieser Behauptung mögen dienen: das alte Malacca, eine Colonie der Malayen aus dem Innern von Sumatra, und Palembang und Banjarmassin, zwei Colonien der Javanesen aus dem Innern von Java. Der Einfluß auswärtiger Asiaten, die eine höhere Bildung erreicht hatten, als die Eingebornen, zeigt sich überall, wo die Araber, dieses unternehmendste von allen Asiatischen Völkern, politischen Einfluß erlangt haben. Merkwürdige Beispiele geben uns durch ihr außerordentliches Gedeihen: Bantam, Achin, Macassar und Pontianak. Wenn schon die rohen Institutionen der Asiatischen Völker ein solches Gedeihen hervorbrachten, zu welchem Grade könnte dasselbe nicht gehoben werden, unter den Einrichtungen der Europäer. Wegen der von den Euro-

pâern befolgten Politik können wir zwar keine günstige Beispiele für diese Behauptung angeben; allein der theilweise Erfolg mehrerer Europäischer Niederlassungen, bei allen Fehlern ihren Verwaltung, wird uns genügen. Malacca, wo die Portugiesen freien Handel trieben, und sich unbehindert ansiedelten, war während ihrer Herrschaft von Feinden umgeben, beinahe fortwährend der Schauplatz des Krieges und der Anarchie, und dennoch die blühendste von allen Städten des Archipelagus, deren die Geschichte erwähnt. Batavia, die einzige Niederlassung der Holländer, wo ein ziemlich freier Handel existirte, ward durch denselben eine große und blühende Stadt, während alle andere Ansiedelungen der Holländer zu Grunde gingen. Manilla zeigt uns dasselbe Resultat und überzeugt uns, daß die schlechteste Europäische Verwaltung noch besser ist, als die beste Asiatische, wenn sie nur die natürlichen Wirkungen der Europäischen Einrichtungen und den gewöhnlichen Lauf des Handels nicht durch eitle Versuche gewaltsam hemmt. Das merkwürdigste Beispiel von dem Gedeihen Europäischer Niederlassungen im Archipelagus ist die schon erwähnte kleine Insel Penang oder Prince of Wales-Insel. Sie besteht aus einem kleinen Striche kahlen Bodens mit einem guten Hafen und liegt zu weit westlich, oder mit andern Worten, zu entfernt von den bevölkertsten und fruchtbarsten Theilen des Archipelagus und von der leichtesten und sichersten Durchfahrt der Meerenge von Sunda. Man fand daselbst keine Einwohner, und dennoch hob sich die Niederlassung so schnell, daß sie nach 20 Jahren viele Tausend Menschen zählte, und noch lange in demselben Verhältniß hätte zunehmen können,

wenn man nicht die Grundsätze, die bei der Begründung befolgt wurden, in späterer Zeit verlassen hätte.

In Betreff der Verwaltung einer solchen Colonie, wie ich sie hier in Vorschlag gebracht habe, kann ich nur einige allgemeine Andeutungen geben. Vor allen Dingen ist erforderlich die unbeschränkteste Freiheit des Handels und der Ansiedlung für Menschen aus allen Nationen und von allen Religionen. Daß ihnen das Recht zustehen müsse, Grundeigenthum zu erwerben, versteht sich von selbst, denn ohne dasselbe ist keine Anhänglichkeit an das Land oder an die Regierung, in deren Schutz sie stehen, denkbar. Eine freie repräsentative Regierungsform einzuführen, möchte bei der vermischten Bevölkerung einer solchen Colonie vielleicht nicht rathsam seyn*). Doch muß einer repräsentativen Versammlung das Recht der Besteurung bleiben, und wenn die Stellvertreter aus allen Classen der Einwohner frei gewählt werden, die Wahlfähigkeit aber auf diejenigen beschränkt ist, die durch langen Aufenthalt das Bürgerrecht erlangt, oder ein bedeutendes Grundeigenthum erworben haben, so wird man keine Unruhen und keine Anarchie zu befürchten haben. Eine reine unparteiische Verwaltung, nach einem dem Zustande der Colonie und dem besondern Character der verschiedenen Bevölkerung entsprechenden Gesetzbuche, wird den wichtigsten Zweig der Regierung bilden.

Was die Pflichten der obersten Magistratsperson betrifft, so brauche ich wohl den bekannten politischen Grundsatz nicht

---

*) In Penang werden 22, und in Batavia noch viel mehrere Sprachen gesprochen.

hervorzuheben, daß er sich so wenig als möglich in die einzelnen innern Angelegenheiten der Colonie mischen müsse; je mehr diese der Einsicht derer überlassen bleiben, die vorzüglich dabei interessirt sind, desto mehr Wahrscheinlichkeit ist vorhanden, daß sie gut verwaltet werden. Seine wichtigste und vorzüglichste Beschäftigung wird darin bestehen, die auswärtigen Angelegenheiten der Colonie zu besorgen. Er darf nie versuchen, seine Gewalt über die unabhängigen Regierungen der Nachbarstaaten auszudehnen, sondern hat nur darauf zu sehen, daß das freundliche Benehmen mit denselben aufrecht erhalten werde. Verträge, welche ausschließliche Privilegien oder Ausnahmen von Pflichten erfordern, müssen vor allen Dingen vermieden werden. Je größer die Einkünfte sind, die ein einheimischer Souverän durch seinen Verkehr mit Ausländern bezieht, je mehr wird er sich bewogen fühlen, ihren Handel zu beschützen und zu begünstigen. Ein Europäischer Kaufmann, der seinen Handel wohlfeiler betreiben kann, als ein Asiatischer, sollte nicht murren, wenn er dieselben Abgaben bezahlen muß. Außerdem sind den bigotten Völkern Asiens Neuerungen aller Art verhaßt, und schon an sich hinreichend, Mißtrauen zu erregen. Die verdächtigsten aller Neuerungen sind diejenigen, welche das persönliche Interesse oder die Vorrechte des Souveräns schmälern oder zu schmälern scheinen.

Eine vollkommene Kenntniß der Sitten, Gebräuche und Institutionen der benachbarten Eingebornen, so wie derjenigen Sprache, deren sie sich bei ihrem Verkehr vorzüglich bedienen, ist unerläßliches Erforderniß für einen solchen Statthalter. Der Ruf dieser Eigenschaften und ein

rechtlicher, unbestechlicher Character werden zuverlässig eine außerordentliche Anhänglichkeit der Indischen Insulaner zur Folge haben. Männer von hohem Range und mit diesen Eigenschaften begabt, erlangen einen unbegrenzten Einfluß über die Eingebornen. Eine mäßige Besteurung des auswärtigen Handels, der Verkauf öffentlicher Ländereien und eine Abgabe von schädlichen Luxus-Artikeln werden ein hinlängliches Einkommen sichern, um die Ausgaben der Regierung und die Kosten zur Errichtung öffentlicher Werke zu decken.

Ich will diesen Abriß beschließen mit einer kurzen Zusammenstellung einiger der Vortheile, die eine solche Niederlassung gewähren könnte. Sie würde natürlich ein großer Handelsplatz werden. Der einheimische Kaufmann würde daselbst den besten und sichersten Markt finden, und die zerstreuten Erzeugnisse des Archipelagus würden sich zur Bequemlichkeit der entfernten und unerfahrnen Kaufleute von Europa in großer Menge anhäufen. Die Europäer würden hier ebenfalls den besten Markt für ihre Waaren finden, und die Aufopferung eines großen Nominalgewinns würde reichlich entschädigt werden durch die Schnelligkeit, mit welcher er seine Geschäfte beendigen könnte, und durch die Beseitigung derjenigen Verzögerungen und Gefahren, die bei einem directen Verkehr mit den Eingebornen und bei der Unerfahrenheit der Schiffer in diesen Gewässern unmöglich vermieden werden können. Kurz es liegt am Tage, daß auf diese Weise der angenehmste, ausgebreitetste und für alle interessirte Parteien einträglichste Handel betrieben werden könnte. Wichtigere und höhere,

wenn auch entferntere Zwecke könnten erreicht werden, durch solche Colonien in der Mitte der Eingebornen selbst. Durch diese könnten die Einrichtungen, die Sitten und Künste der Europäer mit der Zeit den Bewohnern dieser entferntern Gegenden mitgetheilt werden. Ueberdieß bieten die unbewohnten Ländereien der Indischen Inseln Raum genug dar für Europäische Colonien, und die Colonisten würden hier ungleich mehr Stoff für ihre Betriebsamkeit finden, als auf dem wüsten Vorgebirge von Africa oder dem bessern, aber zu entlegenen Festlande von Australien. Die kräftige Race der Sprößlinge aus Europäischem Blute in den heißen Ebenen von Südamerica, zum Theil unter der Linie selbst, beweist hinlänglich, daß die lange unterhaltene Meinung, die Europäer müßten dem Einflusse eines solchen Climas unterliegen, ein bloßes Vorurtheil sei. Die verschiedenen Menschenracen bewahren ihren eigenthümlichen Character unabhängig vom Clima. In heißen Ländern wird freilich den ersten Ansiedlern die Hitze unerträglich scheinen; allein die Constitution ihrer Nachkommen entspricht bald dem Clima, in welchem sie geboren sind. Wenn dem auch nicht so wäre, so würden die Gebirgsstriche und die ausgedehnten Hochebenen der großen Inseln, die zum Theil 5 bis 6000 Fuß über der Meeresfläche erhaben sind, selbst den Bewohnern des nördlichen Europas einen passenden Aufenthalt darbieten. *)

*) In sehr heißen und zugleich sehr trocknen Himmelsstrichen werden die Menschen vielleicht älter als in den gemäßigtern Zonen. Das ist besonders der Fall in den Strichen, wo

Nach diesem Abriß über die zweckmäßigste Art, den Verkehr zwischen den Europäischen Nationen und den Indischen Inseln mit ihren Umgebungen zu erweitern, will ich die wesentlichen Bestandtheile des commerziellen Austausches angeben, den ein unbeschränkter Verkehr zur Folge haben muß. Die großen Länder der Indischen Inseln sind für Kaufleute und Schiffer leichter zugänglich, als irgend ein anderer Theil der Erde, und zwar insbesondere der ruhigen Gewässer wegen, die gleich vielen Canälen oder großen schiffbaren Flüssen die Communication zwischen den Inseln von einem Ende zum andern sehr erleichtern. Da viele der Inseln von außerordentlich großem Umfange sind, so findet man überdieß nirgends die Unfruchtbarkeit, welcher kleinere Inseln innerhalb der Wendekreise aus Mangel an bedeutenden Flüssen natürlich ausgesetzt sind.

Alle die großen Inseln haben schiffbare Flüsse, und

Temperatur und Clima regelmäßig wechseln. Die schon erwachsenen Europäer, die sich in die heißesten Gegenden der Spanischen Colonien begeben, erreichen daselbst größtentheils ein hohes und heiteres Alter. In Vera-Cruz, wo die schwarze Seuche herrscht, genießen Eingeborne und Ausländer der vollkommensten Gesundheit, nachdem sie sich einige Jahre an das Clima gewöhnt haben. Siehe Humbold polit. Versuche über Neuspanien Th. I. In einem andern Werke erzählt uns der Verfasser, daß in den heißen Ebenen America's, in der Nähe des Aequators, Menschen von Europäischer Abstammung wohnen, die den Spanischen Bauern an Stärke nicht nachstehen und bei allen Arten der Feldarbeit ohne Beschwerde der brennenden Sonne sich aussetzen.

mehrere derselben große Buchten und schöne Häfen. In commerzieller Rücksicht ist die unmittelbare Nachbarschaft der größten Völker Asiens eine der wichtigsten Vorzüge der Indischen Inseln, die sich überdieß durch die Fruchtbarkeit ihres Bodens sehr auszeichnen. Ihre miniralischen und animalischen Erzeugnisse sind mannichfaltig und reich. Die Gewächse der andern tropischen Länder gedeihen hier in großer Ueppigkeit; allein außerdem findet man hier nicht wenige, die sonst nirgends zur Vollkommenheit gelangen, und diese letztern sind gerade unter allen gebildeten Völkern mehr begehrt, als die Erzeugnisse irgend eines andern Landes.

Von diesen großen Länderstrichen ist bis jetzt nur ein kleiner Theil bewohnt, und hier ist noch Raum genug für eine ungeheure Bevölkerung. Die einzelnen Einwohner-Stämme stehen in Rücksicht der Betriebsamkeit auf sehr verschiedenen Stufen. Einige durchstreifen ihre Wälder so unnütz und vielleicht noch schädlicher, als ihre Mitbewohner, die Raubthiere; allein bei weitem die meisten haben in der gesellschaftlichen Ordnung ansehnliche Fortschritte gemacht, nützliche Thiere gezähmt und sich mit Erfolg auf den Ackerbau, die Fischerei, die Schiffahrt und selbst auf den Bergbau gelegt. Außerdem sind die Erzeugnisse der Industrie vermehrt worden durch die Anstrengung und das Beispiel der vielen Ausländer, die sich unter ihnen angesiedelt haben. Von höherer Industrie, von einem Fabrik- und Maschinenwesen, wie wir es in Europa kennen, und wodurch ein Volk im Stande ist, die rohen Producte der weniger gebildeten Nachbaren gegen seine Kunsterzeugnisse

einzutauschen, kann bei einem solchen Zustande der Gesellschaft und bei einem solchen Verhältnisse der Volkszahl zum Flächeninhalt natürlich nicht die Rede seyn. Die Indischen Insulaner werden im Besitz ihrer großen fruchtbaren Ländereien stets im Stande seyn, die gebildeten Völker mit ihren mannichfaltigen wohlfeilen Producten zu versehen, und auf diese Weise die Kunsterzeugnisse und Luxusgegenstände der letztern, deren sie bedürfen, zu bezahlen. Der Werth und Umfang des Verkehrs zwischen ihnen wird natürlich in demselben Verhältnisse zunehmen, in welchem Freiheit und eine zweckmäßige Verwaltung sie in den Stand setzen werden, ihre gegenseitigen Erzeugnisse in größerer Menge und mit geringerm Kostenaufwande auszutauschen; ein Grundsatz, der zu sehr am Tage liegt, um hier erwähnt zu werden, wenn er nicht in allen Perioden unsers Verkehrs mit diesen Ländern entweder völlig vernachlässigt oder geradezu verdrängt worden wäre.

So ist der commerzielle Character dieses Landes beschaffen. Die einzelnen Gegenstände des Austausches zwischen denselben und Europa werden weiter unten in den Capiteln über die Einfuhr und Ausfuhr so vollständig beschrieben werden, daß sie hier keiner weitern Erwähnung bedürfen. Nicht ohne Nutzen aber werden einige allgemeine Bemerkungen über die Oeconomie und die Einrichtung der Seereisen der Europäer seyn, und mit diesen werde ich das Capitel beschließen.

Die passendste Größe für ein zum directen Handel mit Indien bestimmtes Schiff, ist 400 bis 450 Tonnen

Last. Schiffe von diesem Maß sind eben so sicher, als kleinere, die Fahrt mit denselben ist in Verhältniß zu ihrer Fracht wohlfeiler und sie ziehen nicht zu viel Wasser, (das heißt, sie gehen nicht zu tief) um in den vorzüglichsten Häfen Indiens mit Leichtigkeit beladen und entladen zu werden. Sie sind viel sicherer, als größere Kauffahrtiefahrer, die mit vielen Hindernissen zu kämpfen haben, und überdieß von vielen Indischen Flüssen ganz ausgeschlossen oder wenigstens viel schwieriger zu befrachten sind. Seit dem Anfange des freien Handels segelten, bis zum Jahre 1819, 120 Schiffe aus Liverpool nach den verschiedenen Indischen Häfen, die im Durchschnitt nicht über 450 Tonnen faßten. Die Durchschnitts-Tonnenzahl der Americanischen Handelsfahrer nach China, wo man große Schiffe für besonders nothwendig hielt, ist unter 400. Ein Schiff, das aus England in diese Gegend fährt, ist hinlänglich bemannt mit 7 Leuten auf jede 100 Tonnen; die Americaner gebrauchen nie über 6. Sie sind mit einer solchen Besatzung eben so sicher, als wenn ein großer Theil des Raumes mit militärischen Zurüstungen gefüllt wäre, die sie gegen Europäische Feinde doch nicht mit Erfolg gebrauchen können, und die gegen die Einheimischen ganz überflüssig sind. Wenn der Indische Handel mehr geregelt und unsere Seeleute in dieser Schiffahrt mehr bewandert seyn werden, so wird eine Hin- und Herreise nach Batavia nicht über 300, nach Bombay nicht über 320, und nach Bengalen und China nicht über 365 Tage oder ein Jahr erfordern. Unerachtet der vielen Verzögerungen durch den Mangel an Rückfrachten, oder durch die Zwischenreisen von

einem Indischen Hafen zum andern, sind nach einer Durchschnittszeit von 96 Reisen aus Liverpool, die nach Batavia in 308, nach Bombay in 379 und die nach Calcuta in 410 Tagen zurückgelegt worden und mit solcher Sicherheit, daß von 97 Schiffen nur eins verunglückt ist. Die Schnelligkeit der jetzigen Reisen und die zweckmäßige Sorge für die Gesundheit der Mannschaft machen es unnöthig, unterweges einzulaufen. Bei der Hinreise trifft man auch auf dem geraden Wege nirgends einen Hafen; auf der Rückreise nur St. Helena und, wie man früher meinte, das Vorgebirge der guten Hoffnung. Sehr verkehrt aber ist es, das letztere als die halbe Station zu betrachten, wie man es wohl genannt hat. Man kann nicht in die Tafelbai oder in eine der andern gefährlichen Rheden des Caps (denn Häfen sind dort nicht) einlaufen, ohne die Reise sehr zu verzögern und die Gefahren zu vermehren. Kein Americaner und kein freier Kauffahrer naht sich diesem Puncte, wenn er nicht gelegentlich die dürftige Colonie mit Lebensmitteln versehen will. St. Helena aber liegt an der geraden Rückstraße, und es mag gelegentlich zweckmäßig seyn, dort einzulaufen, um etwa frisches Wasser zu bekommen.

Die Wohlfeilheit, mit welcher die Indischen Reisen zurückgelegt worden sind, haben die kühnsten Berechnungen zu Gunsten des freien Handels bewahrheitet. Jetzt nimmt man an, daß die Fracht für die weiteste Indische Reise nie mehr beträgt als 10 Pfund Sterling für 1 Tonne von 50 Cubikfuß. Sie ist in der That neuerlich viel niedriger gewesen; allein der obige Maßstab wird dem Schiffseigner

stets einen billigen Gewinn sichern. Wir können daher rechnen, daß eine billige Fracht von England nach Bengalen oder nach China nicht mehr beträgt als 10 Pfund die Tonne, nach Bombay 9 Pfund und nach Batavia oder irgend einem andern Hafen des westlichen Archipelagus 8 Pfund. Die Reise nach den östlichen Inseln wird bei freiem Handel auf keinen Fall kostspieliger seyn, als die nach Bengalen oder China.

Es wird lehrreich seyn, diese Resultate des freien Handels, mit dem Handelssysteme der Ostindischen Compagnien zu vergleichen. In den frühern und glücklichern Zeiten dieses Handels bedienten sie sich kleiner Schiffe, wie die andern Kaufleute; aber im Fortgange des Monopolsystems wurden die Schiffe und mithin auch die Unkosten und Gefahren immer größer. Das gewöhnliche Maß unserer Ostindienfahrer ist 800 bis 1200 Tonnen; solche Schiffe können natürlich verhältnißmäßig nie so stark gebaut werden, als kleinere, und gehen überdieß viel zu tief, um die meisten Indischen Flüsse befahren zu können.

Sobald einem gewissen Handel ausschließliche Privilegien ertheilt werden, und die einfachen Verbesserungsmittel, die dem Interesse und der Einsicht Einzelner nicht zu fehlen pflegen, der Direction derselben entgehen, so scheint der Mißbrauch, dergleichen große und unlenksame Schiffe zu erbauen, sich unvermeidlich einzuschleichen und zwar vermuthlich aus bloßer Prunksucht, einer Leidenschaft, der der Privatkaufmann kein Opfer bringen kann. Die Portugiesen gingen so weit, Schiffe von 1600 Tonnen zu bauen, von denen sehr viele gescheitert sind. Die Holländer ga-

ben ihnen wenig nach und hatten dasselbe Schicksal. Wahrscheinlich sind aus derselben Ursache die ungeheuern Junken der Chinesischen Sicherheits-Kaufleute entstanden, deren sich selbst in China die Privatkaufleute nie bedienen. Man hat behauptet, daß für den Handel nach China Schiffe von 1200 Tonnen besonders vortheilhaft wären, wegen der geringen Abgabe, die sie in Verhältniß zu kleinern Schiffen zu entrichten haben; allein dieser Satz ist bei näherer Untersuchung eben so unhaltbar, als viele andere, die man zu Gunsten derselben Grundsätze unbewiesen aufgestellt hat. Die Chinesischen Zölle sind für Schiffe jeglicher Größe so außerordentlich gering, daß sie gegen bedeutendere Rücksichten völlig verschwinden. Die sogenannten Hafengelder, Cumschaw, oder Geschenke u. s. w. betragen für ein Schiff von 1200 Tonnen, etwa 27 Schilling Sterling für jede Tonne, und für ein Schiff von 400 Tonnen, etwa 50 *) Schilling 6 D. Der Unterschied von 23 Schilling 6 D. ist bis auf 1 Schilling gerade so groß, als der Unterschied zwischen den Hafengeldern in London zu Gunsten der letztern. Der daraus entstehende Nachtheil beträgt also für die Aus- und Einfuhr eines Schiffes von 400 Tonnen etwa 3/5 Procent.

Ein freier Kauffahrteifahrer ist, wie schon bemerkt, reichlich besetzt mit 7 Mann für jede 100 Tonnen, während die Schiffe der Ostindischen Compagnie 12 bis 13 gebrauchen und im Ganzen doppelt so viele Unkosten ver-

---

*) Ist im Original wohl ein Druckfehler. A. d. H.

ursachen. Die letztern gebrauchen wenigstens 420 Tage zu einer Reise nach Bombay, und 480 nach Bengal oder nach China *). Ein Americanischer Chinafahrer beendigt seine Reise gewöhnlich in 350 Tagen, also in 130 Tagen weniger, als die Schiffe der Compagnie.

Die Folgen dieser vielen, Kosten verursachenden Umstände ist eine ungeheure hohe Fracht. Die regelmäßig segelnden Schiffe der Ostindischen Compagnie sind in einer vieljährigen Friedenszeit selten unter 25 Pfund Sterling die Tonne befrachtet worden, also 17 Procent höher, als die gewöhnliche Fracht, und auch gegenwärtig ist die Fracht beinahe dieselbe. In Kriegszeiten ist sie oft bis auf 40 Pfund gestiegen. Merkwürdig ist es, daß, während der Arbeitslohn in jeder Art des Gewerbfleißes mit der Zunahme gefallen ist, die Unkosten für die Schiffahrt der Ostindischen Compagnie stets gestiegen sind, als ob wir wieder in eine barbarische Zeit zurückschritten. Vor 130 Jahren, als der Zinsfuß in England auf 8 Procent stand, und die Schiffe den Feindseligkeiten der Holländer ausgesetzt waren, betrug die Fracht nur 31 Pfund für die Tonne. Ein Privatkaufmann bot ihnen im Jahr 1640 sein Schiff für 25 Pfund Fracht an, und auffallend war es, daß dieses Schiff die schnellste von allen bisher bekanntesten Reisen

---

*) Die Chinafahrer machen nicht mehr als eine Reise in zwei Jahren, denn sie müssen, so lange sie nicht wirklich auf der Reise begriffen sind, unbenutzt in der Themse liegen. Ein Americanisches Schiff legt in derselben Zeit zwei Reisen zurück.

machte, indem es die ganze Fahrt hin und zurück in eilf Monaten zurücklegte.

Es ist nur zu einleuchtend, daß ein solcher Verkehr, wie der der Ostindischen Compagnie, der Nation nicht zum Vortheil, sondern zum Nachtheil gereichen muß. Dieß geht noch deutlicher hervor, wenn man sich überzeugt, wie der Unterschied zwischen der gewöhnlichen Fracht und der der Compagnie auf den Preis der Stapelgüter wirkt. Der Unterschied zwischen der Fracht der Compagnie nach Bengal, oder was dasselbe ist, nach China (25 Pfund) und der gewöhnlichen Fracht im allgemeinen Handel (10 Pfund) beträgt 15 Pfund; dadurch steigt der Zucker, der gewöhnlich im Durchschnitt 37 Pfund 11 Schilling 3 Pfennig die Tonne kostet, um 31½ Procent. Die Fracht der Compagnie nach Bombay beträgt etwa 22 Pfund 10 Schilling, die des freien Handels 9 Pfund; der Unterschied veranlaßt für 1 Tonne Baumwolle oder 1550 Pfund Gewicht, welche 52 Pfund 10 Schilling kosten, eine Erhöhung von 22 Procent. Nach denselben Verhältnissen beträgt die Fracht der Compagnie nach Batavia 20 Pfund und die des freien Handels 8 Pfund, der Unterschied erhöht den Preis für 1 Tonne Pfeffer oder 1792 Pfund Gewicht, welche 27 Pfund 10 Schilling kosten, um 34 Procent. Der freie Kaufmann kann daher den Zucker 31½ Procent, die Baumwolle 22 Procent, und den Pfeffer 34 Procent wohlfeiler verkaufen, als die Ostindische Compagnie. Es ist in der That kein Kaufmann in England, der nicht mit Freuden sein Capital auf eine Reise nach Indien verwenden würde, wenn er auch nicht mehr gewinnen sollte, als den einfachen Unterschied zwischen der

gewöhnlichen und der ungeheuern Fracht unsers Indischen Alleinhandels. Dieser Unterschied wird überdieß ohne Nutzen verschwendet, und man kann sagen, daß soviel von dem Nationalvermögen zwecklos verloren geht.

Die Fahrt nach Ostindien ist nach Verhältniß der Entfernung, mit Ausnahme der Seereisen im stillen Meere, die sicherste in der Welt, weil sie größtentheils innerhalb der Wendekreise liegt und die Vortheile der Passatwinde und der offnen See genießt.

Ein deutlicher Beweis davon ist die niedrige Assecuranz, welche jetzt für die Hin- und Rückfahrt im freien Handel, nicht mehr als 2½ Procent beträgt. Dessen ohnerachtet und obgleich die Officiere der Ostindischen Compagnie vielleicht die besten practischen Seeleute in der Welt sind, hat die Compagnie, wegen der Unmöglichkeit, militärische und commerzielle Zwecke zu vereinigen, was man mit unsern Ostindienfahrern versucht hat, mehr Schiffe verloren, als irgend eine andere Classe von Seefahrern. In den Jahren 1808 und 1809 betrug ihr Verlust im Ganzen 9000 Tonnen Schiffslast, wovon 5 bis 6000 Tonnen am Vorgebirge der guten Hoffnung scheiterten. Keins dieser Schiffe ging in den Typhoons der Chinesischen See verloren. Von den Americanischen Schiffen, welche zu derselben Zeit, unter denselben Umständen, wie unsere Ostindienfahrer und in größerer Anzahl dieselben Meere beschifften, ist kein einziges gescheitert. Die Holländer dagegen, deren Schiffe noch schlechter gehandhabt wurden, als die unsrigen, und auch in Hinsicht der Bauart und der Ausrüstung mangelhafter waren, mußten noch schweren Verlust

erleiden. Im Jahr 1723 auf dem Gipfel ihrer Macht, scheiterten 14 ihrer größten Schiffe. Als Schule für die Seeleute der Kriegsflotte, behauptet der Ostindische Handel eine hohe Stufe. Wegen der langen Dauer der Reise und der darauf beruhenden Gewißheit der Beschäftigung, ist der Sold für die Matrosen natürlich in diesem Handel niedriger, als in irgend einem andern; daher hat man auch Gelegenheit, eine bessere Auswahl zu treffen. Eben diese lange Dauer der Reise verschafft natürlich den Matrosen und Officieren einen Grad von Geschicklichkeit, Kenntniß und Einsicht, der durch die engere Erfahrung einer kürzern Reise nicht zu erlangen ist. Dieß hat sich jedoch bisher bei dem Handel unserer Monopolcompagnien nicht in dem zu erwartenden Grade bewährt gefunden. Daß sie zwei Hände gebrauchen, wo eine genug wäre, wird gewiß von Keinem, der mit den einfachen Grundsätzen der öconomischen Wissenschaften bekannt ist, für ein zweckmäßiges Mittel gehalten werden, um den Nationalwohlstand und die öffentlichen Einkünfte zu verbessern. Was würde man sagen von dem Verstande, oder dem Gemeingeiste eines Fabrikherrn, der in unserer Zeit seine Maschinerie höher preisen wollte, als die seines Nachbarn, weil sie, statt 50, 100 Leute beschäftigt. Er würde durch die Mitbewerbung seiner Landsleute bald zur Vernunft gebracht werden, wenn er nicht etwa als Lohn für seinen Patriotismus von der gesetzgebenden Macht ein Patent sich zu verschaffen wüßte, welches ihn in den Stand setzen könnte, ein einträgliches Geschäft daraus zu machen, indem er den doppelten Preis für seine Waaren verlangte. Der Beweis der Monopol-

compagnien ist ein vollkommenes Seitenstück zu diesem. Es giebt keine wirksame Mittel, um einer Handelsflotte Hülfsquellen zu verschaffen, ohne die Capitalien, welche die Industrie des Staats stützen, aufzuopfern, als solche, welche dahin zielen, die Verwendung des Capitals auf natürlichen Wegen zu erweitern. Allein die freie Verwendung des Capitals wird zuverlässig diese Wirkung haben, und wenn für diese unausbleibliche Folge Beweise erforderlich sind, so sind sie in Betreff unsers Gegenstandes schon gegeben, wenn wir die Anzahl der Matrosen im Dienste der Ostindischen Compagnie mit derjenigen vergleichen, welche der freie Handel erfordert. Die 20,000 Tonnen Schiffslast der erstern beschäftigen nur 2550 Matrosen, die 61,000 Tonnen der letztern aber 4270. (?) Dieß muß als entscheidend gelten.

Ein Fremder, der unsere Politik in Betreff der Handelsverbindung mit dem Osten untersuchen wollte, würde beim ersten Anblick und ohne die fast unübersteiglichen Hindernisse zu kennen, die durch das stete Wachsen der auf unsere Ansichten und Verfahrungsweise und selbst auf die gesetzgebende Macht so nachtheilig wirkenden Mißbräuche hervorgebracht wurden, sehr geneigt seyn zu dem Urtheile, daß wir uns das große Ziel gesetzt hätten, diesen Handel zu erschweren; er würde ihn verdammen, als einen, dem Nationalwohl verderblichen Handel, den man höchstens als ein unvermeidliches Uebel dulden, aber nie als segenbringend für die Nation befördern sollte. Wir können zwar nicht zugeben, daß dieß unsere bestimmten Beweggründe wären; allein nach den Wirkungen kann man wahrlich kein anderes Urtheil fällen. Während andere Natio-

nen Gesetze geben, um den Indischen Handel zu begünstigen und aufzumuntern, zielen die unsrigen, ohne Ausnahme, auf die Beschränkung desselben und jeder Schritt zu dessen Erweiterung wird von der gesetzgebenden Macht mit einer Zögerung gethan, als ob ihr Patriotismus angeregt wäre, um das Eindringen irgend eines großen moralischen, oder physischen Uebels in den Staat zu hemmen. Dessen ohnerachtet ist unsere Nation mehr als irgend eine andere geeignet, diesen Handel zu betreiben, und gerade in unsern Tagen ist ein freier Verkehr mit Indien für uns nothwendiger, als je. Die Nation, welche durch Ueberlegenheit in der Schiffahrtskunst und durch die Größe ihres Vermögens einen großen Handel am wohlfeilsten treiben, den Indiern ihre Waaren am besten bezahlen und sie den Europäern zu den niedrigsten Preisen liefern kann, ist natürlich am besten geeignet, die fernsten und schwierigsten von allen Handelsunternehmungen durchzuführen. Keiner der Küstenstaaten von Europa ist gegenwärtig im Stande, den Ostindischen Handel zu betreiben, und keiner war, vielleicht mit Ausnahme von Holland, jemals im Stande, diesen Handel über einen kleinen Verkehr in Luxusartikeln zu erheben. Daß die Europäischen Staaten jetzt wenigstens nicht reif sind für den Indischen Handel, das beweist uns hinlänglich das Beispiel Hollands. Obgleich sie die schönsten Colonien in Indien besitzen und obgleich ihre Nationalschiffahrt durch hohe Abgaben für fremde Schiffe aufgemuntert ist, so wird doch der Verkehr zwischen diesen Colonien und ihrem Mutterlande fast ausschließlich durch die freien Kauffahrer von England und America betrieben.

Der Chinesische Handel beschäftigt kaum eine Tonne Holländischer Schiffslast, obgleich die Americaner für die Einfuhr des Thees in Holland doppelten Zoll bezahlen müssen, und sowohl Holland, als beinahe der ganze übrige Europäische Continent, wird mit Thee, diesem bedeutendsten Artikel des Indischen Handels, durch die Americaner versorgt. Es scheint mir sehr wahrscheinlich zu seyn, daß auch die Americaner mit ihrem unzureichenden Capital sich gar nicht, oder doch nur in geringem Umfange, auf den Indischen Handel hätten einlassen können, wenn sie nicht durch den Ausschluß unseres freien Capitals von demselben so außerordentlich darin begünstigt worden wären. Gegenwärtig jedoch sind sie im Besitz des schätzbarsten Theiles dieses Handels, und da sie das einzige Volk sind, welches mit uns zu wetteifern vermag, so wird es belehrend seyn, einen kurzen Vergleich anzustellen über unsere beiderseitigen Mittel und Fähigkeiten, diesen Verkehr bei allgemeiner Handelsfreiheit und in freundschaftlicher Mitbewerbung zu betreiben. Der Schiffsbau ist wohlfeiler in America, als in England; allein dieß gleicht sich aus durch die größere Dauerhaftigkeit der Englischen Schiffe. Die Americaner sind schnellere Segler, und können daher die Reise in kürzerer Zeit zurücklegen; allein dieß wird reichlich aufgewogen durch die größere Ladung, die ein Englisches Schiff tragen kann, denn jene nehmen nicht mehr Fracht ein, als worauf sie nach Zimmermannsmaß wirklich angeschlagen sind, die Engländer hingegen fast ein Drittel mehr. Ein Americanisches Kauffahrteischiff erfordert der leichten Führung wegen nicht mehr als 6 Matrosen auf

100 Tonnen, ein Englisches dagegen 7. Ein Americanisches Schiff kann wohlfeiler mit den nöthigen Vorräthen versehen werden, weil die Lebensmittel in America wohlfeiler sind, als in England und weil ein Americaner vielleicht etwas enthaltsamer ist, als ein Engländer. Das wird wieder ausgeglichen durch die niedrigere Besoldung der Englischen Matrosen. Ein geschickter Americanischer Matrose erhält monatlich 45 Sch. Sterling, ein Englischer nur 35, also 22 Procent weniger. In allen diesen Einzelheiten halten sich die gegenseitigen Vortheile ziemlich gleich die Wage, in allem Uebrigen aber ist der Vortheil auf der Seite der Engländer. Ein Americanischer Schiffseigner kann sein Schiff für eine Reise nach Bengalen oder China nicht unter 12 Pfund Sterling die Tonne befrachten, ein Englisches Schiff dagegen ist mit 2 Pfund weniger hinlänglich gedeckt. Der Englische Kaufmann handelt mit einem zu 5 Procent erborgten Capital, der Americaner muß 6 Procent bezahlen. Daraus folgt, daß, wenn jener mit 10 Procent Gewinn zufrieden seyn kann, der letztere nach demselben Maßstabe 12 Procent gewinnen muß. Der Englische Kaufmann kann mithin seine Waaren 2 Procent wohlfeiler verkaufen, als der Americanische. Der Americanische Kauffahrteifahrer segelt nach Indien mit Ballast, weil keine seiner einheimischen Waaren für den Indischen Markt geeignet sind; daher fällt das ganze Gewicht der Fracht auf die Rückfahrt; der Engländer aber kann etwa den vierten Theil seiner Tonnenzahl auf der Hinreise mit Brittischen Manufacturwaaren füllen; der Capitalist hat also auf diese Weise den Vortheil einer doppelten Reise.

Die Vortheile, die aus den mit der Hauptreise verbundenen Zwischenfahrten von einer Colonie in die andere entstehen, sind sehr zu Gunsten der Engländer. Die Häfen an der Ostküste von America sind ihnen eben sowohl geöffnet, als den Bürgern der Vereinigten Staaten und eben so die einheimischen Häfen in Ostindien; während sie in den letztern den Vorzug größerer Einsicht und Erfahrung haben. Dieß sichert ihnen den Colonialhandel in den Niederlagen von Pfeffer, Betelnüssen und Zinn. Der Gewinn des Handels von einem Brittisch-Ostindischen Hafen zum andern, oder von dort in einen Hafen der Eingebornen, ist ein Vorzug, der den Engländern ausschließlich angehört. Dieser Umstand allein setzt sie in den Stand, den Colonialhandel mit den beiden wichtigen Stapelwaaren, der Baumwolle und des Opiums, zu betreiben. Bei der Einfuhr der Indischen Erzeugnisse auf die Märkte des Europäischen Continents hat der Englische Kaufmann den Vortheil der Nähe. Die Entfernung von Indien nach den Vereinigten Staaten und nach Europa sind beinahe gleich groß; allein der Americaner muß, wenn er auch die Indischen Waaren directe nach Europa bringt, doch anstatt des Canals oder der Nordsee, das Atlantische Meer durchschiffen, um sein Schiff auszubessern, oder für eine neue Reise auszurüsten. Aus diesen Gründen scheint ziemlich sicher hervor zu gehen, daß der Europäische Continent in wenigen Jahren keine Unze Ostindischer Erzeugnisse durch die Americaner erhalten würde, wenn der Unternehmungsgeist und das Capital von Großbritannien mit denen der andern Nationen einen gleich freien Spielraum hätten.

Viertes Capitel.

Ueber den Zwischenhandel der Colonien.

In diesem Capitel werde ich eine kurze Uebersicht geben von dem Verkehr der Colonien mit China, von dem Japanischen Handel, welcher ausschließlich von den Colonien betrieben wird, von dem Verkehr zwischen den Indischen Inseln und der Westküste von America, dem berühmten Gallionen Handel, *) und von demjenigen Theile des sogenannten Landhandels (Country Trade), welcher gewöhnlich der östliche oder Malayische Handel genannt wird. In der ersten Periode des Handels der Monopol-Compagnien mit Indien führten sie sowohl den Zwischenhandel von Hafen zu Hafen, als auch den directen Handel. Ihre Schiffe liefen in der Regel zuerst in Surate oder einen andern Hafen des westlichen Indiens ein, wo sie Ladungen von Baumwollen-Waaren einnahmen, wie sie sich für den Markt des Archipelagus eigneten. Dieß war in der That ein sehr wichtiger Zweig des Handels auf ihrer Hinreise. Wenn wir die Berichte, die uns in dieser Zeit über die verschiedenen Indischen Inseln mitgetheilt werden, und woraus wir ersehen, wie sie im Stande waren, ganze Ladungen Indischer Waaren zu kaufen, mit den neuesten Nachrichten vergleichen, so können wir nicht

*) Gallione bedeutet hier ein großes Spanisches Schiff.

umhin, den traurigen Schluß zu ziehen, daß der Wohlstand und der Handel dieser Staaten sehr gesunken sind, seitdem sie der Herrschaft der Europäer unterworfen waren. Vor 200 Jahren, als unsere Ostindische Compagnie mit den Portugiesen, den Holländern und vielen Arabischen, Persischen und Indischen Kaufleuten in denselben Geschäften wetteifern mußte, betrug nach ihrer eignen Erklärung der Absatz der Baumwollen-Waaren in Bantam jährlich 60,000 Rials. Gegenwärtig beträgt die ganze Einfuhr daselbst sicher bei weitem nicht soviel. Die Compagnie berichtet ferner, daß sie unter denselben Umständen für 40,000 Rials in Macassar verkauft habe, einem Hafen, der jetzt durch den Alleinhandel ganz vernichtet ist, und in der kleinen Gruppe der Banda-Inseln, die jetzt kaum 2000 Einwohner zählen, wovon der größte Theil aus Sclaven besteht, konnte sie für 50,000 Rials absetzen. Die Umstände, welche zur Vernichtung der Industrie dieser Orte beitrugen, sind im Allgemeinen in den vorigen Capiteln beschrieben worden. Die Monopol-Compagnien sahen sich bald genöthigt, theils aus Mangel an Kenntniß, theils wegen der Unmöglichkeit, dieselbe Herrschaft über den Zwischenhandel der Colonien auszuüben, die sie in der Heimat durch ihren Einfluß auf die verschiedenen gesetzgebenden Mächte über den directen Handel zu behaupten im Stande waren, diesen Zwischenhandel ihren eignen Sclaven und den wenigen Europäern, die mit ihrer Erlaubniß und unter ihrer Autorität in Indien sich angesiedelt hatten, zu überlassen. Dieß ist der Ursprung des sogenannten Landhandels. Der erste

Zweig desselben, welcher hier in Betracht kommt, ist der Verkehr mit China. Der bedeutendste Zweig des Portugiesischen Handels war der Verkehr ihrer Colonien in Indien und dieser ward großen Theils mit den Waaren der Indischen Inseln betrieben. Diese trugen insbesondere sehr dazu bei, ihre lucrativen Geschäfte zwischen China und Japan zu befördern. Die Holländer haben wegen des illiberalen Characters der von ihnen im Archipelagus eingesetzten Regierung und wegen des Mißlingens aller ihrer Bemühungen zur Eröffnung eines directen Verkehrs mit China, nie einen Colonichandel von einiger Bedeutung mit diesem großen Reiche begründen können. Die Niederlassungen der Engländer sind gleichfalls nicht auf solchen Grundsätzen gebaut gewesen, oder zu einem solchen Umfange gelangt, daß jener Verkehr so gewinnreich und nützlich hätte werden können, wie er es nach den besonders günstigen Handelsverhältnissen der beiden Länder seyn sollte. Obgeich der vorzüglichste Theil des Verkehrs zwischen den Holländischen Colonien und dem Archipelagus stets durch Chinesische Junken betrieben ward, so beschäftigte doch der Handel zwischen Batavia und Canton auch einige Schiffe der Holländischen Colonien, und auf diese Weise kam eine bedeutende Menge von Thee, der zuletzt für den Verbrauch der Europäer bestimmt war, an den Markt. Die vorzüglichsten Erzeugnisse des Archipelagus, welche gegenwärtig nach China gehen, sind im Verhältniß ihrer Masse von großem Werth, und dasselbe gilt von denjenigen Artikeln der Rückfracht, die bisher wirklich in Frage waren. Wenn unter einer guten Regierung die

rohen Producte des Archipelagus wohlfeil erzeugt und wohlfeil verschifft werden können, dann werden Korn, rohe Baumwolle und Stabholz die jetzige Ausfuhrliste vergrößern, und da sie Stapelwaaren bilden, einen großen Handel veranlassen, demjenigen ähnlich, welcher zwischen Europa und America besteht. Wegen der so oft erwähnten irrigen Grundsätze aller Europäischen Regierungen im Archipelagus, ist nie ein Capital zusammengebracht worden, das zu einem solchen Handel hätte verwandt werden können. Ein entschiedener Beweis von dem Einfluß dieser Grundsätze ist die Thatsache, daß die rohe Baumwolle, welche in allen fruchtbaren, zwischen den Wendekreisen gelegnen Ländern ohne Ausnahme ein Ausfuhr-Artikel geworden ist, in den fruchtbarsten von allen, den Indischen Inseln, nie so weit gediehen ist, obgleich sie in China einen nähern und bequemern Markt finden würde, als von irgend einem andern tropischen Lande aus. Die liberalern Niederlassungen der Engländer in ihren Indischen Continental-Besitzungen haben daselbst schon seit langer Zeit ein Capital angelegt, welches mit Gewinn auf den Baumwollenhandel nach China verwandt wird, obgleich dieses Land ihnen viel ferner ist, als den Inseln. Dieser Handel ist viel umfassender, als der zwischen China und Groß-Britannien selbst, und bildet bei weitem den schätzbarsten Zweig des auswärtigen Chinesischen Handels. Die Schiffe, auf welchen derselbe betrieben wird, laufen oft in die Häfen des Archipelagus ein, und auf diese Weise werden einige Erzeugnisse der letztern nach China gebracht. Dasselbe ist der Fall in dem umfassenden Handel der Portugiesen von

Bengaln aus, welcher in der That mit Brittischem Capital geführt und durch unsere Gesetze geschützt wird. Die gerade nach China segelnden Schiffe der Ostindischen Compagnie sind auf ihrer Hinfahrt beinahe leer, und daher in Bezug auf den Zwischenhandel noch bedeutender, und ein großer Theil der Erzeugnisse der Inseln oder wie sie technisch genannt werden, der Producte der Meerengen (Straits Produces) gelangen nach China als Privat-Fracht der Officiere.

Der bedeutendste Coloniehandel zwischen den Indischen Inseln und China wird gegenwärtig von den Philipinen aus betrieben. Eine Anzahl Colonie-Schiffe segelt beständig unter Portugiesischer Flagge zwischen Manilla und Macao, welches gewissermaßen eine Portugiesische Niederlassung ist. Diese versorgen den Chinesischen Markt mit den gewöhnlichen Producten der Inseln und bringen die Waaren des entfernten Handels von America in die Philipinen zurück.

Eine Uebersicht des Verkehrs der Europäer mit Japan ist leider mehr ein Gegenstand der Neugier, als der nützlichen Belehrung. Marco Polo erwähnt Japan unter dem Namen Zipangu; allein die Portugiesen entdeckten dieses Land erst im Jahre 1543, also 45 Jahre nach ihrer Ankunft in Indien, und zwar durch das zufällige Schicksal, daß eines ihrer nach China bestimmten Schiffe an der Küste von Japan scheiterte.*) In 43 Jahren machten sie unglaub-

*) Kempfer sagt: das Japanische Reich war damals noch nicht geschlossen, und die Fürsten oder kleinen Könige dessel-

liche Fortschritte in der Verbreitung der christlichen Religion und betrieben einen sehr vortheilhaften Handel. Im Jahr 1586 begannen die ersten Verfolgungen der Christen. Im Jahr 1590 waren nach den Berichten 2570 Christen den Märtyrer-Tod gestorben. Nach einem kurzen Zwischenraume ward im Jahr 1597 die Verfolgung erneuert. Dann scheint sie 40 Jahre geschlummert zu haben, bis sie im Jahr 1637 durch die niedrigen und unmännlichen Ränke der Holländer, welche frech genug waren, einen Briefwechsel zwischen den Japanesischen Christen und ihren Freunden in Portugal zu stören, um ihre Nebenbuhler von dem Reiche auszuschließen, wieder geweckt ward. „Damals, sagt Kempfer, ward das Japanesische Reich für In- und Ausländer auf immer geschlossen; von jetzt an durfte kein Ausländer ins Land hinein, und kein Unterthan des Kaisers über die Grenzen hinaus". Drei Umstände lassen sich nachweisen, welche zu diesem merkwürdigsten und auffallendsten Entschluß führten, den jemals ein Volk gefaßt hat und dem die Japanesen 183 Jahre mit großer Hartnäckigkeit treu geblieben sind. Der

---

ben wurden noch nicht durch ihren Kaiser so streng in Gehorsam und Unterwürfigkeit gehalten, als jetzt. Es war den Japanesen erlaubt innerhalb ihrer Grenzen und in die Fremde zu reisen, so oft es ihnen gefiel, oder sobald der Handel sie hinaus rief. Fremde Völker konnten damals in jeder beliebigen Weise das Reich besuchen und in jeden Hafen einlaufen, den sie für den bequemsten hielten. Siehe History of Japan Vol. I. p. 310.

erste Grund war ein wichtiger Wechsel, der im Jahre 1585, nachdem die Portugiesen schon 42 Jahre sich im Reiche aufhielten, in der Form und dem Character der Regierung selbst Statt fand. Bis dahin bestand das Japanesische Reich aus einer Conföderation von Fürsten, deren jeder sein eignes Gebiet beherrschte, jedoch mit Anerkennung der Oberherrschaft des Dairi oder des geistlichen Monarchen, der seinen geringen Antheil an der Regierung vorzüglich durch die Agentschaft des Befehlshabers seiner Armee ausüben ließ. Diese Würde fiel zufällig in die Hände eines Bauern, der durch außerordentliche Talente in einer unruhigen anarchischen Zeit sich zu diesem hohen Posten empor geschwungen hatte. Dieß war der berühmte Taikosama. Er entwand dem Dairi die ganze weltliche Macht, stürzte die Herrschaft der kleinen Fürsten und machte sich selbst zum absoluten Alleinherrscher des ganzen Reichs. Bei der Verfolgung dieses letzten Zweckes kamen ihm die Christen in den Weg. Mehrere der kleinen Häupter hatten die christliche Religion angenommen, die Priester dieser Religion waren ehrgeizig, und die Verbreitung ihrer Grundsätze begründete in den Augen Taikosamas eine unabhängige und gefährliche Macht im Staate, die der von ihm beabsichtigten Gründung einer despotischen Macht feindlich entgegen stand.

Der zweite Umstand, welcher die sonderbare Politik veranlaßte das Reich zu verschließen und die Christenheit auszurotten, war der Stolz, die Anmaßung und der übertriebene Eifer der catholischen Priesterschaft und die Habsucht der Portugiesen und Spanier von allen Classen.

Der dritte Umstand, welcher dazu beitrug und dem Ganzen den Schlußstein aufsetzte, waren die Ränke der Holländer, um die Macht der Portugiesen zu stürzen, in der Hoffnung, ihre eigne dadurch zu begründen. Im Jahr 1638 wurden die letzten Christen in Japan, deren Zahl sich auf 40,000 belief, durch die Verfolgung, die sie erleiden mußten, zur Verzweiflung getrieben, sie griffen zu den Waffen und warfen sich in einen alten befestigten Platz in der Nähe von Simabara. Hier wurden sie belagert, und die Holländer waren niedrig genug, zu Lande und zu Wasser zu ihrer Vernichtung die Hand zu bieten. Nach einer langwierigen Belagerung ward der Ort erobert und 37000 Christen wurden an einem Tage hingerichtet. Dieß ist ein kurzer Abriß der Geschichte der Verbindung der Portugiesen mit Japan. Während dieser Verbindung, die fast ein Jahrhundert dauerte, betrieben sie einen sehr bedeutenden Handel mit diesem Lande, vorzüglich zwischen Macao in China und Firando und Nangasaki in Japan. Der Handel bestand vorzüglich in dem Austausche der Wollen-Waaren, der Weine und der Schmuckwaaren aus Europa, der Baumwollen-Waaren aus Coromandel, der Gewürze und Spezereien aus dem Archipelagus und der rohen und verarbeiteten Seide und anderer Waaren aus China, gegen das Gold und Silber, die lackirten Waaren und andere eigenthümliche Fabricate der Japanesen. Kempfer giebt an, daß ihre jährliche Ausfuhr an Gold nach der Rechnungsweise der Holländer sich auf 300 Tonnen belief, oder auf die ungeheure Summe von dritthalb Millionen Pf. Sterling. Im Jahre 1636, nachdem ihre Reli-

gion proscribirt war, betrug nach seinem Bericht die Ausfuhr an Silber 2350 Kisten, das ist 2 Millionen 350,000 Tahils oder 783,333 ⅓ Pfund Sterling. Im folgenden Jahre betrug die Einfuhr an Waaren, oder die Ausfuhr an edeln Metallen 2 Millionen 142,365 Tahils oder 714,121 ⅓ Pfund Sterling, und im Jahr 1638 in demselben Jahre, da die Christen massacrirt wurden, belief sich die Ein- und Ausfuhr noch auf eine Million 25,928 Tahils oder 419,674 Pfund Sterling. Caron berechnet den jährlichen Werth des Portugiesischen Handels im Durchschnitt auf 900,000 Pfund Sterling, oder anderthalb Millionen Ducaten. *) Das schändliche Betragen der Holländer gegen ihre Nebenbuhler ward in der Folge schwer bestraft. Die Niedrigkeit, womit sie ihre Religion und ihre Ehre der Habsucht opferten, machte sie und alle Europäer den Japanesen verächtlich und bewirkte die völlige Vernichtung ihres Handels. **) Dieser Handel ward von Stufe zu Stufe immer mehr beschränkt, bis er endlich ward, was er jetzt ist, eine wahre Jämmerlichkeit, die keiner andern Beachtung werth ist, als insofern sie eine traurige Lehre enthält von den unvermeidlichen Folgen dessen, was der ungerechte und illiberale Character unserer commerziellen Politik gegen die Völker des Osten hervorzubringen vermag.

---

*) Nach dieser Angabe stand also der Englische Cours damalen auf 5 Thlr., den Ducaten zu 3 gerechnet.

**) Kempfer bemerkt mit gerechtem Unwillen: „durch diese unterthänige Bereitwilligkeit, dem Kaiser in der Ausführung sei-

Die thätige Verfolgung gegen die Christen hatte, wie wir gesehen haben, 40 bis 50 Jahre geruht, als durch die Ränke der Holländer die Flamme wieder angefacht ward. Allein eben daher scheint es nicht unwahrscheinlich, daß das Christenthum, wie es unter den Römischen Kaisern geschah, auch in Japan die erlittenen Verfolgungen überwunden und am Ende triumphirt haben würde. Die

---

ner Plane in Bezug auf die völlige Vernichtung des Christenthums in seinem Reiche Hülfe zu leisten haben, wie unleugbar soviel erlangt, daß wir uns im Lande behaupten konnten und unsern Handel ferner betreiben durften, obgleich der Hof schon damals den Gedanken gefaßt hatte, alle Ausländer ohne Unterschied gänzlich aus dem Reiche zu verbannen. Allein viele achtbare und edle Personen am Hofe und im Reiche urtheilten ganz anders über unser Betragen und nicht sehr günstig für das Vertrauen, das wir dadurch zu gewinnen gehofft hatten. Es schien ihnen nicht vereinbar mit der Vernunft, zu erwarten, daß die Holländer jemals einen fremden Monarchen mit aufrichtiger Treue ergeben seyn sollten, um so weniger, einem solchen, den sie als einen heidnischen Fürsten betrachteten, während sie so vielen Eifer bezeugten, ihm in der Vernichtung eines Volkes behülflich zu seyn, aus welchem sie sonst, was die Japanesen von den Portugiesen und den Manilhesischen Vätern erfahren hatten, in den wesentlichen Puncten ihres Glaubens übereinstimmten, und ihrem eigenen weltlichen Interesse diejenigen zu opfern, welche dem Heiland auf demselben Wege folgten und durch dieselbe Pforte in das Himmelreich eingehen sollten; Ausdrücke, welche ich oft aus dem Munde der Eingebornen hörte, wenn die Unterhaltung zufällig diesen Gegenstand berührte. Vol. I. p. 324.

durch eine fremde Religion erzeugte Empörung von 40,000 Unterthanen, mußte in einem Lande, welche lange das Opfer des Bürgerkriegs war, eine stolze Regierung nothwendig bis zum äußersten Grade erzürnen und aufbringen und einen politischen Haß gegen alle Anhänger an diese Religion hervorbringen. *) Der feindliche Geist, den die Regierung hegte, zeigte sich zwei Jahre nach der Vertreibung der Portugiesen in dem Betragen des Kaisers gegen gewisse Abgesandte, die von der Portugiesischen Regierung in Macao nach Japan geschickt wurden. Gegen alles Völkerrecht, welches die Japanesen in ihrer Verbindung mit den Europäern nie zuvor verletzt hatten, ließ er diese Gesandten mit ihrem ganzen Gefolge hinrichten; nur einige Personen niedrigen Ranges wurden verschont, um diese Nachricht nach Macao zurückzubringen und zugleich dem Gouverneur jenes Ortes eine Botschaft zu überbringen, die in den Ausdrücken des barbarischen Stolzes und Trotzes abgefaßt war. **) Die Wirkungen dieses Geistes wurden

*) Viele Ursachen, sagt Kempfer, trugen dazu bei, uns am Hofe verdächtig und verhaßt zu machen, und veranlaßten endlich den traurigen Wechsel, den wir in dieser Zeit erlitten. Allein die Bekennung der christlichen Religion war eine der Hauptursachen, weil der ganze Hof diese Religion dem Staate für verderblich hielt und gegen dieselbe, als die einzige Ursache des Untergangs so vieler Tausende seiner Unterthanen, im höchsten Grade aufgebracht ward. History of Japan Vol. I. p. 365.

**) Nachdem der Hof sofort von der Ankunft und dem Verhaft der Gesandtschaft unterrichtet war, befahl der Kaiser gegen die Gesetze

auch den Holländern bald fühlbar. Obgleich die Edicte gegen die christliche Religion schon viele Jahre vor ihrer Ankunft in Japan in Kraft waren, wurden sie doch gastfreundlich und ohne Rückhalt aufgenommen und trieben 30 Jahre einen freien und vortheilhaften Handel. Kaum waren die Portugiesen vertrieben, als auch die Holländer sich manche Beschränkung mußten gefallen lassen. In demselben Jahre, als sie zur Vernichtung der Christen die Hand boten, ward ihnen befohlen, ihre Factorei in Firando niederzureißen, weil sie aus Steinen erbaut war. Kaum waren 3 Jahre verflossen, als sie 1641 Firando verlassen mußten und in das Gefängniß von Desima in Nangasaki eingesperrt wurden, wo sie seitdem geblieben sind. Die Holländer konnten in dieser Gefangenschaft noch so viele Waaren, als sie nur immer wollten, kaufen und verkaufen, und in Bezug auf den Inhalt der Aus- und Einfuhr Ladung fand noch keine Beschränkung Statt. Erst 30 Jahre später im Jahre 1672 ward der Handel wirklich vernichtet und nach dieser Zeit ist er, eigentlich

---

des Völkerrechts, sie alle zu enthaupten, mit Ausnahme von 12 Personen des niedrigsten Ranges, welche nach Macao zurückgesandt werden sollten, um ihren Landsleuten, zugleich mit der Nachricht von diesem unglücklichen Ausgange, eine stolze und drohende Botschaft des Kaisers zu überbringen, im wesentlichen des Inhalts: „daß, wenn der König von Portugal selbst, ja wenn der Gott der Christen sich einfallen ließe, sein Gebiet zu betreten, er sie auf dieselbe Weise bedienen würde". History of Japan Vol. I. p. 320.

gesprochen, nie wieder ein Gegenstand des National-Interesses gewesen. Jetzt übernahm es der Gouverneur von Nangasaki, der Staats-Stockmeister (State-Jailor) der Holländischen Factorei, ein Maximum für ihre sämmtlichen Einfuhrladungen zu bestimmen und sie ohne ihr Mitwirken zu verkaufen, wobei ihnen nur die Freiheit blieb, sie wieder auszuführen. Der Holländische General-Gouverneur von Imhof bemerkt in seinem Memoir über den Handel von Japan, daß diese neue Beleidigung gegen die Holländer ihren Grund hatte in der Verachtung, welche die Japanesen gegen diese hegten, weil sie vor wenigen Jahren die benachbarte Insel Formosa auf eine so schimpfliche Weise verloren hatten, eine Insel, die durch ihre natürlichen Eigenschaften gewiß die schätzbarste tropische Colonie war, welche ein Europäisches Volk jemals besaß, und deren Lage, aus militärischem Gesichtspuncte betrachtet, ein thätiges Volk in den Stand gesetzt hätte, die beiden großen Reiche an den Seiten derselben stets in Furcht zu halten. Nachdem der Handel 12 bis 13 Jahre auf diese Weise fortgeführt war, ward durch eine Vorstellung von Seiten der Holländer eine Veränderung in demselben hervorgebracht, die aber noch eine weit traurigere Lage zur Folge hatte. Im Jahre 1685 ward der Werth der Waaren, die sie einführen durften, auf 500,000 Tahils oder 100,000 Pfund Sterling beschränkt. In demselben Jahre wrad die Ausfuhr des Kupfers auf 25000 Piculs festgesetzt. Im Jahr 1710 ward die bisher unbeschränkte Zahl der Schiffe, die gewöhnlich auf 6 oder 7 stieg, auf 4 beschränkt. Im Jahr 1714 ward die Ausfuhr des Kupfers

auf 15,000 Piculs beschränkt, und endlich sank im Jahr 1743 der Handel bis zu dem gegenwärtigen jämmerlichen Zustande herab, in welchem die Holländer nur ein Schiff halten und nur 7500 Piculs Kupfer ausführen dürfen.

Die Holländer sind im eigentlichen Sinn Gefangene, oder wenigstens unter einer strengen Aufsicht, die in den einzelnen entwürdigenden Umständen schwerlich ihres Gleichen hat. So bald die Schiffe ankommen, werden die Steuerruder ausgehoben, die Kanonen unbrauchbar gemacht, die übrigen Waffen und die Ammunition hinweggeschafft, und die Schiffe selbst durch eine Militärwache am Bord und durch umherliegende Ruderböte bewacht. Durch die Beamten der Japanesischen Regierung werden die Ladungen ans Land geschafft und auf Kosten derselben deponirt; die Holländer haben weder die Aufsicht darüber, noch wird ihnen, ohne vorher darum nachgesucht zu haben, der Zutritt gestattet. Die Insel Desima, auf welcher sie eingeschlossen sind, ist ein künstliches, auf den Klippen des Hafens errichtetes Gebäude von Stein, 236 Schritt lang und 82 breit. Es steht mit der Stadt Nangeasaki vermittelst einer Brücke und eines Thores in Verbindung und ist ringsum mit Pallisaden und Wachen umgeben. Aus diesem Kerker werden die Holländer zwei bis dreimal des Jahres herausgelassen, jedoch nicht sowohl aus Nachsicht gegen sie, als um den Großen des Landes zur Befriedigung der Neugierde vorgestellt zu werden. Ein Heer von Polizeidienern und Dolmetschern ist verpflichtet, die geringste ihrer Handlungen zu beobachten und selbst die Höchsten unter den Kaufleuten werden von dem niedrigsten

Beamten der Japanesischen Regierung zu den entwürdigendsten Dienstleistungen gezwungen *).

---

*) Die Holländer haben gegenwärtig nicht einmal die Entschuldigung, die sie zur Zeit Kempfers hatten, der uns Folgendes erzählt: „die Habsucht der Holländer und die lockende Macht des Japanesischen Goldes waren so groß, daß sie lieber sich einkerkern ließen, (denn unser Aufenthalt in Desima ist in der That nichts als eine Gefangenschaft), als die Aussicht auf einen Handel, der freilich sehr vortheilhaft war, aufgeben wollten, ja daß sie es vorzogen, in einem fremden heidnischen Lande viele Leiden zu ertragen, die kirchliche Feier der Sonn- und anderer Festtage aufzugeben, nicht mehr öffentlich zu beten und Psalmen zu singen, das Zeichen des Kreuzes, das Anrufen Christi in Gegenwart der Eingebornen und alle äußere Zeichen der christlichen Kirche gänzlich zu vermeiden, und endlich das beleidigende und beschimpfende Betragen dieser Ungläubigen gegen uns, das einem edeln hochsinnigen Gemüthe über alle Begriffe empörend scheint, mit Geduld und Ergebung zu ertragen." History of Japan Vol. I. p. 325.

Folgendes ist ein Beispiel von dem Betragen, welches die Beamten der Japanesischen Regierung von den Holländern verlangen. (Die Banjos, deren darin Erwähnung geschieht, sind eine Art von höhern Polizeibeamten.) Der Opperhoofd oder Director der Holländischen Factorei, Myn Heer van Doeff, ward auch durch die Banjos herbeigeführt, allein es dauerte über eine Stunde, bis man ihm erlaubte, an Bord zu kommen. Kaum hatte er mit seinem Gefolge, bestehend aus seinem Secretär, den beiden Capitäns der dort befindlichen Holländischen Schiffe und einen Baron P a b st, die Cajüte betreten, als sie alle gezwungen wurden, einige Minuten in einer gebeugten Stellung zu verharren, wozu sie durch den

Außer den Portugiesen, Spaniern und Holländern haben von allen Europäischen Völkern nur die Engländer

---

Dolmetscher, in einem höchst unverschämten Befehle aufgefordert wurden: „Myn Heer Opperhoofd Compliment voor de Opper Banjos!" diese unterthänige und entwürdigende Höflichkeit ward auch nicht einmal mit einem Kopfnicken erwiedert. Die Complimente, wie sie von den Holländern genannt werden, sind ein Mittelding zwischen einer Europäischen und Japanesischen Verbeugung, welche letztere darin besteht, daß man sich flach niederwirft, die Erde mit dem Kopfe berührt und rückwärts oder vorwärts kriecht, je nachdem man von dem Vorgesetzten angeredet wird. Den Holländern würde es ihres Anzugs wegen sehr schwer werden, sich auf die Erde zu werfen, und die zu diesen Erniedrigungen erforderliche Biegsamkeit des Körpers kann nicht von Menschen erwartet werden, die nicht dazu erzogen sind; allein um die Japanesischen Gebräuche so genau als möglich nachzuahmen, muß der Holländer sich so tief bücken, bis sein Körper fast einen rechten Winkel bildet, und was noch viel schwieriger ist, in dieser Stellung mit ausgestreckten Armen stehen bleiben, bis man ihm erlaubt, seine natürliche Stellung wieder anzunehmen, was jedoch erst nach Verlauf von einigen Minuten geschiehet. Die Complimente, welche die Holländer in Jeddo machen, müssen von denen, welche wir sahen, noch verschieden seyn, denn man erzählte uns, daß vor der Reise dahin alle zur Gesandtschaft gehörende Personen, im Complimentmachen Unterricht erhalten. Die Japanesen ließen sichs nie einfalleu, eine solche Unterwürfigkeit von uns zu verlangen; bei ihrem zweiten Besuche legte wirklich einer der Dolmetscher, als die Banjos mich eben angeredet hatten, seine Hand leise auf meinen Nacken; allein als mich das veranlaßte, ihn ernsthaft anzuse-

mit Japan in Handelsverbindung gestanden. Durch den Einfluß des Hrn. Adams, eines in Japan ansässigen Engländers, gelang es dem Capitän Saris, zu Gunsten ihres Handels ein kaiserliches Edict zu erhalten. Das Edict war äußerst günstig für einen freien Verkehr und enthielt nicht nur viele vortheilhafte Bewilligungen, sondern auch mehrere, die man aus Bescheidenheit und guter Politik nie verlangt haben würde, wie z. B. eine völlige Ausnahme von Ein- und Ausfuhrzöllen und eine Ausnahme von dem Gehorsam gegen die Gesetze des Reichs *).

Im Jahre 1619, also 5 Jahre nach ihrer Errichtung, ward die Englische Factorei auf Befehl der Regierung nach Nangasaki verlegt und 1623 unter dem gewöhnlichen Vorwande von den Engländern selbst ganz aufgehoben. Die Engländer, welche damals wirklich keine für einen fremden Markt geeignete Fabricate besaßen und keine Verbindung mit China unterhielten, um sich von dort mit Waaren für den Japanesischen Markt zu versehen, waren nicht in der Lage, mit den Spaniern, Portugiesen und Holländern wetteifern zu können. Funfzig Jahre später machte die Ostindische Compagnie, die den Handel mit Ja-

hen, zog er die Hand zurück, und der Versuch ward nicht wiederholt. (Crusensterns Reise um die Welt, in der Englischen Ausgabe Vol. I. p. 261 u. f.)

*) Und daß alle Beleidigungen und Rechtsverletzungen von ihrer Seite durch den Cape Merchant nach seiner Discretion bestraft werden und ihre Personen oder ihr Eigenthum unsern Gesetzen nicht unterworfen seyn sollen. Purcha's Pilgrims.

pan freiwillig aufgegeben hatte, unter der Regierung Carls II., während sie mit den Holländern in Krieg waren, den Versuch, diesen Handel von Neuem zu begründen. Auf die Vorstellung der Letztern, wurden wir bei dieser Gelegenheit ausgeschlossen, und zwar unter dem vernünftigen Vorwande, daß der König von England sich mit einer Portugiesischen Prinzessin vermählt habe. Da ein Jahr früher der Holländische Handel beschränkt worden war, so konnte man freilich von diesem zweiten Versuche keinen glücklichen Ausgang erwarten. Eben so unglücklich waren die spätern Versuche in den Jahren 1681, 1683 und 1689; die Japanesen blieben hartnäckig bei ihrem Entschluß, uns mit allen andern Ausländern vom Reiche auszuschließen. Da die öffentliche Stimme in Japan einmal gegen den Europäischen Character eingenommen war, so ist das Mißlingen dieser Versuche kaum zu bedauern. Irgend ein einseitiger Erfolg von Seiten einer Gesellschaft, die außer ihrem commerziellen Geschäftskreise auch mit militärischer und politischer Macht begleitet war, konnte unter einem so eifersüchtigen und stolzen Volk, wie die Japanesen, nicht von Dauer seyn, und der Nationalcharacter hätte selbst in seiner kläglichsten Gestalt nie die Beschimpfungen ertragen können, welche zur Begründung eines Verkehrs, wie der der Holländer, unvermeidlich waren. Im Jahr 1813 machten wir unter Holländischer Flagge nochmals einen Versuch, eine Verbindung mit Japan anzuknüpfen, allein ohne allen Erfolg. Wir fanden bei dieser Gelegenheit, daß die Zeit die Vorurtheile der Eingebornen gegen unsere Religion gemildert habe, daß sie

aber sehr wohl wußten, daß wir mächtiger und gefährlicher, als unsere Vorfahren wären sie und waren deßhalb in politischer Hinsicht viel eifersüchtiger gegen uns, als früher gegen diese.

Die Europäer haben neuerlich auf jede mögliche Weise, jedoch immer vergeblich versucht, einen Verkehr mit Japan zu eröffnen. Americanische Privatkaufleute bemühten sich deßhalb in den Jahren 1801 und 1802. Privatkaufleute aus dem Brittischen Indien machten einen Versuch im Jahr 1803, und in demselben Jahre schickten die Russen eine Gesandtschaft nach Japan, deren Erfolg uns aus Crusensterns offenem und verständigem Berichte wohl bekannt ist. Wir können daher mit Sicherheit annehmen, daß jeder Versuch auf dem Wege der gütlichen Verhandlung, eine Verbindung zwischen den Europäischen Nationen und dem Japanesischen Reiche zu begründen, für jetzt fruchtlos seyn wird. Der Aufenthalt der Holländer in Nangasaki muß bei den gegenwärtigen Bedingungen desselben, als ein großes Hinderniß für alle übrige betrachtet werden. Ohne der Nation insbesondere irgend einen Vortheil zu gewähren, sondern eher das Gegentheil, ist die Natur des Verhältnisses zwischen ihr und den Japanesen von solcher Art, daß sie nothwendig die ganze Europäische Race in den Augen der Letztern verächtlich und lächerlich machen muß. Man kann ihnen mit Recht als eine Maßregel der Klugheit und der Liberalität empfehlen, sich inzwischrn von allen Handelsgeschäften zurückzuziehen, ihr schimpfliches Gefängniß in Nangasaki zu verlassen, sich darauf zu beschränken, alle drei Jahre, wie es ihnen jetzt zu thun erlaubt ist, eine

Gesandtschaft an den Kaiser von Japan zu senden, mit passenden Geschenken für ihn und seine Beamten, um sie für den Verlust derjenigen Europäischen Waaren, die sie bisher zu erhalten gewohnt waren, zu entschädigen, und jeden commerziellen Verkehr, der nicht auf völlige Handelsfreiheit begründet ist, zu verwerfen. Keine Nation kann erwarten, mit Ausschluß der ganzen übrigen Welt eine wohlthätige Handelsverbindung mit irgend einem andern Volke behaupten zu können. Ein Handel dieser Art würde den größten Mißbräuchen von beiden Seiten unterworfen seyn, denn die Mitbewerbung der Völker ist wohl nicht weniger nothwendig für die vortheilhafte Betreibung eines Handels, als die der Individuen. Durch eine großmüthige Politik von der hier empfohlnen Art, würde die Holländische Nation ihre eigene Würde retten, und wenn man die geringe Entfernung zwischen Japan und ihren Niederlassungen erwägt, so wird man einräumen, daß die Unkosten für eine solche Gesandtschaft nur unbedeutend seyn können. Diese Verfahrungsart würde einige Aussicht eröffnen auf die Wiederbegründung eines nützlichen Verkehrs mit den Europäern, und eine noch bessere auf einen freien Handel mit China, wodurch ein indirectes, aber vortheilhaftes Geschäft mit Europäischen Waaren betrieben werden könnte.

Das einzige Volk, welches außer den Holländern in Japan Zutritt hat, sind die Chinesen, und da ihr Handel, wie sichs hier ergeben wird, nicht ohne Bezug auf meinen gegenwärtigen Zweck ist, so will ich eine kurze Uebersicht desselben mittheilen: Nachdem den Chinesen bei der letzten

Eroberung durch die Tartaren, die stillschweigende Erlaubniß ertheilt war, auswärtigen Handel zu treiben, beeilten sie sich, eine Verbindung mit dem für sie so günstig gelegenen Japan anzuknüpfen. Anfangs war ihnen der Handel mit allen Theilen des Reichs unbedingt und in beliebigem Umfang gestattet; allein später wurden sie, wie die Europäischen Nationen, auf den Hafen von Nangasaki beschränkt. Selbst nach dieser Begebenheit kamen sie in großer Menge nach Japan, und Kempfer berichtet, daß jährlich nicht weniger als 200 Junken, jede mit 50 Mann Besatzung, daselbst eintreffen. Merkwürdig ist es, daß die Beschränkungen, denen ihr Handel unterworfen ward, nicht sowohl durch ihr eigenes Mißverhalten, als durch das der Europäischen Völker veranlaßt wurden. Der Kaiser von Japan hörte, daß der Herrscher von China die Christen beschütze, und da einige Bücher über das Christenthum unter den Chinesischen Waaren ihren Weg nach Japan fanden, ward die Besorgniß der Regierung erregt und der Handel augenblicklich beschränkt. Im Jahr 1688 wurden sie, gleich den Holländern, unter die Aufsicht der Polizei von Nangasaki gestellt und eingesperrt. Im Jahre 1685, als der Holländische Handel auf 300,000 Tahils beschränkt ward, traf den Chinesischen dasselbe Schicksal, doch war die festgesetzte Summe doppelt so groß, als jene. Diese Maßregel beruhte auf dem Grundsatze eines unparteiischen Verfahrens gegen alle auswärtige Nationen, und die Chinesen mußten unter allen künftigen Beschränkungen des Holländischen Handels mit leiden. Als diese Beschränkung für den Chinesischen Handel eintrat, war es ihnen doch noch

erlaubt, jährlich 70 Junken nach Japan zu senden. Der Handel war auch nicht auf dieses Land allein beschränkt, sondern die an andern Orten angesiedelten Chinesen durften daran Theil nehmen. Nach diesem Grundsatze stand Japan in commerzieller Verbindung mit Tonquin, Cochinchina, Camboja, Siam und Java.

Im Jahre 1700 ward der Holländische Handel, wie schon erwähnt ist, auf 4 Schiffe, der Chinesische auf 20 Junken beschränkt, und später jener auf 1 großes oder 2 kleine Schiffe, dieser auf 10 Junken und 15,000 Piculs Kupfer, indem das Capital des Handels immer zweimal so hoch angenommen wird, als das des Holländischen. Die Chinesischen Junken enthalten gegen 400 Tonnen Last und von Seiten Chinas ist der Hafen Ning-po in der Provinz Che-ki-ang der gewöhnliche Handelsort; er ist nicht über vier Tagereisen von Nangasaki entfernt und so bequem gelegen, daß ein gutes Fahrzeug zu jeder Jahreszeit aus- und einlaufen kann. Selbst die Chinesen machen die Reise jährlich zweimal. Die Erzeugnisse, welche aus China in Japan eingeführt werden, sind rohe und verarbeitete Seide, Gewürze, Campher und Weihrauch aus dem Archipelagus; Zink, Damar, Drogerien, besonders Ginsangwurzeln, Elfenbein, Zucker, feiner Thee, Zinn, Blei und philosophische und theologische Bücher *). Durch diesen Canal findet

*) Unter diesen Büchern befanden sich, wie ich schon erwähnt habe, mitunter einige über die christliche Religion, die von den Jesuiten in China abgefaßt und gedruckt waren. Als die Japanesen dieß zuerst bemerkten, ließen sie den Eigenthümer der

eine kleine Quantität von Brittischen Wollenzeugen ihren Weg zu dem fernen Markt von Japan. Die Ausfuhrartikel sind Kupfer, Campher, lackirte Waaren und Bech de mer oder Holothuria.

Als Merkwürdigkeit will ich noch einen kurzen Abriß mittheilen von den Handelskräften des Japanesischen Reichs, woraus der Leser noch einige zur Beschränkung des Verkehrs mit den Ausländern mitwirkende Ursachen ersehen wird. Japan ist das einzige große und civilisirte Reich in Asien, welches in der gemäßigten Zone liegt, nämlich zwi-

---

Bücher auf die feierlichste Weise bezeugen, daß er nicht selbst Christ sei, und daß er diese Bücher nicht absichtlich, oder mit dem Inhalt bekannt, mitgebracht habe, und dann schickten sie ihn, um ihn für die Zukunft vorsichtiger zu machen, mit seiner Junke und der ganzen Ladung zurück, ohne ihm zu erlauben, auch nur den geringsten Theil derselben zu verkaufen. In Folge dieses Ereignisses ward befohlen, daß alle durch die Chinesen eingeführte Bücher nicht eher verkauft werden sollten, bis sie untersucht, gelesen und censirt wären. Das Censoramt ist mit einer jährlichen angemessenen Vergütung zwei gelehrten Männern dieser Stadt übertragen worden. Der eine derselben ist der Prior des Klosters Siutokus, welcher alle religiöse Bücher censiren muß, der andere ist ein Siestos, Philosoph und Arzt des Dairi, wie er sich nennt, welcher die philosophischen, historischen und andere Bücher zu censiren hat. Dieser Letztere wohnt in Tattajamma, und trägt lange Haare, die er, nach dem Gebrauche aller Philosophen, Aerzte und Chirurgen dieses Landes, am Hinterkopfe zusammen bindet. History of Japan Vol. I. p. 379.

schen dem 30. und 40. Breitengrade, in dem glücklichsten Himmelsstriche unserer Erde. Im Winter fällt viel Schnee und der Sommer ist heiß, aber das Clima ist im Ganzen sehr gesund. Das Land ist keinesweges durch seine Fruchtbarkeit ausgezeichnet; allein durch die Industrie einer zahlreichen Bevölkerung vortrefflich angebauet. Es ist reich an Minen der edelsten und nützlichsten Metalle, Gold und Silber, Eisen und Kupfer. Aus diesen und einigen Fabricaten, in welchen die Japanesen alle übrige Völker übertreffen, bestehen ihre Austauschwaaren gegen die Erzeugnisse der tropischen Länder, welche bei ihnen nicht gedeihen und gegen die Manufacturwaaren der Europäer, welche nothwendig den natürlichen Bedürfnissen eines Volkes, das unter einem dem unsrigen ähnlichen Himmelsstriche wohnt, entsprechen müssen. Von der Ostküste*) von America kann man in 4 bis 5 Wochen nach Japan segeln; von den reichsten Provinzen von China in 4 bis 5 Tagen; von Manilla in 6 bis 7 Tagen und von Batavia längstens in 20 Tagen. Von den letzten Orten können sie nicht nur alle Arten von Colonialwaaren, sondern auch mittelbar die Manufacturwaaren des fernen Europas erhalten.

Der Character der Japanesen ist sehr eigenthümlich. Mit den Chinesen haben sie die Physiognomie und einige politische und religiöse Institutionen gemein; mit den Bewohnern des mittlern Europas die Künste, die Industrie, die Gelehrigkeit und, zum Theil wenigstens, den Muth und die Neugier, und mit allen Menschen im rohen Zu-

*) So steht im Original, soll aber Westküste heißen. A. d. H.

stand der Gesellschaft, ein rachsüchtiges, wildes Gemüth *). Als die Gesetze ihnen erlaubten, ihre Heimah zu verlas-

---

*) Von ihrer Rachsucht erzählt uns Kempfer folgendes Beispiel: der Holländer Peter Nuits, damals Gouverneur von Formosa, behandelte die Japanesen, welche an Bord seines Schiffes kamen, mit einiger Härte und Strenge. Die Japanesen sahen darin eine Beleidigung, nicht sowohl gegen sie, als gegen ihrer Fürsten, bei dem sie sich so bitter beklagten, daß er äußerst zornig ward, um so mehr, da er sich nicht im Stande sah, die Beleidigung an den Nanbani zu rächen (d. h. das südliche Volk, eine verächtliche Beziehung für alle Ausländer und insbesondere die Holländer). Er ward darauf von seiner Leibwache folgendermaßen angeredet: „Herr! wir wollen deine Person nicht länger beschützen, wenn du uns nicht erlaubst, deine Ehre und deinen Ruf zu rächen! Nur des Beleidigers Blut soll diesen Flecken abwaschen. Befiehl, und wir werden den verworfenen Menschen enthaupten, oder ihn dir lebendig überbringen, damit du ihn bestrafen kannst, wie du es wünschest und wie er es verdient. Sieben von uns werden dazu hinreichen. Weder die Gefahren der Reise, noch die Stärke seiner Festung, oder die Zahl seiner Wachen, soll ihn vor unserm Zorn retten. Sie sind Nanbani, wir von göttlicher Herkunft!“ Sie ließen nicht eher ab, bis ihnen die verlangte Erlaubniß ertheilt war. Das Unternehmen war in der That kühn; allein es ward mit Klugheit, Muth und Erfolg ausgeführt. Sie meldeten sich in Formosa zu einer Audienz, wurden vorgelassen und führten mit gezogenen Schwertern den Gouverneur durch alle seine Wachen und Diener am hellen Tage als Gefangenen auf ihr Schiff, wo sie ihn augenblicklich zu erstechen drohten, sobald der geringste Widerstand gemacht werden würde. History of Japan Vol. II. p. 57. Appendix.

sen, waren die Japanesen von allen Völkern des Osten die kühnsten Abenteurer. In allen Theilen des Indischen Archipelagus siedelten sie sich an, und der Ruf ihrer Tapferkeit und Gelehrigkeit war so groß, daß sie die vorzüglichsten Asiatischen Soldaten im Dienst der Europäer waren.

Die Waaren, welche Japan zur Ausfuhr liefern kann, sind Gold, Silber, Kupfer, Tutenague, Eisen, Kampher, Ambra, Thee, Reiß, Soya (Soy), Seidenzeuge, lackirte und irdene Waaren. Die Einfuhrartikel sind: rohe und verarbeitete Seide, Baumwollen- und Wollenzeuge, Glas- und Stahlwaaren, Quecksilber, Spiesglas, Zink, Zinnober, Bernstein, Corallen und Perlen, rohe und gegerbte Häute, Sandel- und Sapanholz, Malayischer Kampher, Elfenbein, Alaune, Gewürznelken, Muscatblüthe, Pfeffer, roher Zucker, Caffee und Thee. Ueber die wichtigsten dieser Artikel will ich einige Bemerkungen hinzufügen. Japan ist merkwürdiger wegen seines mineralischen, als wegen seines vegetabilischen Reichthums. Als die Europäer zuerst mit diesem Reiche bekannt wurden, scheint daselbst eine große Menge von edeln Metallen angehäuft gewesen zu seyn. Die Minen waren vermuthlich sehr ergiebig und theils deßhalb, theils wegen des niedrigen Arbeitslohns, der Betriebsamkeit und Geschicklichkeit der Einwohner und des Mangels an allem Ausfluß von Gold und Silber, war der Werth dieser Metalle hier viel geringer, als in andern Ländern. Sie bildeten natürlich den Hauptgegenstand der Ausfuhr. Es ist schon nach Kämpfers Angabe bemerkt worden, daß die Portugiesen in der blühendsten Periode ihres Handels jährlich für drittehalb Millionen Pfund

Sterling an Gold ausführten. Die Angabe dieser ungeheuern, den gleichzeitigen Ertrag der Minen der neuen Welt weit übersteigenden Summe ist wahrscheinlich sehr übertrieben; allein die Angaben aus den spätern Jahren sind zuverlässig. Im Jahr 1636 führten sie 2350 Kisten Silber aus, oder für 783,333⅓ Pfund Sterling; im Jahr 1637 für 714,121⅓ und im Jahr 1638 für 419,674⅓ Pfund Sterling. Diese großen Summen können zwar als Beweise dienen von dem Ueberflusse der edeln Metalle in Japan, aber wohl nicht mit Recht als Durchschnittssummen von der jährlichen Ausfuhr der Portugiesen, welche in jener Zeit, aus Furcht vor den Verfolgungen gegen ihre Religion, sich bemühten, ihr Eigenthum aus dem Lande zu schaffen. In derselben Zeit, da die Portugiesen diese großen Summen an Silber ausführten und die Chinesen gleichfalls einen großen Handel führten, sollen die Holländer jährlich 60 Tonnen, oder etwa eine halbe Million Pfund Sterling an Gold ausgeführt haben. Nach der Vertreibung der Portugiesen, nahm die Ausfuhr der Holländer zu, und im Jahre 1641 wird ihre Ausfuhr an Gold zu 80 Tonnen, oder 700,000 Pfund Sterling angegeben. Durch die Ausfuhr der edeln Metalle, oder durch die wachsende Schwierigkeit des Bergbaues und das Verbot desselben, stieg allmählig der Werth dieser Metalle zu gleicher Höhe, wie bei uns *). Gold scheint immer in

---

*) Der Kaiser hat die oberste Jurisdiction über alle Goldminen, so wie über alle andere Bergwerke des Reichs, deren keine ohne seine ausdrückliche Erlaubniß bearbeitet werden

Der Indische Archipelagus,

besonders

in Bezug auf Handel und Verkehr.

Von John Crawfurd,

Brittischem Residenten am Hofe des Sultans von Java.

Aus dem Englischen.

Erste Abtheilung.

---

gen *). Imhof giebt daher zu, daß anstatt 3 Pfund 9 Sch. 2 D., eigentlich 5 Pfund 12 Sch. für den Centner, oder 20 Tahils für den Picul bezahlt werden müßten. Sehr auffallend sind die Berichte von dem Schwanken des Preises für die edeln und nützlichen Metalle in Japan. Imhof versichert, daß der Picul Eisen in Japan 2 Piaster kostet und nach Batavia ausgeführt dort 175 Procent theurer verkauft werde; allein Kämpfer, dessen Zeugniß zuverlässiger ist, sagt, daß es viel theurer sei, als Kupfer. Als unbestreitbaren Beweis davon führt er die entschiedene Thatsache an, daß die Japanesen ihre Bolzen, Nägel und andere Baugeräthe, wie auch viele Hausgeräthe, zu denen man in andern Ländern nur Eisen nimmt, beständig aus Kupfer verfertigen. Ihre Küchengeräthe werden jedoch aus Eisen gemacht. Auch Saris führt an, daß das Eisen theuer und viel theurer als Kupfer sei. Nach diesen Berichten ist es wahrscheinlich, daß nach der Wiederbegründung eines freien Handels mit diesem Reiche das Eisen, anstatt ausgeführt zu werden, einen der größten und schätzbarsten Einfuhrartikel aus Europa bilden werde. Das Ja-

---

*) Nichts ist daher natürlicher, sagt der Baron Imhof, als daß unsere Ausfuhr von Kupfer für diese Classe des Volks eine Last war, und daß die Beschränkungen, denen wir jetzt unterworfen sind, mit durch ihre Beschwerden veranlaßt wurden. Wenn die Japanesen den Verkehr mit uns unterhalten könnten, ohne uns eine einzige Kiste Kupfer zu bewilligen, so würden sie uns ohne Zweifel, außer dem für unsere Ladung festgesetzten Preise, gern 6000 Tahils, oder 2000 Pfund Sterling, als Gratification verwilligen.

panesische Eisen ist vermuthlich von der feinsten Qualität, da die Japanesen trotz ihrer Ungeschicklichkeit im Stande sind, Säbel daraus zu verfertigen, die den berühmten Damascener Klingen nicht nachstehen.

Campher scheint erst nach der Beschränkung des Kupferhandels ein bedeutender Ausfuhrartikel geworden zu seyn. Europa und China erhalten gegenwärtig ihren Campher vorzüglich aus Japan. Die Japanesen, deren Land eine so außerordentliche Menge von dieser Waare hervorbringt, haben denselben Geschmack und bezahlen denselben übertrieben hohen Preis für den Campher aus den Indischen Inseln, wie die Chinesen. Zur Zeit Kämpfers, wurden für den Cutti von 1¼ Pfund 33 Tahile, oder 11 Pfund Sterling bezahlt, also viel mehr, als gegenwärtig für die beste Art in China bezahlt wird *).

Der Thee von Japan ist schlechter, als der von China, doch ward er zu einer Zeit von den Holländern in bedeutender Menge ausgeführt. Sie mußten einen hohen Preis dafür bezahlen, und es ist wahrscheinlich, daß wegen der mindern Fruchtbarkeit des Bodens von Japan, dieses Erzeugniß hier nicht zu der Güte gelangen kann, als in China. Dieß geht deutlich genug hervor aus dem Umstande, daß der Chinesische Thee in Japan eingeführt wird, so wie aus dem Bekenntnisse der Holländer, daß der Thee von Japan weder so gut, noch so dauerhaft ist, als jener.

---

*) Merkwürdig ist es, daß die Leidenschaft für die eßbaren Schwalbennester sich nicht bis nach Japan erstreckt hat.

größerer Menge vorhanden gewesen zu seyn, als Silber, vielleicht weil die Gewinnung des erstern weniger Geschicklichkeit erfordert. Die Portugiesen führten viel Silber aus, die Holländer aber, in dem oben erwähnten Jahre 1641 nur 14 Kisten, oder 4466⅔ Pfund Sterling. Sie verkauften das Gold auf dem festen Lande von Indien mit 28 Procent, das Silber nur mit 4 Procent Gewinn. Später ist von Silberausfuhr nicht mehr die Rede, und die Holländer finden es im Gegentheil jetzt vortheilhaft, von der Erlaubniß, einen gewissen Betrag ihrer Landesmünze einzuführen, Gebrauch zu machen. Im Jahre 1700 ward der Japanesische Münzfuß durch die Regierung bedeutend verändert, indem der Gehalt ihrer Cobangs oder Cupangs von 20 bis 21 Karat auf 13 bis 14 Karat her-

---

dürfen. Von dem Ertrage aller Minen erhält er ⅔, und ⅓ bleibt dem Herrn der Provinz, in welcher die Mine liegt, jedoch weiß der Letztere, der an der Quelle wohnt, sein Drittheil so zu messen, daß es dem Antheile des Kaisers ziemlich gleich kommt. Das Erz, welches das meiste und feinste Gold liefert, wird in Sado gewonnen, eine der nördlichen Provinzen der großen Insel Nipon. Hier waren vormals mehrere Adern so reichhaltig, daß ein Catti Erz, 1 bis 2 Tahils Gold lieferte (5 und 10 Procent). Allein neuerlich habe ich erfahren, daß die Adern dort und in den meisten andern Minen, theils ausgegangen, theils weniger ergiebig wären, und man sagte uns, daß die neulichen strengen Befehle in Betreff des Handels mit uns und den Chinesen, zum Theil durch diesen Umstand veranlaßt wären. History of Japan Vol. I. p. 107.

abgesetzt ward. Die Holländer aber wurden gezwungen, diese jetzt 37 Procent schlechtere Münze zu ihrem vorigen Werth anzunehmen.

Außer den edeln Metallen liefert Japan Kupfer, Eisen und das erwähnte Metall Tutenague. Kupfer ist von allen diesen am meisten vorhanden und nach Kämpfer eben so wohlfeil als Eisen. Die Holländer haben in allen Perioden ihres Handels etwa $12^{35}/_{100}$ Tahils, oder $18^{3}/_{10}$ Spanische Piaster für den Picul Kupfer bezahlt, das ist für den Centner 3 Pfund 9 Schilling 2 D. Sterling. Dieß ist noch viel weniger, als die Hälfte des Preises für das Brittische Plattenkupfer (Sheet Copper), welches auf allen auswärtigen Märkten von geringem Werth ist. Die Holländer haben zu einer Zeit 700 bis 1200 Tonnen jährlich ausgeführt und einen großen Theil davon auf dem Indischen Continent mit einem Nettogewinn von 90 bis 95 Procent verkauft. Vor der Einsperrung der Holländer in Desima wird das Kupfer gar nicht als Handelsartikel genannt; damals ward ihnen die Ausfuhr erlaubt und zwar auf lange Zeit ganz unbeschränkt, in späterer Zeit ist das Kupfer gleich dem Golde und Silber seltner geworden und die Holländer erhielten dasselbe für einen weit unter dem innern Werthe stehenden Preis. Dieß ergiebt sich aus der beständigen Verminderung der Quantität, welche den Holländern geliefert ward, und aus dem Bekenntniß der Holländer selbst, daß das Kupfer ihnen als Begünstigung gegeben würde, und wahrscheinlich als eine Auflage für die Kaufleute betrachtet worden wäre, von denen sie es empfin-

sehr begehrt. Nach dem Bericht des Capitän Saris*) ward das Brabanter breite Tuch begierig gekauft und mit 550 Procent über den Einkaufspreis bezahlt. Alle Manufacturwaaren, welche die Japanesen zu ihrer Kleidung gebrauchen, können von ihren Nachbarn wohlfeiler geliefert werden, als von ihnen selbst, und dasselbe gilt von den rohen Stoffen. Sie erhalten aus China rohe und verarbeitete Seide, und als die Europäer freien Zutritt in Japan hatten, führten sie eine große Menge Indischer Baumwollenfabricate daselbst ein.

In Carons Beschreibung von Japan findet sich eine Angabe von einer Chinesischen Ladung für den Japanesischen Markt, bestehend aus roher und verarbeiteter Seide und einigen Callicoes, zusammen 1 Million und 50,000 Spanische Piaster an Werth, und der Verfasser versichert, daß er mit dieser Ladung 800,000 Spanische Piaster Netto gewinnen würde. Wie groß im Anfang unsers Verkehrs mit Japan der Begehr nach Europäischen Waaren war, ersehen wir aus dem großen Absatz und dem ungeheuern Gewinn, womit sie verkauft wurden, obgleich die groben Europäischen Fabricate damaliger Zeit sehr theuer waren. Quecksilber ward nach der Angabe des Capitän Saris der Centner zu 11 Pfund Sterling verkauft; Eisen zu 4 Pfund 4 Sch. oder der Picul zu $20^{22}/_{100}$ Spanische Piaster; Stahl und Blei jedes der Picul zu $46^{39}/_{100}$ Piaster, oder der Centner zu 8 Pfund 15 Sch. 4 D. Sterling, und Zinn in Blöcken, der Centner zu 11 Pfund Sterling.

*) Purcha's Vol. I. I. 3. p. 394.

Zur Zeit Kämpfers haben die Holländer auf ihre Waaren unglaublich gewonnen. Rohe Chinesische Seide verkauften sie den Picul zu 651½ Tahils, das ist 300 Procent theurer, als man sie gegenwärtig in China erhält. Die Seide aus Bengaln und Tonquin brachte ungefähr denselben Gewinn. Gewürznelken wurden das Pfund zu 11 Sch. 2 D. verkauft. Den reinen Gewinn der jetzigen Aus- und Einfuhr der Holländer schätzt Kämpfer auf 40 bis 45 Procent, oder für das ganze jährliche Geschäft auf 80 bis 90,000 Pfund Sterling.

Nach diesem Berichte ist zur Sicherung des vortheilhaftesten Handels, den der Osten jemals den Europäern gewährte, unstreitbar nichts weiter erforderlich, als ein freier Verkehr und billige Mitbewerbnng, welche die Japanesen in den Stand setzen würde, fremde Waaren zu billigen Preisen zu erhalten und ihre eignen mit Vortheil zu verkaufen, ohne daß sich die Regierung in das Geschäft zu mischen hätte. Nach dem anfänglichen Mißverhalten der Portugiesen und Holländer würden zwar die Europäer viele Hindernisse zu bekämpfen gehabt haben, aber keine, die ein freier Handel nicht überwunden haben würde. Die Verordnungen der Holländer schlossen nicht nur alle andere Völker aus, sondern untersagten auch ihren eignen Kaufleuten den freien Verkehr auf das strengste. Während sie sich über die Japanesen beschwerten, weil sie zu Wiedervergeltungsmaßregeln schritten, vergaßen sie die große Ungerechtigkeit ihrer eignen Politik. Jedes Anerbieten von Seiten der erstern zu einem billigen Handel, ward mit Verachtung zurückgestoßen. So oft die Waaren des Landes ihnen zum Marktpreise angeboten wurden,

Der Gebrauch des Thees ist hier eben so gewöhnlich als in China, die Bewohner des Letztern aber trinken nur braunen und die Japanesen nur grünen Thee.

Der Japanesische Reiß ist von ganz besonderer Güte und wird als eine Merkwürdigkeit in ganz kleinen Quantitäten ausgeführt. Bedeutend wird diese Ausfuhr nie werden, weil dieses Erzeugniß bei minder gutem Boden, gedrängter Bevölkerung und gänzlichem Mangel an unbenutzten Ländereien natürlich theuer bezahlt werden muß. Wahrscheinlicher ist es, daß er bei freiem Handel in bedeutender Menge aus dem Archipelagus und Siam eingeführt werden würde.

Als Fabricanten stehen die Japanesen ihren Nachbarn den Chinesen nach, obgleich sie in der Verfertigung einiger Waaren alle übrige Völker übertreffen. Ihre Lackirarbeit ist von unnachahmlicher Schönheit und Vollkommenheit, und einige von ihren Seidenzeugen, insbesondere der Kreppflor, sind die schönsten Fabricate, die man sich nur denken kann. Ihr Porcellan ist nicht so gut, als das Chinesische; allein obgleich grob, doch fest und dauerhaft. Daß die Manufacturwaaren von Japan theurer sind, als die Chinesischen, muß wohl großentheils dem Umstande zugeschrieben werden, daß in einem weniger fruchtbaren Lande, welches von außen keine Zufuhren erhalten kann, die rohen Stoffe natürlich in hohem Preise stehen.

Um alle auswärtige Waaren zu beschreiben welche die Japanesen, ein so großes, reiches und luxuriöses Volk,

das mit uns in demselben Clima wohnt und dieselben wesentlichen Bedürfnisse hat, gebrauchen können, müßte man sich über alles verbreiten, was ein gewerbfleißiges und handeltreibendes Volk aus seinen eignen Mitteln, oder durch die Industrie seiner Colonien zu liefern vermag. Zuckerrohr wird in Japan nicht gebaut und Zucker ist daher einer der bedeutendsten Artikel der Holländischen und Chinesischen Ladungen. Die Holländer verkauften ihren groben Zucker den Picul von 125 Pfund Holländischen Gewichts zu 20 Spanischen Piastern, vermuthlich zehnmal so viel, als der Einkaufspreis. Die höhern Classen der Einwohner kleiden sich gewöhnlich in Seide, die niedrigen in Baumwolle. In beiden Classen bestehen die den untern Theil des Leibes deckenden Kleidungsstücke gewöhnlich aus einer Art von Leinen, das aus der fasrigen Rinde des Urtica verfertigt wird *). Die Haupttracht beider Geschlechter aus allen Classen besteht aus einem Rocke oder Mantel, der vorne offen ist und durch einen Gürtel zusammengehalten wird. Wenn es kalt wird, werden diese von dreien oder vieren bis zu einem Dutzend oder mehr vervielfacht, oft auch, aus derselben Ursache, mit Seiden- oder Baumwollenwatten gefüttert. Schafe sind den Japanesen unbekannt; auch verstehen sie nicht die Kunst, aus irgend einer Art von Haaren oder Wolle Zeuge zu verfertigen. Dennoch sind hier die Wollenzeuge aus Europa

*) Thunbergs Voyages Vol. III. p. 267. Dieses Werk ist in allen wesentlichen Theilen nichts anders, als eine Compilation eines untergeordneten Schriftstellers aus den oft genannten Schriften Kämpfers.

Vorwort.

Der Deutsche Leser erhält durch diesen Band einen der merkwürdigsten Beiträge zur Völker- und Länderkunde, nämlich eine Monographie des Handels und Verkehrs im Indischen Archipelagus, wie wir sie, nicht nur nicht in Deutschland, sondern in keinem Lande Europas bis jetzt hatten. Wir haben solche mit Mühe und Sorgfalt aus der in diesem Jahre in Edingurgh erschienenen History of the Indian Archipelago etc., by John Crawfurd F. R. S., late british Resident at the court of the sultan of Java, gezogen. Selbst der Unterrichtete in der Länderkunde muß erstaunen über das weite Feld, das in diesem Weltraume für Europäischen Handel und Industrie noch zu bearbeiten ist. Wollte Gott, daß die wenigen See- und Handelsstädte Deutschlands, deren directer Verkehr mit den fremden Welttheilen immer mehr und mehr ver-

kürzt wird, auch bald durch Thätigkeit und Speculations-geist sich Antheil daran verschaffen könnten. Sie darauf zu leiten, wäre verdienstlicher als die jämmerlichen Retor-sionsprojecte, womit dem gesunkenen Handel aufgeholfen werden soll!

B.

klagten sie über Verletzung des Vertrags. Nach Imhofs Bericht konnte man Kupfer für 1 Schilling das Pfund, was vermuthlich dem Marktpreis nahe kam, in Ueberfluß kaufen; allein die Holländer weigerten sich, mehr als 7 D. (5 D. weniger, als es werth war) zu bezahlen. Es war daher natürlich, daß die Japanesen ihre Lieferungen anfangs von einer ungemessenen Quantität, bis auf 25,000 Piculs, und endlich bis auf den erbärmlichen Betrag von 7500 Piculs herabsetzten. Die Japanesen boten ihnen Tutenague, Messing und Campher nach einander zu den Marktpreisen an, welche hier viel niedriger waren, als in China; allein jedes Anerbieten der Art ward ausgeschlagen. Zugleich verlangten sie, wie wir gesehen haben, die unverschämtesten Preise für Alles, was sie an die Japanesen verkauften. Schwarzen Pfeffer, welchen die Japanesen während des freien Verkehrs mit den Engländern und Chinesen zu 6 D. das Pfund erhielten, verkauften die Holländer nicht unter 1 Sch. 1⅘ D., und Gewürznelken verhältnißmäßig noch viel theurer. Wenn die Japanesen Aufträge auf neue Waaren ertheilten, wurden dieselben entweder gar nicht, oder von schlechter Qualität gebracht, und dieß war so oft der Fall gewesen, daß nach Imhofs Geständniß die Japanesen so oft getäuscht waren, daß es sehr schwer seyn würde, sie von der Fähigkeit der Holländer, ihre Verbindlichkeiten zu erfüllen, zu überzeugen, selbst in der Voraussetzung, daß sie dieß zu irgend einer bestimmten Zeit mit vollkommener Rechtlichkeit thun würden. Außerdem waren den Japanesen die vielen Betrügereien und Unterschleife der Agenten dieses Handels am Orte

selbst sehr wohl bekannt, indem sie die letztern auf den niedrigsten und schimpflichsten Ränken, um die Gesetze des Landes zu umgehen, unter dessen Schutze sie lebten, ertappt hatten*). Es war unmöglich, daß die Japanesen

---

*) Die Japanesische Regierung ließ der Holländischen Regierung in Batavia eine förmliche Klage überreichen über die Betrügereien der Factorei in Nangasaki. Thunberg erzählt uns folgendes Beispiel von dem Benehmen der Holländischen Beamten daselbst: „Wir bemerkten jetzt, daß ein Boot vom Lande auf uns zu ruderte. Der Capitän zog daher einen blauen seidenen, mit Silber besetzten Rock an, welcher sehr groß und weit, ausgestopft und vorne mit einen großen Polster versehen war. Dieser Rock ist schon seit vielen Jahren gebraucht worden, um verbotene Waaren ins Land zu schmuggeln, da der Commandant und Capitän des Schiffs die einzigen Personen waren, welche nicht visitirt wurden. Der Capitän pflegte täglich dreimal in diesem Rocke auf die Factorei zu fahren, und war oft, wenn er ans Ufer ging, so beladen mit Gütern, daß zwei Matrosen ihn halten mußten. Durch dieses Mittel erwarb sich der Capitän jährlich eine bedeutende Einnahme vor den andern Beamten, deren Waaren er zugleich mit den seinigen für baares Geld aus und eintrug, eine Einnahme, die sich auf mehrere Tausend Reichsthaler belaufen mochte.“ Thunbergs Reisen Vol. III. p. 13. Dieses schimpfliche Geschäft ward am Ende verboten, nicht durch die Holländer, sondern durch die Japanesische Regierung. Thunberg fährt p. 17. fort: „der Capitän war viele Jahre nicht nur mit diesem weiten Oberrock ausgerüstet, sondern trug auch große geräumige Hosen, worin er Contrebande ans Land trug. Allein diese wurden verdächtig und deßhalb bei Seite gelegt, und der Rock, diese letzte Zuflucht, sollte

sich ein System gefallen lassen konnten, welches wirklich dahin zielte, sie ihres Eigenthums zu berauben. Zugleich aber war es ihnen offenbar nicht lieb, die Holländer ganz zu missen, weil sie aus Politik, und vielleicht auch aus Neugier, von den Ereignissen und der übrigen Welt, die ihnen ihres Stolzes in ihrer Selbstsucht unerachtet nicht gleichgültig seyn konnten, durch diese unterichtet zu werden wünschten. Sie beschränkten daher den Holländischen Handel so weit, als sie es mit diesem Zwecke vereinbar glaubten.

Welche Wahrscheinlichkeit ist noch vorhanden, daß zwischen Japan und der übrigen civilisirten Welt ein freier Handel wieder hergestellt werde? Dieß ist eine Frage, welche zu mancherlei Speculationen Stoff darbietet. Ueber die einzigen vielleicht wirksamen Mittel, denselben auf dem Wege der Unterhandlungen wieder herzustellen, habe ich schon einige Conjecturen aufgestellt. Eine große Revolution in der Regierung von Japan, wodurch das Reich in viele kleine Staaten zerfiele, wie es vor der Usurpation des Taikosama der Fall war, würde gewiß dahin führen. Die kleinen Fürsten würden es in dieser Lage vortheilhaft finden, eine Verbindung mit Europa zu unterhalten, wenn

---

nun zum großen Bedauern des Eigenthümers ausgezogen werden. Es war drollig genug, das Erstaunen zu sehen, welches bei dem plötzlichen Zusammenschrumpfen unsers corpulenten Capitäns die meisten der arglosen Japanesen ergriff, die sich bisher immer vorgestellt hatten, daß alle unsere Capitäns wirklich so feist und wohlgenährt wären, als sie zu seyn schienen.

auch nur, um sich mit Kriegsvorräthen zu versehen. Dieß würde einen Verkehr begründen, der mit einer, durch Mitbewerbung der verschiedenen Nationen gesicherten Mäßigung geführt, die Wiederherstellung der gegenwärtigen Form des Reichs, mithin die Wiedereinsetzung des Systems der Ausschließung aller Ausländer verhindern würde, eines Systems, welches vorzüglich dazu beigetragen hat, die Japanesische Regierung 235 Jahre aufrecht zu erhalten, also länger, als irgend eine andere Monarchie des Osten, von der uns die Geschichte erzählt, Bestand hatte.

Jedoch ist es vielleicht wahrscheinlicher, daß eine solche Verbindung auf dem Wege der Eroberung wieder hergestellt werde. Unter den Asiatischen Mächten ist aus mehreren Ursachen keine im Stande, Japan zu erobern. Die Japanesen sind, mit Ausnahme von China, das zahlreichste und am engsten verknüpfte Volk in Asien, und in Künsten und Waffenübung dem besten wenigstens gleich, und der Mehrzahl weit überlegen. Ueberdieß ist Japan als Inselreich für irgend ein Asiatisches Volk unüberwindlich, weil, so viel wir aus der Geschichte beurtheilen können, keines derselben im Stande ist, eine Flotte auszurüsten, die eine, zur Ausführung einer so großen Unternehmung erforderliche Armee transportiren könnte. Die Tartaren, das einzige Asiatische Volk, welches jemals ausgebreitete und ferne Eroberungen gemacht hat, wagten im Jahr 1284 auch einen Versuch gegen Japan, allein vergebens, obgleich sie durch die Eroberung von China gespornt und mit allen Hülfsquellen dieses Landes versehen, während die Häfen, aus denen sie absegelten, nicht mehr

als 6 Tagereisen von Japan entfernt waren. Gegenwärtig sind nur die Europäer im Stande, ferne Eroberungen zu machen, und gerade die Seereise, welche für die Asiatischen Völker ein unüberwindliches Hinderniß ist, gereicht ihnen zur Erleichterung. Seitdem die Japanesen ihr Reich geschlossen haben, fingen die Europäer an, sich um sie her zu sammeln. Die Russen können aus ihrer Colonie in Kamtschatka binnen 4 Wochen in Japan seyn. Aus dem Brittischen Reiche in Hindostan kann man in 6 Wochen dahin segeln. Die Engländer haben ferner eine Colonie in Australien gegründet, die nicht über 30 Tagereisen von Japan entfernt, und bestimmt ist, ein mächtiges Reich zu werden. In der neuen Welt, von deren westlichem Ufer man mit der größten Sicherheit in 4 Wochen nach Japan gelangt, haben die Europäer zwei große Reiche gegründet. Die Gefahr ist vielleicht am geringsten von der Seite her, von wo sie beim ersten Anblick am drohendsten erscheint, nämlich von Seiten der Russen. Ihre Colonie in Kamtschatka liegt weit entfernt von der eigentlichen Macht des Reiches, und in einem von Natur so unfruchtbaren und ungastfreundlichen Lande, daß die Europäer nie daselbst zahlreich oder mächtig werden können; in einem Lande, welches nie die Mittel darbieten kann, um eine zur Eroberung von Japan hinreichende Flotte auszurüsten. Die Unabhängigkeit von Japan wird am meisten gefährdet durch die Westküste von America, entweder von den Anglo-Americanern, nachdem die Ansiedelungen derselben an dieser Küste volkreich und mächtig geworden sind, oder vielleicht früher schon von den Spanischen Americanern in

Chili, Peru und Mexico. Diese können noch die wahren oder eingebildeten Beleidigungen rächen, welche die Japanesen ihren Vorfahren und ihrer Religion zufügten. Ein mächtiges ehrgeiziges Volk des nördlichen oder südlichen Americas könnte am Columbia, in Acapulco, Lima oder Valparaiso leicht eine Flotte ausrüsten und binnen 4 Wochen die Japanesen überfallen, welche nicht wissen, was in der übrigen Welt vorgeht und zum Widerstande völlig unvorbereitet sind. Wenn die Spanischen Americaner so weit gekommen sind, daß sie die Indischen Meere häufig beschiffen, würde es ihnen wahrscheinlich an einem Vorwande nicht fehlen. Wenn eins ihrer Schiffe zum Beispiel an der Küste von Japan scheitern sollte, so ist es sehr wahrscheinlich, daß, in Folge der bestehenden Gesetze des Reichs, die Mannschaft hingerichtet werden würde, und diese Verletzung des Völkerrechts wäre hinreichend zu einer Kriegserklärung. Obgleich die Bewohner von Japan muthiger und thätiger sind, als die Chinesen, so würde doch wohl die Eroberung ihres Landes noch leichter seyn, als die von China, welches bisher von jedem Eroberer, der den Versuch wagte, überwunden worden ist. Die Küste von China, wo eine Landung geschehen müßte, liegt innerhalb der Wendekreise, und die Europäer würden unter dem Clima leiden. Japan dagegen ist ein gesundes Gebirgsland in der gemäßigten Zone. China ist ein großes ausgedehntes und natürlich schwer zu durchdringendes Gebiet; es war seit undenklichen Zeiten gewöhnt, einem Herrscher mit ungetheilter Macht zu gehorchen, und eine theilweise Eroberung dieses Landes ist nicht wohl denkbar. Japan dagegen besteht aus vielen einzelnen, leicht zugänglichen Inseln; die Regierung der Provinzen ist in den Händen erblicher Fürsten, welche leicht von dem Gehorsam gegen ihr Oberhaupt abgewendet werden könnten. Eine einzelne Insel könnte erobert oder vom Reiche losgerissen und ohne Schwierigkeit durch die Uebermacht einer Europäischen Flotte behauptet werden. Ein berühmter Reisender (Humboldt Political essay on New-Spain) ist der Meinung, daß der Gebirgsrücken, welcher die beiden Americas von einander trennt, bisher das Bollwerk der Unabhängigkeit von China und Japan war. Diese Ansicht bezieht sich

wahrscheinlich auf einen directen Angriff von Europa aus und ist sicher nicht wohl begründet. Keine Europäische Nation war bisher jemals im Stande, eine Flotte auszurüsten, die groß genug wäre, um nach einer Reise von wenigstens 3 bis 4 Monaten, ein so mächtiges und fernes Unternehmen, wie die Eroberung von Japan, auszuführen. Ein Canal durch den Isthmus würde zwar die Eroberung von Japan für America erleichtern, indem er dem westlichen Ufer dieses Continents die Vortheile und die größern Hülfsquellen des östlichen verschaffen würde; allein für Europa würde er diese Eroberung nicht erleichtern, denn er würde für die zum Transport der Truppen über das Atlantische und stille Meer erforderlichen großen Schiffe nicht fahrbar seyn. Eine solche Flotte muß an der Westküste von America erbaut oder gesammelt werden, und von dort müßte eine solche Expedition aussegeln. Die Europäer müssen America als eine Pforte betrachten, durch welche sie nach Asien gelangen können, und ohne welche dieser Welttheil vor Europäischen Eroberungen wenigstens von dieser Seite sicher seyn würde. America ist die Wiege einer Menschen-Race, welche Asien erobern und civilisiren muß.

Einige Worte sind noch erforderlich über den Verkehr der Philipinen mit America, obgleich ich nichts neues darüber zu sagen habe. Der Indische Handel mit Spanien, wenn von einem solchen überhaupt die Rede seyn kann, wird gleich dem der andern Europäer ausschließlich durch eine Gesellschaft betrieben, an deren Spitze der König steht; allein der Handel zwischen Manilla und Acapulco ist von diesem getrennt und noch in demselben Gange, den er schon seit langen Jahren genommen. Er beschäftigt jährlich nur ein Schiff, eine Gallione von 1200 bis 1500 Tonnen. Dieser Handel ist gleichfalls ein Monopol, und die Ladungen nach Acapulco sind gesetzlich beschränkt auf eine halbe Million Spanische Piaster oder 112,500 Pfund Sterling, welche Summe zuweilen durch besondere Erlaubniß auf 1½ bis 2 Millionen Piaster oder 337,500 bis 450,000 Pfund Sterling erhöht wird. Die geistlichen Corporationen von Manilla haben einen großen Antheil an den Ladungen, indem sie entweder selbst speculiren oder den

Kaufleuten ihre Capitalien leihen. Die Gallione verläßt Manilla in der Mitte des Monats Juni oder zu Anfang des Augusts, wenn der westliche Monsoon seine Höhe erreicht hat. Vormals dauerte die Reise 5 bis 6 Monate, jetzt aber unerachtet des schwerfälligen Schiffes und des unvollkommenen Zustandes der Schiffahrt unter den Spaniern, nicht länger als 3 bis 4 Monate. Wenn der Schiffer den Monsoon verloren hat, sucht er in die breiten Grade der veränderlichen oder westlichen Winde zu gelangen, oder, wie Humboldt dieselben im Gegensatz zu den Passatwinden nennt, in die Breite der atmosphärischen Gegenströmung (counter currents). Diese werden nach der jetzigen Weise der Schiffahrt nicht in der südlichen, sondern in der nördlichen Hämisphäre gesucht, weßhalb die Gallione bis zum 28° 55′ der Breite hinauf segelt und dann in südöstlicher Richtung nach Acapulco steuert. Die Rückfahrt der Gallione zu den Philipinen erfordert nur halb so viel Zeit, obgleich sie, um Wasser einzunehmen, in die Marian-Inseln und zuweilen auch in die Sandwichs-Inseln einläuft. Die Nordwestwinde an der nördlichen Küste von Mexico benutzend, steuert sie südöstlich bis zur Länge von Manilla, von wo sie mit vollem Winde westwärts segelt. *) Obgleich die ganze Fahrt nur 5 Monate dauert, macht die Gallione jährlich nur eine Reise. Bei einem freien Handel könnten ohne Schwierigkeit zwei zurückgelegt werden. Außerdem segelt gelegentlich auf demselben Wege, und dann an der Küste von America hin, ein kleineres Schiff nach Lima. Humboldt macht mit Recht über diese Schiffahrt folgende Bemerkung: „wenn Peru, befreit von dem Joche des Alleinhandels der Philipinischen Compagnie, einen unbeschränkten Handel mit Ostindien treiben darf, so wird man zur Zurückfahrt von Canton nach Lima wahrscheinlich einen Strich wählen, welcher südlich von Neuholland durch solche Meere geht, wo man sicher auf günstige Winde rechnen kann“. **) Für die vorzüglichsten Ausfuhr-Artikel aus den Philipinen ist Manilla nur ein Durchgangsort. Die Ladungen der Gallione

---

*) Humboldt, New-Spain Vol. IV. Cap. 12.

**) New-Spain Vol. IV. Cap. 12.

bestehen aus den Fabricaten von China und Hindostan, den Erzeugnissen der Gewürzinseln und der westlichen Theile des Archipelagus; roher und verarbeiteter Seide, Baumwollen-Waaren, Gewürznelken, Muscatnüssen und Pfeffer. Die Rückfracht dagegen besteht vorzüglich aus Silber von 1 Million bis 1 Million 300,000 Spanischer Piaster oder von 225,000 bis 292,500 Pfund Sterling, aus Cochenille, Cacao, Spanischen Weinen, Oel, Wolle und Stangeneisen. Alles dieß füllt nur einen kleinen Theil von dem Schiffsraum der Gallione, welche ihre Rückfracht größtentheils in Ballast macht. Wenn ein freier und geschäftiger Verkehr zwischen Indien und der Westküste von America begründet ist, werden die Felle, das Korn und Bauholz der nördlichen Gegenden dieses Landes und das Silber und Kupfer aus Mexico, Peru und Chili, gegen den Zucker, Thee, Caffee, Pfeffer und die andern Gewürze der Indien ausgetauscht werden.

Noch ist des Handels der Indischen Inseln mit dem Indischen Continent zu erwähnen. Der Hauptzweig desselben wird, unter dem Namen des östlichen Handels, von Bengaln aus betrieben. Die Malayischen Schiffe enthalten in der Regel 2 bis 300 Tonnen Last. Die Ausfuhr von Bengaln besteht vorzüglich aus Opium und Baumwollen-Waaren und die Rückfrachten aus Pfeffer, Gold und Zinn. In Folge der Einfuhr Brittischer Baumwollen-Zeuge und des Türkischen Opiums durch unsere freien Kaufleute und durch die Americaner, ist dieser Handel sehr gesunken. Vor der Einfuhr des Türkischen Opiums, belief sich die Ausfuhr dieses Artikels aus den Indischen Inseln im Durchschnitt jährlich auf 900 Kisten oder etwa 1000 Centner. Nach einer Durchschnittssumme von 11 Jahren wurden jährlich 25,428 Centner Pfeffer und etwa 6000 Centner Zinn nach Bengaln ausgeführt. Der Gesammtbetrag dieser Ausfuhr ist auf 429,420 und der der Einfuhr auf 530,880 Pfund Sterling jährlich geschätzt worden. Der Handel zwischen Madras und den Indischen Inseln ist viel unbedeutender, und die Ausfuhr derselben nach Madras hat man auf 280,000, die Einfuhr auf 205,000 Pfund Sterling geschätzt. Die Zitze und Baumwollen-Zeuge aus Madras wurden zu einer Zeit in großer

Menge in die Indischen Inseln eingeführt, später aber durch die wohlfeilern Fabricate aus Bengaln, so wie diese wieder durch die Englischen verdrängt. Der Werth der Ausfuhr der Indischen Inseln nach Bombay ist auf 131,000, und die Einfuhr, bestehend aus einigen Surat-Zeugen und andern Kleinigkeiten, auf etwa 45,600 Pfund Sterling geschätzt worden. Später ist die Ausfuhr sehr gewachsen, und jetzt wird eine große Menge von Caffee, Zucker und Pfeffer aus Batavia nach Bombay gesandt. Nach diesem Bericht beträgt die ganze Ausfuhr aus den Indischen Inseln nach dem Indischen Continent jährlich 840,000, und die Einfuhr von dort 781,400 Pfund Sterling.

Wahrscheinlich ist es, daß dieser sogenannte Landhandel von Indien in allen seinen Zweigen sinken wird, sobald man dem Capital- und Unternehmungsgeist von Großbritannien eine freie Mitbewerbung gestattet. Er verdankt seinen Ursprung großentheils dem ungerechten Ausschluß dieses Capitals durch die Verordnungen unsers abgeschmackten Systems. Das Land gewinnt durch diesen Handel keine militärische Macht, denn die Feigheit der Indischen Lascars macht sie zu jedem Kriegsdienste unfähig. In dieser Hinsicht also verdient der Handel kein ausschließliches Privilegium. Die Unkosten, die derselbe verursacht, sind so übertrieben groß, daß es am Tage liegt, wie leicht er einem mit größerer Geschicklichkeit und Sparsamkeit betriebenen Handel weichen müßte. Die Bauart der Indischen Schiffe ist so schwerfällig und mühsam, daß ohnerachtet der niedrigen Preise der vorzüglichsten Materialien ein solches Schiff theurer zu stehen kommt, als ein Englisches. Anstatt 5 Procent muß man hier 10 Procent Zinsen für ein Capital entrichten. Ueberdieß erfordert ein Indisches Schiff eine dreimal so starke Besatzung, als ein Englisches, und dennoch ist der Sold für die Matrosen in Indien 20 Procent höher, als in England. Kurz die Schiffahrt der Engländer ist unerachtet der Wohlfeilheit der Lebensmittel in Bengaln und der Enthaltsamkeit der Lascars nach einem billigen Anschlage 45 Procent wohlfeiler, als die der Indier.

Der
Indische Archipelagus,
besonders
in Bezug auf Handel und Verkehr.

Von John Crawfurd,

Brittischem Residenten am Hofe des Sultans von Java.

Aus dem Englischen.

Zweite Abtheilung.

Fünftes Capitel.

Ausfuhrartikel.

Ich werde nun in einer allgemeinen Darstellung von vegetabilischen, animalischen und mineralischen Erzeugnissen, nicht nur einen Bericht von den Ausfuhrartikeln der Indischen Inseln nach auswärts aufführen, sondern auch solche, die im Handelsverkehr der Eingebornen gegeneinander ausgetauscht werden. Nach der Ansicht von dem gesellschaftlichen Zustand dieser Inseln, braucht man kaum noch zu bemerken, daß die von denselben ausgeführten Artikel beinahe alle sich in einer rohen Form befinden, und noch keine Stufe der Fabrication erlangt haben. Reiß gehört zu den wichtigsten Artikeln. Die fruchtbarsten, bevölkertsten und gewerbfleißigsten Länder des Archipels führen ihren Nachbaren Reiß zu. Die bemerkenswerthesten unter diesen sind, Java, Bali, einige Theile von Celebes, nebst den fruchtbarsten Strecken von Sumatra und der Malayischen Halb-Insel. Reiß wird aus allen diesen westlichen Ländern nach den mehr östlich liegenden, besonders nach den Gewürzinseln ausgeführt. Java ist

der Haupt-Productionsort für die andern Inseln, und die einzige Insel des Archipels, die Reiß außerhalb derselben verführt. Die vorzüglichsten Stapelplätze für die Ausfuhr in dieser Insel sind zugleich in Hinsicht auf Fruchtbarkeit des Bodens bemerkenswerth, und es giebt in der Nähe derselben keine große Stadt für den Verbrauch des Ueberflusses der Landes-Erzeugnisse, oder fahrbare Gewässer, auf denen die Früchte des Innern ohne große Kosten an die Küsten geschafft werden könnten. Die besten Orte, um große Ladungen einzunehmen, sind Indramayu, Cheribon, Tagal, Pacalongan, Japara und Surabaia. Der Reiß der östlichen Districte ist besser als der der westlichen, der schlechteste der von Indramayu, der gewöhnlich farbelos ist. Die Unterabtheilung von Cheribon, Gabang genannt, liefert Reiß von feinem, weißen Korn, dem von Carolina gleich. Der Reiß von Gressie erhält sich am besten. Alter Indischer Reiß wird in der Handelssprache in drei Sorten eingetheilt, nämlich in Tischreiß, weißen Reiß, und Ladungsreiß. Wegen des geringen Begehrs des erstern, ist er in Java nur in kleiner Quantität zu haben. Aus derselben Ursache ist auch der zweite nicht in großer Menge zu haben, wenn er nicht im voraus bestellt wird; der dritte kann auf die kürzeste Bestellung in jeder Quantität angeschafft werden. Die daselbst wohnenden Europäer, oder andre en gros handelnde Kaufleute, schließen mit den Pächtern oder den gewöhnlichen Reißbauern Contracte ab, oft zu dem niedrigsten Preise von 16 Spanischen Piastern für den Coyan von 30 Piculs zu 136 Pf., oder 4080 Pf. (Avovoidupoids), welches so viel als

23½ D. (ungefähr 16 gr. Sächsisch) per Pfund ist, wobei sie denselben etwas Vorschuß geben. Der Ausländer, der eine Ladung Reiß mitnehmen will, zahlt dafür, je nachdem mehr oder weniger davon vorräthig ist, 25 bis 30 Piaster, oder einen Durchschnitt von 3 Sch. 8½ D. den Centner. Tischreiß kann zur Ausfuhr zu 40 bis 45 Piaster der Coyan, und ordinärer weißer Reiß zu 35 bis 40 Piaster erhalten werden.

Javareiß wird auf den Europäischen Märkten weniger geschätzt als der Bengalische und der Carolinaische. Wenn der Carolinaische zu 18 Schilling Sterling verkauft wird, so bekömmt man für den Bengalischen 11 Sch. 3 D. und für den Javaischen 9 Sch. 9 D. Der Einkaufspreis von Carolina-Reiß zur Ausfuhr kann auf 4 30/100 für den Centner geschätzt werden, und der des Bengalischen auf dem Markt von Calcutta zu 1 Spanischen Thaler 30 Cents, oder 4 Schilling 10 D. für die 100 Pf., so daß, wenn man 46 % für die innere Inferiorität von Java-Reiß zu dem erstern, und 13½ % zu dem letztern rechnet, er doch noch 16⅔ % wohlfeiler als der letztere ist. Ich weiß nicht, wo Reiß so wohlfeil ist, als in Java, ausgenommen in Siam, und hier wird er zu 10 Spanischen Piastern der Coyan oder zum Drittel selbst des Java-Reißes ausgeführt. Ein großer Theil des Reißes dieses Landes wird daher in Junken nach China verschifft. Der Java-Reiß wird darum nicht so niedrig gehalten, weil er im Korn geringer ist, sondern wegen der Art der Zubereitung desselben für den Markt. Wenn man ihn abhülst, wird er aus Mangel an geeigneten Maschinen sehr

zerstückelt, und wegen Nachlässigkeit bei der Trocknung verdirbt er leicht durch Angriffe von Insecten und Würmern. Wenn einst Fortschritte in der Verbesserung gemacht werden, dürften auch bessere Methoden bei der Zubereitung für den Markt in Anwendung gebracht werden, und das Korn desselben dann dem jedes andern Landes gleichkommen. Es müssen Maschinen gebraucht werden, um ihn auszuhülsen, und ebenso Darren zum Trocknen, um die Erhaltung desselben auf weiten Reisen zu sichern.

Die große Menge von Ausfuhren nach den andern Ländern des Archipelagus abgerechnet, wurden im Jahre 1818 in Holländischen, Americanischen und Englischen Schiffen nach Europa nicht weniger als 27,321 $\frac{3}{7}$ Tonnen, oder 546,428 $\frac{4}{7}$ Centner, und nach Isle de France und dem Vorgebirge der guten Hoffnung 1821 $\frac{3}{7}$ Tonnen, oder 36,428 $\frac{4}{7}$ Centner ausgeführt. Die in einheimischen Schiffen von Jahr zu Jahr ausgeführte Quantität ist gewiß nicht geringer als diese, so, daß die ganze Ausfuhr nicht weniger als 29,142 Tonnen seyn dürfte. Man darf im Allgemeinen annehmen, daß diese Ausfuhr etwa der zwanzigste Theil der ganzen Erndte auf dieser Insel seyn mag. Java-Reiß wird auch gelegentlich nach China ausgeführt. Reiß, der in Java zu 1 Spanischen Piaster der Picul, oder 84 Cents der Centner, geladen wird, kann, wenn man die Fracht zu 8 Pfund Sterling per Tonnenlast rechnet, in England zu 15 Sch. 2 $\frac{1}{2}$ D. der Centner verkauft werden, welches 30 % als Interessen für das Capital, Gewinn, Verlust an Fracht, und zufällige Ausgaben, abwirft. Reiß, der in Java zu demselben Preise

verladen wird, bringt einen Vortheil von 150 bis 200 % auf dem Markt von Canton. Bei einem freien Handel zwischen Europa und China können daher Schiffe, die ihre Ladung in dieser Insel löschen, mit Vortheil unter solchen Umständen Reiß einnehmen, da die Fracht nach China nicht über ½ bis 2 Pf. Sterl. aufs höchste die Tonne betragen kann.

Geringeres Korn, oder Consumtions-Artikel zweiter Art, sind: Mais oder Türkisches Korn, Hülsenfrüchte und Sago. Die ersten sind bloß Artikel für den innern Handel von Insel zu Insel, oder von einer fruchtbaren und gewerbfleißigen Provinz oder Insel, zu solchen, die es weniger sind. Türkisches Korn wird nie von den Aehren getrennt, noch weniger in Mehl zum Behuf des Transports umgeschaffen.

Sago *) ist ein Ausfuhrartikel nach Europa, nach Indien, hauptsächlich Bengalen, und nach China. Nur in der kugelförmigen Art wird er ins Ausland verschifft. Der beste Sago ist das Erzeugniß von Siak an der nördlichen Küste von Sumatra. Es ist dieser von lichtbrauner Farbe, großen Körnern, und nicht leicht gebrochen. Der

---

*) Die Sagopalme (Metroxylon Sagu) ist ein Baum, von welchem die Bewohner des östlichen Indischen Archipelagus dieselbe Mehlnahrung ziehen, welche den andern Völkern der Erde durch die Cerealien oder Getreidearten geboten wird. Außer der Nipa ist diese Palme die niedrigste an Wuchs, da ihre größte Höhe selten dreißig Fuß überschreitet, und, den Gomuti ausgenommen, ist sie auch die dickste, da

Sago von Borneo ist der nächste in Werth. Er ist weißer, aber bröcklicher. Das Erzeugniß der Molucken wird,

---

man einen ausgewachsenen Baum kaum mit zwei Armen umspannen kann. In der ersten Periode ihres Wachsthums, und ehe sich ein Stock gebildet hat, zeigt sie sich wie ein Busch mit mehreren Schossen. So lange der Stock noch nicht eine Höhe von fünf bis sechs Fuß erreicht hat, ist er mit scharfen Dornen besetzt, die ihm Schutz gegen die wilden Schweine und andres Wild gewähren. Ist, nach erlangter Reife und Stärke, diese Beschützung nicht mehr nöthig, so fallen die Dornen ab. Ehe der Stamm seine volle Größe erreicht hat, und bevor die Frucht sich gebildet, besteht derselbe aus einer harten, dünnen, jedoch immer zwei Zoll dicken Schale und einer ungeheuren Masse schwammigen Markes, wie bei der Erle. Dieses ist es, welches das eßbare Mehl liefert, das Brod jener Insulaner. So wie die Frucht erscheint, verschwindet jenes Mark, und wenn der Baum seine volle Reife erreicht, ist der Stock nichts mehr als eine leere Hülse. Das höchste Alter dieses Baumes reicht nicht über dreißig Jahr. Er ist ein Bewohner niedriger Marschgegenden und gedeiht auf trockenen oder bergigen Stellen nicht. Eine gute Sagopflanzung oder Wald ist ein knietiefer Sumpf. Es giebt nur eine Species von dieser Palme, aber vier Varietäten; nämlich — die angebaute — die wilde — eine die sich durch die Länge der Dornen an den Zweigen kenntlich macht — und eine gänzlich stachellose, die deßhalb bei den Eingebornen durchgängig weiblicher Sago genannt wird. Die erste und die letztere liefern das beste Mehl, die zweite ein hartes Mark, aus welchem das Mehl schwer auszuziehen ist, und die dritte, die einen im Vergleich dünnen Stock hat, eine geringere Quantität Mehles.

Der Sago wird, wie andere Palmen, durch die Frucht

obgleich größer an Quantität, am geringsten geschätzt. Die Kosten des gekörnten Sago aus der Hand des Pro-

---

oder den Saamen fortgepflanzt, die von unbestimmter Größe und Gestalt sind, von der einer Pflaume bis zur Größe eines Tauben-, ja Hühnereies.

Das wahre Vaterland der Sagopalme scheint derjenige Theil des Archipelagus zu seyn, in welchem der östliche Passatwind als stürmisch und regenerisch erscheint. Diese geographische Linie befaßt den östlichen Theil von Borneo und Celebes — nach Norden zu die Insel Mindanao — nach Süden Timor, und nach Osten Neu-Guinea. Am reichlichsten findet er sich in den Ländern, die durch ihre Production von Würznelken und Muscatbaum ausgezeichnet sind, und seine geographische Vertheilung scheint mit der der Gewürze gleichen Schritt zu halten. Die große Insel Ceram ist vor allen in Reichthum an Sago die ausgezeichnetste. Hier findet er sich in ungeheuren Wäldern wild. Wenn diese Palme auch ein einheimisches Product der westlichen Gegenden des Archipelagus ist, wie bisweilen behauptet wird, und nicht ein ausländisches, so ist sie da doch sehr selten, und das Mark wird nicht viel zum Brodgebrauch ausgezogen.

Bei Betrachtung der verschiedenen Bezeichnungen, wodurch der Sago unterschieden wird, läßt sich manches Merkwürdige und Interessante herausheben. Von allen Pflanzen welche dem Menschen ein nahrhaftes Mehl als Genußmittel liefern, bietet der Sago das leichteste, bequemste und reichlichste dar. Das in einem Mörser zerstampfte Mark des Stammes setzt sein Mehl ohne Schwierigkeit und mit einemmale ab. Unähnlich den andern großen Quellen der Brodnahrung, existirt es in der Natur in großem Ueberfluß, und es ist wahrscheinlich, daß die Ausdehnung der Wälder

ducenten sind ungefähr zwei Mal so hoch, als die des Reißes in Java, oder 1 Piaster der Picul. Auf dem

---

dieses Gewächses dermaßen groß ist, daß viele Menschenalter vergangen seyn müssen, ehe sich die ersten wilden Bewohner gedrungen fühlten, zu irgend einer Cultur ihre Zuflucht zu nehmen.

Die Sagopalme wird daher nicht, wie die Cerealien und andre nahrhafte und nützliche Gewächse durch die Industrie der Menschen, und zwar auf Anweisung eines Stammes, — der überall durch einen gemeinschaftlichen Namen bekannt ist — vermehrt; sondern jeder Stamm hat seinen eigenen landesüblichen Ausdruck dafür, und gewöhnlich auch noch einen anderen, unterschiedenen, für das daraus gewonnene Mehl. So wird in der Ternate-Sprache der Baum Huda genannt; in der Sprache von Amboyna der Baum Lapia und das Mehl Sagu-maruka *). Auf Banda heißt der Baum Romiho, das Mehl Saugyera; in Makassar der Baum Rambiya, das Mehl Palehu, und in der Mindanao-Sprache hat der Baum den Namen Labi. Diese Mannichfaltigkeit der Ausdrücke in den Sprachen der Völker, wo die Sagopalme einheimisch ist, giebt ein artiges Gegenstück zu der Armuth derer, wo das Gewächs nur wenig bekannt oder ausländisch ist. Der Ausdruck für den Stamm sowohl als für das Mehl ist in allen Sprachen der westlichen Stämme des Archipelagus Sagu **), welches nichts weiter als eine abbrevirte Form des Amboynischen Ausdruckes für das Mehl ist. Gerade so verfahren Fremde. Sie nehmen den

---

*) Dieß Wort scheint einen Deutschen Klang zu haben! A. d. U.

**) Die Malayen geben ihm bisweilen den Makassarischen Ausdruck Rambiya.

Markt von Malacca kann der Sago von Siak zu 2 bis 3 Piastern der Picul gekauft werden. Der Sago von

---

bequemen Ausdruck des gewöhnlichen Handelsverkehres, und, unbekannt mit feineren Unterscheidungen, setzten sie die Benennung eines Theiles für das Ganze. In Java sah ich nie einen anderen Sagobaum als solche, die um der Merkwürdigkeit willen künstlich erzogen waren, und er gilt hier auch stets als Ausländer.

Wir wollen noch die Sagoerndte, wenn solch ein Ausdruck erlaubt ist, beschreiben, und die Bereitungsmethode des Mehles zum Verbrauch, nelbst dem Nebengebrauch, den man von dieser Palme macht.

Es giebt keine regelmäßige bestimmte Jahrszeit zur Extraction des Markes, sondern man nimmt es aus, wie es die Gelegenheit verlangt, oder wenn die einzelnen Bäume reifen. Dieß hängt von der Natur des Bodens ab. Im Durchschnitt mag man funfzehn Jahr für die Baumreife rechnen. Allein das Alter bestimmt diese nicht, sondern die Erscheinung der Blüthe selbst, oder eine Untersuchung des Markes. Die Bewohner der Molucken bezeichnen sechs Epochen im Verlauf der Reife der Marksubstanz, wenn die erste mit dem Erscheinen eines kleienartigen Ueberzuges an den Zweigen anfängt, die letzte mit dem Beginn der Reife. Das Mark läßt sich in jeder dieser Epochen ausziehen, und bisweilen schreiten die Eingebornen zur Erndte nach dem bloßen Ansehen, das der Baum giebt. Häufiger jedoch wird in den Stamm ein Loch gebohrt, und etwas Mark wirklich herausgezogen, um den Grad seiner Reife zu untersuchen. Ist es reif, so wird der Stock bis zur Wurzel abgehauen, und der Stamm dann wieder in Stücke von sechs bis sieben Fuß getheilt, wovon man alsdann jeden in zwei Theile spal-

Borneo ist in Java an Europäische Kaufleute so niedrig, als $1^{3}/_{4}$ Piaster der Picul verkauft worden. Der fremde

---

tet. Aus diesen wird die Marksubstanz ausgezogen, und mit einem Instrument von Bambus oder hartem Holze zu einem Pulver wie Sägespäne zugerichtet. Der Proceß der Sonderung des eigentlichen Mehles von den Fasern und Kleien ist sehr einfach; man vermischt das gepülverte Mark nur mit Wasser, und läßt das mit Mehl angeschwengerte Wasser durch ein Sieb im Boden des Troges, in welchem die Operation vorgenommen worden, durchpassiren. Von da leitet man es in ein zweites Gefäß, wo sich das Mehl zu Boden setzt, und nach zwei- oder dreimaligem Aussüßen, zum Gebrauch dienlich ist. Dieß giebt dann das rohe Sagomehl, was sich, ohne weitere Zubereitung, einen Monat hält. Zu fernerem Gebrauch wird es in Kuchen geformt, die sich dann eine lange Zeit halten. Man drückt sie in irdene, in Fächer eingetheilte Formen. Letztere werden erst erhitzt, und wenn man sodann das trockene Mehl hineinpreßt, so ist es in wenig Minuten in einen harten Kuchen verwandelt, und die Form noch heiß genug zu mehrmaliger Wiederholung. Für die Ausfuhr wird das feinste Sagomehl mit Wasser angerührt, und der Teig in kleine Körner gerieben. An Nahrhaftigkeit steht jedoch der Sago allen Getreidearten nach, wie die Eingebornen selbst anerkennen.

Die andern Theile des Sagobaumes werden zu unterschiedlichem öconomischen Gebrauch benützt. Das harte Holz des Stammes, genannt Kururung, zum Bauen, bei Brücken, auch zu Trögen und Gefäßen. Der Blattstiel, Gaba-Gaba genannt, hat noch allgemeinern Gebrauch. Die Kleie oder Ueberbleibsel des Markes heißt Ela, und giebt ein Schweinfutter. Wenn sie in Haufen gebracht, in Fäulniß

Ausführer wird im Stande seyn, den erstern zu $3\frac{1}{2}$ bis 4 Piastern den Picul zu verschaffen. Es verdient hier bemerkt zu werden, daß in den letzten Jahren die Chinesen von Malacca ein Verfahren erfunden haben, den Sago so zu raffiniren, daß er einen schönen Perlglanz erhält. Es werden nicht über 4 bis 500 Piculs von demselben verfertigt. Man dürfte ihn zu ungefähr 6 Piastern haben können, wenn der Vorrath dem Begehr erst mehr gleichkommen wird. Eine kleine Quantität desselben, die im Jahr 1818 nach London gebracht wurde, wurde zum dreifachen Preise des gewöhnlichen Sago verkauft.

übergeht, so wächst ein sehr delicater eßbarer Schwamm auf ihr. In diesen nämlichen Haufen wie in den abgehauenen Stämmen kommt auch ein weißer Wurm mit einem braunen Kopfe vor, dem Palmwurm ähnlich. Die eingebornen Moluccaner halten ihn, wie die Römer, für eine große Leckerei, und auch einige Europäer haben gleiches gefunden, nachdem sie den ersten Widerwillen dagegen besiegt hatten.

Ueber die Fruchtbarkeit der Sagopalme läßt sich nichts Gewisses sagen. Die nahrhafte Masse, so sie liefert, ist in der That erstaunlich, und übertrifft bei weitem alle andre Gewächse. Fünf bis sechshundert Pfund scheint kein ungewöhnlicher Ertrag eines Stammes zu seyn. Rechnet man jedoch die Stämme, die zu Grunde gehen, und die unfruchtbaren, so möchte eine Mittelzahl von dreihundert Pfund Gewicht wohl nicht sehr weit von der Wahrheit entfernt seyn. Setzt man nun, daß jeder Stamm vom andern 10 Fuß entfernt steht, wie bei andern Palmen gewöhnlich ist, so hält ein Englischer Acker 435 Stämme, und giebt 120,500 Pfund rohes Mehl, oder über 8000 Pfund im Jahr.

Vegetabilisches Oel wird in großer Menge in den Indischen Inseln erzeugt und verbraucht, und könnte späterhin einen bedeutenden Ausfuhrartikel, sowohl nach Europa als nach China abgeben. Das Oel von der Erd-Nuß *) und der Cocusnuß ist das beste der eßbaren Oele und das von der Palma Christi das beste zum Brennen. Da die Erdnuß ein Erzeugniß eines verbesserten Ackerbaues ist, so wird das Oel davon hauptsächlich aus Java und andern Ackerbau treibenden Ländern ausgeführt; da die Cocus-palme aber mehrentheils von selbst wächst, und in Betreff ihrer Vollkommenheit mehr von der Nachbarschaft des Meeres, als von der Fruchtbarkeit des Bodens abhängt, in welchem sie wächst, so wird das Oel davon am häufigsten in den Meeresgegenden gefunden, und ist sogar ein Ausfuhrartikel nach Java, wo der Marktpreis dessel-

*) Den reichlichsten Bedarf an Oel nächst der Cocuspalme liefert die Erdnuß, Arachis hypogaca. Sie wird bisweilen von den Eingebornen Kachang tanah oder Erd-Hülsenfrucht, gelegentlich Kachang Japan, Japanische Hülsenfrucht, am häufigsten jedoch Kachang China, Chinesische Hülsenfrucht oder Erbse genannt. Wir vermuthen, daß sie von den Chinesen, und zwar nach der Ankunft der Europäer im Archipelagus eingeführt worden ist.

Die Erdnuß ist eines der geschätztesten Producte der ganzen Javanischen Landescultur. Sie wird gewöhnlich in trockenem Boden erzogen. Die Eingebornen pressen das Oel auf eine langwierige und kostspielige Art aus, doch die Chinesen haben sie eine leichtere gelehrt. Dieß dient zum Küchengebrauch.

ben gewöhnlich 6 Spanische Piaster für den Picul beträgt.

Die rohe Baumwolle der Indischen Inseln wurde bisher völlig an Ort und Stelle verbraucht. Die Inseln, in welchen die mehrste Cultur herrscht, nämlich Java, Bali, Lemboc, Mangarai oder Flores, Butung u. s. w. führen ihren Nachbaren Baumwolle zu. Es muß bemerkt werden, daß die Erzeugnisse von Baumwolle in großer Quantität, oder wenigstens in solcher Fülle, daß sie ausgeführt werden könne, auf die Inseln beschränkt ist, welche die große Kette als südliche Schranken des Archipelagus bilden, die mit Java anfängt, und mit Timur-Laut endigt; kurz, derjenige Theil der Indischen Inseln, deren geologische Formationen aus Flötzgebirge besteht.

Der Preis der ungereinigten Java-Baumwolle, in welchem Zustande sie stets zum Verkauf auf die einheimischen Märkte gebracht wird, kann auf 2 bis 3 Piaster der Picul geschätzt werden. Die Reinigung, wodurch die geringern Sorten 75%, und die besten 66% von ihrem Gewichte verlieren, kostet 10 bis 11 Piaster das Picul oder 39 Sch. 8 D. der Centner. Die ordinäre Java-Baumwolle wird auf dem Markt von Canton der zweiten Sorte von Bombai-Baumwolle, und der Tinnivelly-Baumwolle gleichgeschätzt. Muster, die auf dem Londoner Markt gezeigt wurden, wurden weich und wollig befunden, aber doch nur bis zu 12 5/8 D. verkauft, wenn man Surrate zu 16 1/2 D. und Bengalen-Baumwolle zu 13 D. verkaufte. Diejenigen, die mit diesem Gegenstande bekannt

sind, glauben, daß sie in der Chinesischen Provinz Fokien mehr geschätzt werden würde, wenn man sie in Junken dahin brächte, als anderswo. Baumwolle kann nicht mit Vortheil in irgend eine entfernte Gegend verführt werden, wenn nicht Europäische Kenntniß, Verstand und Oeconomie bei der Zubereitung und dem Transport derselben ins Werk gesetzt wird. Durch Geschicklichkeit und Anwendung von Maschinen wird sie wohlfeiler und vollkommener gemacht. So erhöhet der Europäische Producent den Werth seines Erzeugnisses um 81¼%, welche den Unterschied zwischen Surate- und Georgia-Baumwolle ausmacht. Durch Anwendung guter Maschinen statt Handarbeit, wird die Wolle wohlfeiler von der Hülse befreit, und eben so durch Einpressen mittelst kraftvoller Maschinen der Transport eines so vielen Raum einnehmenden Artikels mit geringern Kosten bewerkstelligt. Der gegenwärtige niedrige Preis der Baumwolle, und die hohen Preise des Caffees und Zuckers, Artikel, die mit geringerer Kenntniß und Aufwand von Capital an den Markt gebracht werden können, sind der Erhebung des Baumwollenhandels nachtheilig. Man kann mit Gewißheit annehmen, daß, wenn die Märkte der Welt erst wieder recht zu sicherer Ruhe gelangt seyn werden, das Capital und die Kenntniß der Bewohner von Java mit mehr Vortheil darauf werden verwendet werden. Mit welchem Vortheil dieses geschehen dürfte, können wir aus dem Unterschied zwischen dem Kostenaufwand zur Anschaffung der Baumwolle für die Ausfuhr in Java, Bengalen, Bombay und Georgia, abnehmen. Ein Picul Java-Baumwolle kann zu 12 Piastern

verschifft werden, ordinäre Bengalen - Baumwolle kostet 13 5/10, Bombay 17, und der Durchschnittspreis Americanischer Baumwolle, in einer Reihe von Jahren, und in allen Americanischen Baumwollen, ist 26 Piaster. China wird, wegen seiner Nähe, immer der beste Markt für die Baumwolle der Indischen Inseln bleiben. Sie können für die Hälfte der Fracht, als die von Bengalen, und wahrscheinlich für ein Drittheil, als die von Bombay dahin gebracht werden. Es können auch Junken für einen ganz neuen Markt dazu verwendet werden, nämlich für die Provinz Fokien, wo die Baumwolle vom Indischen Continent nicht mit derselben concurriren wird. Jetzt werden kleine Quantitäten in der Hülse dahin gebracht, ein Beweis, daß diese Waare in China begehrt ist, da sie durch das Reinigen ein Viertheil an Gewicht verringert wird, und dann wieder ein Drittel des Volumens durch das Zusammenpressen mittelst Maschinen. Hieraus folgt, daß die Fracht mit der Hülse zwölfmal so hoch ist, als es nöthig wäre! Wenn sie in Junken zu 12 Piastern der Picul nach China ausgeführt wird, so kann sie, wenn sie gehörig geschraubt, und mit 2 Pf. Sterl. bezahlt ist, mit einem Gewinn von 30% zu 12 Thalis verkauft werden. Bombay - Baumwolle zweiter Gattung, und Tinnivelly-Baumwolle, kann gewöhnlich zu diesem Preise in Canton angebracht werden; allein in Fokien steht sie viel höher, wobei noch nicht in Anschlag kommt, daß diese besondere Gattung viel höher geachtet wird.

Bevor ein ausgebreiteter Verkehr zwischen dem Indischen Continent Statt hatte, und als die letzte wundervolle

Verbesserung in der Fabrication der Europäischen Baumwollenzeuge, und die Erweiterung des Verkehrs zwischen Europäischen Nationen und den Indischen Inseln noch nicht eingetreten war, gewährten die Baumwollenzeuge der letztern einen beträchtlichen Ausfuhrartikel von Insel zu Insel. Die civilisirten und Ackerbau treibenden Stämme, d. h. solche, die vermöge ihres bessern Bodens und ihrer Industrie Baumwolle am wohlfeilsten und häufigsten zu erzeugen vermochten, versorgten damit ihre Nachbaren. Solche Stoffe werden alle in müssigen Stunden von den Weibern des Landes verfertigt. Wegen der Unvollkommenheit der dabei gebrauchten Werkzeuge, und der großen Arbeit, die dieserhalb darauf verwendet werden muß, sind sie vergleichsweise sehr hoch im Preise. Allein wegen der Menge des Materials, so sie enthalten, und der Sorgfalt, mit der der Draht gesponnen wird, sind sie ein schweres und dauerhaftes Fabricat. Die größere Wohlfeilheit von verfeinerten und verbesserten Fabricaten ist stets im Verhältniß der Geschicklichkeit, die auf die kleinste Quantität des Materials verwendet wird. In gewissem Betracht ist das grobe Indische Fabricat beinahe so wohlfeil, als das Englische. Das erstere wird in Verhältniß, als es fein wird, theurer, und kann zuletzt gar keinen Vergleich mehr aushalten. Ein Picul reiner Baumwolle kostet in Java ohngefähr 11 Spanische Piaster; ein Picul Garn 24 Piaster; ein Picul blaues Garn 35 Piaster, dieselbe Quantität gutes ordinäres gefärbtes Zeug 50 Piaster. Das Spinnen kostet daher 118%, das Färben 46, und das Weben 108. In Bengalen wird das Spinnen mit so viel

weniger Arbeit betrieben, daß es ungefähr nur halb so viel kostet, als in Java. In Großbritannien wird feines Garn, No. 100, für nicht mehr als 30% von den Kosten des rohen Materials, oder für 8 D. das Pfund gesponnen! Das rohe Material ist in Großbritannien wenigstens um 125% theurer, als in Java. Es wird über den halben Erdboden hin transportirt, von einem Volke fabricirt, unter welchem der Preis des Korns über siebenmal theurer ist, als wo jenes Material wächst, wird auf denselben langwierigen Fahrten zurückgesandt, auf denen es ankömmt, tritt in Concurrenz mit den Manufacturen des Landes, nachdem es schwere Abgaben entrichtet hat, und treibt diese zuletzt wegen der Wohlfeilheit und der bessern Qualität vom Markt. Es ist dieß einer der stolzesten und unbestrittensten Triumphe eines civilisirten Volks. Die vorzüglichsten Länder des Archipelagus, in welchen Zeuge zur Ausfuhr fabricirt werden, sind Java, Bali und Celebes. Es scheint dieß mehr von der Qualität des rohen Materials, als von der Kenntniß in der Fabrication abzuhängen. Die Stoffe von Celebes sind die besten, denn sie werden aus der feinen Baumwolle von Lamboc, Butong und Mangarai verfertigt. Die Zeuge von Java, obgleich wohlfeiler, sind gröber.

Indigo hat niemals einen wichtigen Handelsgegenstand der Indischen Inseln gebildet. Der Boden und das Clima sind freillich für den Anbau dieser Pflanze vorzüglich gut geeignet; allein der rohe Zustand der Gesellschaft im Lande selbst und die verderblichen herrschenden Grundsätze der Europäischen Regierungen ließen es nie zu der

Geschicklichkeit und Fähigkeit kommen, die zur Behandlung dieses zarten Productes erforderlich sind *).

*) Der Indigo (Indigofera tinctoria) existirt in mehreren Gegenden des Indischen Archipelagus wild. Aus der Menge von einheimischen Namen läßt sich schließen, daß er dort zu Hause ist. Im Javanischen, zum Exempel, heißt er Tom, im Malayischen Tarum, und im Menadu Entu. Obwohl aber der Name der lebendigen Pflanze stets landesgemäß ist, so ist doch der der präparirten unveränderlich Indisch. Für die gefärbte Fecula giebt es von einem Ende des Archipels bis zum andern kein Wort weiter wie das Sanskritsche Nila. Es läßt sich daher mit großer Wahrscheinlichkeit behaupten, daß die Hindus es waren, die die Inselbewohner in der Benutzung dieses Gewächses unterrichteten.

Von der gemeinen Indigopflanze giebt es außer der wilden noch 3 bis 4 cultivirte Sorten in Java, demjenigen Lande, wo sie am besten gekannt ist. Ihr Unterschied besteht, das Practische angesehen, in der Größe und verschiedenen Reifezeit. Außer diesem gemeinen Indig existirt auf Sumatra noch eine andere Art, die den Europäischen Botanikern zuerst durch Hrn. Marsden bekannt, und darum auch Marsdenia tinctoria genannt worden ist. Die Malayen nennen sie Tarum Akar. Diese ist nicht ein halbholziger Strauch mit kleingefiederten Blättern wie der gemeine Indig, sondern eine windende Pflanze mit 3—5 Zoll langen Blättern. Die Sumatraner benutzen beide untereinander zur Bereitung; allein da sie jene nur allein besitzen, so läßt sich ihr Werth nicht genau ausmachen.

Die Zubereitung im Lande ist äußerst roh. Nachdem man die Stengel und Blätter einige Tage hat maceriren lassen, werden sie gekocht, und mit etwas lebendigem Kalk und

Die grobe Farbe, wie sie die Eingebornen zu ihrem häuslichen Gebrauche bereiten, wird in ihrer flüssigen Gestalt von einigen Gegenden Javas in großen irdenen Gefäßen ausgeführt und zwar zum Verbrauche einiger benachbarten Stämme, welche diese Waare selbst in dem rohen Zustande nicht zu bereiten wissen. Die Holländer zwangen, den gewöhnlichen Grundsätzen ihres Handelssystems gemäß, mehrere Provinzen von Java, ihnen eine bestimmte Quantität Indigo zu liefern, und setzten den Preis weit unter den natürlichen Werth; allein dieser Versuch

---

Farnkrautblättern vermischt, um die Farbe zu befestigen. In diesem halbflüssigen Zustande wird der Indig zum Gebrauch angewandt, und die Javaner versenden so beträchtliche Quantitäten an ihre rohen Nachbarn. Die reine Fecula in einen soliden Kuchen zu präpariren, ist den Eingebornen unbekannt. Die Holländischen Colonisten pflegten kleine Quantitäten Indig von der feinsten Qualität zu bereiten, aber zu einem unmäßigen Preise. Franzosen und Engländer haben gegenwärtig bequemere Methoden eingeführt. Von allen Colonialwaaren ist der Indig diejenige, welche die meiste Einsicht und Verstand zur Bereitung erfordert. Kein Asiatisches Volk ist im Stande, ein so vollkommenes Product dieser Art zu liefern, daß es auf einen Europäischen Markt gebracht werden könnte. Der Chinese, welcher guten Zucker verfertigen kann, ist nicht im Stande, guten Indig zu bereiten, als welcher ein besonderes Kunststück des Scharfsinns und der Civilisation des Europäers ist.

Außer dem Indigo sind auch Saflor, Orlean, Curcuma oder Turmerib, Sappan oder Brasilienholz, die rothfärbende Mangkudu (Morinda) und der Ubar bekannt.

mißlang völlig. Da der Indigo eine viel unzuverlässigere Erndte giebt, als irgend ein anderer, dem Zwange des Alleinhandels unterworfener Gegenstand des Ackerbaues, und da zu seiner Bereitung für einen auswärtigen Markt viel mehr Capital und Geschicklichkeit erforderlich sind, so mußte dieser Handelszweig unter dem Druck eines so rohen Systems natürlich plötzlich zu Grunde gehen. Vor der Besitznahme Javas durch die Engländer, hatten die Europäer schon verschiedentlich den Versuch gemacht, einen für den Europäischen Markt geeigneten Indigo zu bereiten, und in Betreff des innern Gehalts mit ausgezeichnetem Erfolg. Im Jahr 1813 betrug die für den Europäischen Markt oder durch Europäische Thätigkeit bereitete Quantität nicht über 20 Piculs oder 2720 Pfund Krämergewicht. Seitdem sind zwei Englische Factoreien errichtet worden, welche bereits 300 Piculs oder 40,800 Pfund verfertigten. Durch ein neues Verfahren bei der Erzeugung dieses Artikels, besonders in Bezug auf den Anbau desselben, wird nach den Berichten nicht nur viele Zeit erspart, sondern auch ein Stoff von immer gleichförmiger Güte gewonnen. Das Verfahren besteht vorzüglich darin, daß man schon nach der ersten Gährung das Fluidum aus den Einweichungsfässern (Steeping Vats) abzieht, ohne auf eine zweite zu warten, welche nur die Qualität der Fecula verschlechtert, ohne die Quantität zu vermehren. Dieser einförmige Farbestoff wird von den Englischen Färbern dem guten Bengalischen Indigo gleichgeschätzt. Er wird für eine Rupee oder 2 Sch. 3 D. das Pfund gewonnen, und könnte fast für denselben Preis ausgeführt werden.

Unter den Früchten bilden nur die **Tamarinden** einen Ausfuhrartikel. Java ist in dieser Hinsicht das Hauptland. Die besten, welche von sehr dunkler Farbe, wirklich fast schwarz sind, und deren Saame sehr fleischig ist, wachsen auf der von Java abhängigen Insel Madura. Diejenigen, welche von einer Gegend des Archipelagus in die andere geführt werden, sind nur an der Sonne getrocknet; allein die nach Europa bestimmten werden eingesalzen und in Tonnen von 2½ bis 3 Piculs Gewicht gepackt. Der ansässige Kaufmann bezahlt den Eingebornen nicht mehr als 1½ Spanische Piaster für den Picul, und dem Versender kosten sie etwa 3 Piaster.

Schwarzer Pfeffer bildet einen großen und wichtigen Artikel der Indischen Inseln, welche in der That von dem, was in der ganzen Welt verbraucht wird, bei weitem das Meiste hervorbringen *). Bei dem ersten Ver-

---

*) Die Indischen Inseln besitzen, mit Einschluß des westlichen Theils der Halbinsel von Indien den wichtigen **schwarzen Pfeffer** (Piper nigrum L.) allein. Dieser Strauch windet sich um alles Benachbarte, und treibt an jedem Gliede Fasern, womit er sich anheftet. So klettert er an 25 Fuß hoch. Die Beerentrauben sehen aus wie Johannisbeeren, sind aber größer und härter, und jedwede Beere sitzt unmittelbar am Stiel. Die anfangs grüne Frucht wird beim Reifen dunkelroth, endlich schwarz und runzelig, so wie wir sie im Handel sehen. Wie bei allen Gewächsen jener heißen feuchten Gegenden, ist die Reifezeit sehr ungleich, und so liefert sie auch hier im Durchschnitt zwei Erndten jährlich. — Man kennt auf den Indischen Inseln drei Varietäten vom Pfeffer,

kehr der Engländer und Holländer mit Indien war dieser Pfeffer der bedeutendste und wichtigste Gegenstand ihres

---

die aber bloß in der längeren und kürzeren Dauer der Pflanze und ihrer Reifungsperiode begründet sind.

Ungeachtet die Pfefferstaude sehr wuchert, scheint sie doch den Inseln nicht ursprünglich anzugehören. Wahrscheinlich ist sie durch die Hindus von Malabar vor langen Zeiten eingeführt worden, da Malabar das einzige Festland der Welt ist, welches diese Pflanze hervorbringt. Hier allein trifft man sie auch nur wild in allen Wäldern, was hingegen auf den Inseln nirgend der Fall ist. Der Malabarische ist ferner würziger und von höherem Werth als jener. Auch wird er bloß in den Districten des Archipelagus gebaut, die dem festen Lande von Indien am nächsten liegen. Die Cultur dieses Gewächses ist einfach und sicher. Unter allen Pflanzenproducten, die wir mit dem Namen Colonialwaaren bezeichnen, wächst es in den gleichgültigsten Gegenden. Daher findet es sich am üppigsten in denen, von welchen wegen anderer Pflanzen gewöhnlich nicht die Rede ist, z. B. der Südwestküste von Sumatra, der Nordküste von Borneo, und der Ostküste der Malayischen Halbinsel.

Sobald der Pfeffer auf dem Boden kriecht, sowohl der wilde als der gebaute, und seine Wurzeln in die Erde gehen, trägt er niemals. Damit er blühe, muß er an Pfählen in die Höhe gezogen werden. Hierzu werden viele und mancherlei Bäume benutzt. Gewöhnlich trägt er im dritten Jahr, ist üppig im fünften, und bleibt 8 bis 9 Jahre so. Nach seinem vierzehnten nimmt er wieder ab, und verdient keine Aufmerksamkeit weiter im zwanzigsten, obschon er bis zum dreißigsten noch lebt. In reichem warmem Boden sind diese Perioden rascher, in armem ist es umgekehrt.

Es giebt, wie schon gesagt, zwei Erndten, die aber, der

ganzen Handels. Die Erzeugung des Pfeffers beschränkt sich auf die westlichen Länder des Archipelagus und insbesondere auf die mittlern und nördlichen Inseln, mit Einschluß der Halbinsel. Man erhält ihn in den Häfen an beiden Küsten der Letztern, vorzüglich aber an der nordöstlichen Küste. Die bedeutendsten Stapelplätze sind Patani, Tringanu und Kalanten. In der Straße (Meerenge) wird er in großer Menge gebaut, besonders auf der Insel Lingen und vor allem in Penang, wo das Capital der Europäer und die Geschicklichkeit und der Fleiß der Chinesen mit Erfolg auf den Anbau desselben verwandt worden sind. In Sumatra sind die merkwürdigsten Gegenden in Betreff dieses Artikels die Nordwestküste und das westlichste Ende der Insel, und hier haben wir Achin, Ti-

---

Zeit nach, höchst ungleich sind, so daß oft die eine in die andere hinüber läuft, und so das ganze Jahr hindurch dauert. Beim Einsammeln nimmt der Raufer die Amanta oder Träubchen, wenn die ersten Beeren roth, die übrigen aber noch grün sind. Sie werden in Wannen gesammelt, worin sie einen Tag bleiben. Sodann breitet man sie auf Matten und tritt sie mit den Füßen, um die Früchte von den Stielen abzulösen. Hierauf wird der Pfeffer geschwungen, um ihn von Staub und zerbrochenen Körnern zu sichten. Dieses, nebst der Austrocknung in der Sonne, ist der ganze Proceß zur Gewinnung dieses mächtigen Products. Weißer Pfeffer ist, wie bekannt, gebleichter schwarzer. Man bewerkstelligt dieses durch das bloße Eintauchen der reifsten und besten Körner in Wasser, 8 bis 10 Tage hindurch, am besten ist ein fließendes, wenn es zu haben ist.

nao, Bencoolen, Padang und das Land der Lampungs. Auch an der Ostseite von Sumatra oder in Palembang wächst der Pfeffer in bedeutender Menge, allein von geringerer Güte. In der fruchtbaren Insel Java dagegen, wird nur wenig Pfeffer gebaut, und auch dieser wenige ist nicht von ausgezeichneter Güte. In großer Menge wächst er auf der südlichen, westlichen und nördlichen Küste der großen Insel Borneo. Auf der Südküste ist in dieser Hinsicht Banjarmassin der Hauptort, und auf der Nordküste der eigentlich sogenannte Staat Borneo. Es ist gewiß, daß der beste Pfeffer nicht auf dem reichsten Boden wächst, denn der Pfeffer von Java und Palembang ist der schlechteste und der von Penang und der Westküste von Sumatra der beste im ganzen Archipelagus. Durch Sorgfalt beim Anbau und der Behandlung, wird die Qualität wie bei andern Artikeln verbessert, und daher kommt es vorzüglich, daß der Pfeffer von Penang von allen Arten am höchsten geschätzt wird.

Der Verbrauch des Pfeffers ist nicht auf irgend ein besonderes Land beschränkt, die ganze Welt ist der Markt für diesen Artikel, mit der sonderbaren Ausnahme derjenigen Länder, wo er wächst, denn die Indischen Insulaner bedienen sich des Pfeffers, so wie der Gewürznelken und Muscatennüsse fast nie.

Der natürliche Preis des Pfeffers in den Indischen Inseln, oder die Kosten des Anbaues, können, glaube ich, nicht über 4 Spanische Piaster den Picul oder 1⅝ D. das Pfund geschätzt werden. Dem Ausführer kostete der

Picul neuerlich fast immer 9 Piaster, wenn er ihn an den Stapelorten und von den Europäischen Ansiedlern in großen Quantitäten kaufte. Diese Verschiedenheit des Preises deckt die Fracht, den Aufenthalt, die Gefahr des Betrugs und andere Zufälle, welche ein directer Kleinhandel mit den Eingebornen nothwendig zur Folge haben würde. Größeres Capital und größere Mitbewerbung, zugleich mit Ruhe, Vertrauen und freiem Handel, werden zuverlässig mit der Zeit den Ausfuhrpreis bis auf 6 Spanische Piaster den Picul herabbringen. Eine Ladung, die zu 9 Piastern den Picul eingekauft ist, bringt in England $17^{28}/_{100}$ Piaster, oder einen Gewinn von 92 Procent und bezahlt den ungeheuern und beispiellosen Zoll von 2 Sch. 6 P. das Pfund oder 328 Procent. In China wird dieselbe Waare mit 90 Procent Gewinn erkauft und in Bengal mit $108^{1}/_{3}$ Procent, mit Einschluß von 10 Procent Zoll. Die Engländer bezahlen für den Pfeffer, den sie verbrauchen, 332 Procent mehr, als die Chinesen, $294^{1}/_{2}$ Procent mehr, als die Bengalen und 296 Procent mehr, als die Americaner, welche für 1 Pfund nur $^{8}/_{100}$ von einem Dollar Zoll bezahlen.

Der Character des Europäischen Verkehrs mit Indien zeigt sich in seinen verschiedenen Perioden auf die interessanteste Weise, wenn wir unsere Aufmerksamkeit auf die Geschichte des Pfefferhandels wenden, von dem ich deßhalb einen kurzen Ueberblick einschalten will. Man kann diesen Handel in fünf Perioden theilen, nämlich 1) in die früheste Periode, in welcher die Waaren des Osten auf den vielen weiter oben beschriebenen Wegen nach Europa gelang-

ten; 2) in die Zeit, da die Portugiesen insbesondere den Markt versorgten; 3) in die kurze Periode, während welcher zwischen den Europäischen Nationen eine gleiche Mitbewerbung auf dem Markte Statt fand; 4) in die Periode des geschlossenen Alleinhandels, und 5) endlich in die des gegenwärtigen freien Handels. Im alten Rom ward der Pfeffer zu 3 Sch. 5⅓ D. das Pfund verkauft, oder nach Indischem Gewicht 402⁵⁄₁₀₀ Spanische Piaster den Picul*). Zu welchem Preise dieser Pfeffer in Malabar, wo er hergekommen seyn muß, eingekauft wurde, läßt sich nicht angeben; allein nach einer Analogie neuerer Zeiten, kann man den Einkaufspreis mit Grund auf 6¹⁷⁄₁₀₀ Piaster den Picul anschlagen. Der Gewinn war demnach beinahe 1600 Procent. Als die Griechen von Aegypten die Asiatischen Kaufleute durch Geschicklichkeit und Unternehmungsgeist übertrafen und die Fracht erleichterten und wohlfeiler machten, und mehr noch, als die wohlfeilern und in größerer Menge vorhandenen Producte der Indischen Inseln, ihren Weg nach Europa fanden, hat dieser Preis wahrscheinlich sehr abgenommen.

Munn giebt den Preis des Pfeffers in Indien auf 6¹⁷⁄₁₀₀ Piaster den Picul an; in Aleppo war er bereits um 860 Procent oder bis auf 59²³⁄₁₀₀ Piaster gestiegen, und auf dem Englischen Markte kostete er 3 Sch. 6 D. das Pfund; mithin 103⁷⁰⁄₁₀₀ Spanische Piaster der Picul, oder 75 Procent mehr, als in Aleppo und 1580 Procent

*) Siehe Arbuthnot's Tabels p. 160.

mehr, als in Indien, also fast eben so viel, als er zur Zeit des Plinius den Römern kostete.

Zur Zeit der Portugiesen, oder um das Jahr 1588 kostete der Pfeffer nach Linschotens Bericht in den Märkten von Sunda-Calapa, dem neuern Batavia, von $4^{94}/_{100}$ bis zu $5^{93}/_{100}$ und $6^{91}/_{100}$ Piaster der Picul, oder im Durchschnitt $5^{93}/_{100}$. Derselbe Pfeffer ward auf den Märkten am Caspischen Meer zu $41^{3}/_{100}$ Piaster, oder mit 591 Procent Gewinn verkauft. Dieser Preis muß erhöht worden seyn durch die Feindseligkeiten der Portugiesen gegen die Arabischen und Türkischen Kaufleute und, wie Edwards, der Agent der Russischen Compagnie, angiebt, durch die Bosheit der Türkischen Kaufleute *). Gegen das Ende der Portugiesischen Herrschaft in Indien im Jahre 1592 ward der Pfeffer verkauft zu 4 Sch. das Pfund, oder $118^{51}/_{100}$ Spanische Piastern der Picul, $14^{2}/_{7}$ Procent theurer, als vor der Entdeckung des Weges um das Vorgebirge der guten Hoffnung, so daß in dieser Hinsicht Europa durch diese Entdeckung mehr verloren, als gewonnen hat.

In der kurzen Zeit des Holländischen Pfeffer-Monopols stieg der Preis in Europa auf 8 Sch., also 100 Procent höher, als der Portugiesische und $128^{4}/_{7}$ Procent höher, als der Altrömische Preis. Wenn sie eben so wohlfeil einkauften, als die Portugiesen, also im Durchschnitt zu $5^{93}/_{100}$ Spanischen Piastern den Picul, so müssen sie 3895

*) Hakluigt Vol. II. p. 391.

Procent gewonnen haben. Durch diesen ungeheuern Preis erklärt sich leicht, wie die Holländer, trotz ihrer Unwissenheit und unerachtet ihrer vielen Kriege und Verluste, doch in der frühen Periode ihres Handels einen so großen Gewinn unter sich zu theilen vermochten.

Durch die Mitbewerbung der Franzosen, Holländer und Engländer zu Anfang des 17. Jahrhunderts, mußte der Preis des Pfeffers in Indien natürlich steigen. Der Commodore Beaulieu erzählt uns, daß er im Jahre 1620 an der Westküste von Sumatra seinen Pfeffer, mit Einschluß der Zölle zu $8^{89}/_{100}$ Spanischen Piastern kaufte. Nach den Berichten desselben Verfassers war der Preis, als noch keine Europäische Mitbewerbung Statt fand, in Pulo-Langkawi $4^{27}/_{100}$ Spanische Piaster der Picul. Ohnerachtet des höhern Einkaufspreises, sank der Verkaufspreis in England um diese Zeit, durch den wohlthätigen Einfluß der Mitbewerbung, nach Munns Berichten bis auf 1 Sch. 8 D. das Pfund. Bald darauf fiel der Pfeffer in Indien wieder auf seinen natürlichen Preis herab, da der Wachsthum sich vermehrt zu haben schien und mit dem Begehr in Verhältniß stand. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts berichtet Capitän Hamilton, daß er in Palembang 3 Sp. Piaster für den Picul Pfeffer bezahlte; allein dieser Pfeffer war nicht von besonderer Güte und mußte ausgelesen werden, so daß wir den Preis wohl auf 4 Piaster anschlagen können. Kleine Quantitäten konnte man selbst noch wohlfeiler haben, und derselbe Verfasser erwähnt, daß er in Jehor einigen Pfeffer für $2^{65}/_{100}$ Piaster gekauft habe.

Beeckmann kaufte im Jahr 1714 in Banjarmassin eine Ladung zu $4\frac{50}{100}$ Piaster den Picul, meinte aber, daß er ihn zu theuer bezahlt habe. Nach dieser Zeit, als der strenge Alleinhandel unserer eigenen Ostindischen Compagnie, so wie der der Holländer vollständig begründet und die freien Europäischen Kaufleute vom Archipelagus ausgeschlossen waren, verringerte sich die Menge des erzeugten Pfeffers und der Preis stieg von seinem natürlichen Stande auf 12, 14 und 16 Spanische Piaster der Picul. Von 1785 bis 1791 einer Friedenszeit, ward der Preis für den Pfeffer in Holland über 15 P. das Pfund und in England von 1 Sch. bis 1 Sch. 8 D.

Nach der Errichtung eines gewissermaßen freien Handels, ist auch der Pfefferbau auf den Indischen Inseln wieder lebhafter geworden, indem der Pflanzer einen hinlänglich hohen Preis erhält, während der Kaufmann auf der andern Seite nicht zuviel bezahlt. In England ward in Folge dieser günstigen Wendung des Handels der Preis niedriger, als jemals zuvor, er sank bis auf 100 Procent unter dem letzten Monopolpreise, bis auf $\frac{1}{6}$ des alten Römischen Preises, $\frac{1}{7}$ des Portugiesischen und beinahe $\frac{1}{2}$ des Preises, womit Hr. Munn sich brüstet, indem er seine Schätzung der Vortheile darauf gründet, welche der Staat der Ostindischen Compagnie verdanken soll.

Im Anfang des 17. Jahrhunderts betrug der Verbrauch des Pfeffers in England, nach der Angabe des Hrn. Dudley Digges (1615) 450,000 Pfund und in ganz Europa nach der des Hrn. Munn (1621) 6 Millionen

[illegible] außeror[illegible]
[illegible] in England nicht weniger
[illegible] in ganz Europa 15
[illegible] im Ganzen seit
[illegible] fast $2\frac{2}{3}$ [illegible]
[illegible]

[illegible] sich einige interessan[illegible]
[illegible] Die erste ist, daß in
[illegible] Ausfuhrartikels v[illegible]
[illegible] diese beiden Welttheile, a[illegible]
Entdeckung der neuen Straße, um das Vorgebirge d[illegible]
[illegible] Vortheil bezogen
Die [illegible] Markt für
[illegible] dieselbe nicht
[illegible] der Pfeffer 3[illegible]
[illegible] 4 Sch.
[illegible] zwischen der Land- und See[illegible]
[illegible] werden.
[illegible] Einkaufe in Indien [illegible]
[illegible] die Fracht für die
[illegible] Zustand
[illegible]

barbarischen Staaten erhoben wurde*), und die Gefahr, auf der Durchreise durch das Gebiet barbarischer Horden geplündert und beraubt zu werden**).

Eine andere wichtige Bemerkung, welche sich aufdrängt, ist die, daß während der kurzen Periode des Holländischen Pfeffermonopols, der Preis dieses Artikels 100 Procent höher stieg, als selbst zur Zeit der Portugiesen und $114\frac{2}{7}$ Procent höher, als vor der Entdeckung der Straße um das Vorgebirge der guten Hoffnung. Dieß zeigt uns die Lage, in welche der Pfefferhandel gerathen seyn würde, wenn es irgend einer Nation gelungen wäre, diesen Handel, wie die Holländer den Gewürznelken- und Muscathandel, zu einem Monopol zu machen; daß dieß nicht geschehen ist, verdanken wir nicht der Weisheit oder der Enthaltsamkeit der Europäischen Politik jener Zeit, sondern der Unausführbarkeit dieses großen Uebels. Die Pfefferlande haben einen weiten geographischen Umfang und die Bewohner derselben sind, in Vergleich mit denen der übrigen Gewürzinseln, so mächtig und muthig, daß sie einem Systeme, welches in der That eine Beraubung ihres Eigenthums war, wirksamen Widerstand leisteten.

---

*) Die Zölle, welche die Sultane von Aegypten erhoben, sollen alle ein ⅓ von dem Werth in Alexandrien betragen haben.

**) Der [illegible] der Schrift: [illegible] of Nations, sagt: [illegible] ren im St[illegible] Unkosten der Land- [illegible] und Ca[illegible] agen? oder wenn [illegible] aaren [illegible] welcher Sicherheit sie [illegible] iet [illegible] barischer Nationen [illegible]. Ch[illegible]

Die dritte Bemerkung, welche ich zu machen habe, betrifft den Zustand des Handels, als in demselben eine thätige Mitbewerbung zwischen den Portugiesen, Franzosen, Holländern und Engländern Statt fand. Hr. Munn zählt triumphirend die Vortheile auf, welche England aus dem neuen Handel der Ostindischen Compagnie zieht, deren Mitglied er war, und sagt, daß dieses Land die Gewürze um fast $^1/_3$ wohlfeiler erhielt, als auf dem alten Wege. Es ergiebt sich klar aus dem, was wir so eben aus dem Verfahren der Holländer bemerkt haben, daß dieses Sinken nicht durch die Natur des Alleinhandels herbeigeführt ward, sondern durch den Einfluß der thätigen Mitbewerbung, welche damals zwischen den Europäischen Nationen Statt fand, welche für den Handel von den wohlthätigsten Folgen war. Es fragt sich hier nicht, ob der Pfeffer jetzt wohlfeiler war, als auf dem alten Wege, sondern ob er in dem Verhältnisse wohlfeiler war, als er hätte seyn sollen. Er ward um diese Zeit in England zu 1 Sch. 8 D. bis zu 2 Sch. das Pfund verkauft, also fast eben so theuer, als um dieselbe Zeit auf den Märkten am Caspischen Meere, mithin immer noch zu einem Monopolpreis. Angenommen, daß er in Indien 8 Piaster kostete, daß die Fracht 16 Pfund Sterling die Tonne, oder zweimal soviel, als gegenwärtig betrug, und daß der Verkäufer 100 Procent verdiente, so ward er dennoch von 108 bis 150 Procent über den natürlichen Marktpreis verkauft. Wenn der Pfeffer für 5 Spanische Piaster gekauft ward, so hätte er statt für $9^3/_4$ D. für 6 D. verkauft werden müssen.

In der letzten Periode des Handels, oder in der Pe-

riode der Erweiterung des Brittischen Verkehrs, ist der Preis bis auf weniger, als die Hälfte der Durchschnittssumme herabgesunken, die in der günstigsten Periode des geschlossenen Alleinhandels für diesen Artikel bezahlt ward, und in ruhigen Zeiten ist es nicht wahrscheinlich, daß dieser Preis jemals wieder steigen, vielmehr daß er noch tiefer sinken werde. Dieser Umstand spricht für sich selbst und bedarf keines Commentars.

Die letzte hier anzuführende Bemerkung betrifft den verhältnißmäßigen Verbrauch des Pfeffers in gegenwärtiger und in früherer Zeit. Als der Preis auf 1 Sch. 8 D. das Pfund stand, betrug der Verbrauch in ganz Europa 6 Millionen Pfund. Mit der Zunahme des Wohlstandes und des Handels ist auch dieser Verbrauch seitdem fortwährend gewachsen und vor der Unterdrückung des Alleinhandels, als die Preise auf die Hälfte der von Hrn. Munn angegebenen, gefallen waren, hatte er bis auf 11 Millionen 213,000 Pfund zugenommen. Seitdem ist der Preis auf weniger, als 11 D. oder ⅓ der Angabe des Hrn. Munn gesunken, und wenn der Pfeffer nicht eine Ausnahme von allen andern Waaren macht, so können wir eine verhältnißmäßige Zunahme des Verbrauchs annehmen. Eine practische Beleuchtung dieses wohlbegründeten Grundsatzes in der politischen Oeconomie giebt uns die fortwährende Zunahme des Verbrauchs in Verhältniß zu dem Sinken der Preise in diesen letzten Jahren in England. Im Jahr 1814, als der Pfeffer 11 D. kostete, betrug der Verbrauch nur 785,892 Pfund; 1816, als er 8¼ D. kostete, 944,840 Pfund, und 1818, als der Preis auf 7 D. herab-

fank, 1 Million 113,584 Pfund oder 147 Procent mehr, als zur Zeit des Hrn. Munn. Wenn man vernünftigerweise annehmen kann, daß der Verbrauch in den übrigen Ländern Europas in demselbem Verhältniß zugenommen habe, so müßte er gegenwärtig, etwa 16 Millionen Pfund betragen und sich zu dem Verbrauche von 200 Jahren verhalten, wie 8 zu 3.

In Betreff der Qualität wird der Pfeffer der Indischen Inseln gewöhnlich geringer geschätzt, als der Malabarische; allein der Unterschied ist nicht so wesentlich, als zwischen einigen andern Colonialwaaren, wie z. B. Baumwolle, Caffee, Gewürznelken u. s. w. Auf dem Bengalischen Markt wird der Malabarische Pfeffer gewöhnlich um 2 Procent theurer bezahlt als der von den Indischen Inseln. Auf den Märkten Europas beträgt der Unterschied ¼ D. das Pfund zu Gunsten des Malabarischen, allein in China verschwindet dieser Unterschied ganz.

In Betreff der Wohlfeilheit hält der Malabarische Pfeffer mit dem der Indischen Inseln keinen Vergleich aus. Wenn jener auf dem Markt von Bombay zu 16 Spanischen Piastern der Picul verkauft wird, so zahlt man für den Pfeffer aus dem Archipelagus in Batavia nur 9 Piaster oder 45 Procent weniger. Ein ähnlicher Unterschied scheint immer Statt gefunden zu haben. Buchanan erzählt uns, daß die Pflanzer von Canara für 11¹¹⁄₁₀₀ Piaster den Picul keinen Pfeffer bauen können. Die Indischen Insulaner dagegen können ihn, wie schon erwähnt ist, für 4 Piaster oder für etwas mehr als ⅓ des Mala-

barischen Preises bauen*). Als freie Europäische Kaufleute den Pfeffer der Indischen Inseln, für 4 bis 5 Sp. Piaster den Picul erhielten, mußten sie für den Malabarischen $7^{65}/_{100}$ Piaster bezahlen. Die Holländischen und Englischen Compagnien zahlten zu Anfang des vorigen Jahrhunderts $7^{49}/_{100}$ Piaster, während sie den Pfeffer im Archipelagus für 3 bis $3^{1}/_{3}$ Piaster erhielten.

Wir wollen noch einen Versuch machen, den Verbrauch des Pfeffers in den verschiedenen Ländern zu schätzen. Die Gesammtproduction von Malabar**) wird auf 6000 Candies, 28,800 Piculs oder 3 Millionen 840,000 Pfund

---

*) Hamilton sagt in seinem Bericht über Jehor: „etwa 300 Tonnen werden gewöhnlich an Pfeffer ausgeführt und wir erhalten denselben für die Hälfte des Preises, den wir für den Malabarischen Pfeffer entrichten müssen. New Account of the East Indies Vol. II. p. 156.

**) „Schwarzer Pfeffer ist der große Handelsartikel in dem Verkehr der Europäer mit Malabar. Vor dem Einbruch des Hyder erzeugte das Land, welches jetzt die Provinz von Malabar genannt wird, jährlich gegen 15,000 Candies, jeden zu 640 Pfund. Diese Quantität nahm fortwährend allmählig ab, bis 1784, als des Obrist Macleods Armee in die Provinz kam, von welcher Zeit an die Abnahme noch auffallender war und noch jedes Jahr zunimmt" Buchanans Journey etc. Vol. II. p. 530. Dr. Buchanan schreibt diese Verminderung ganz auf Rechnung der Unruhen und schlechten Verwaltung, allein meiner Meinung nach beruht sie mehr auf den hohen Kosten des Anbaues und auf der daraus entspringenden Unfähigkeit, mit den Erzeugnissen der Indischen Inseln zu wetteifern.

Krämergewicht geschätzt, mithin auf viel weniger, als zu einer gewissen Zeit die kleine Insel Penang hervorbrachte. Nach China werden von den Europäern jährlich 20,560 Piculs, oder 2 Millionen 741,333 Pfund gebracht. Man kann annehmen, daß die Junken eben so viel einführen, daß also die ganze Einfuhr 5 Millionen 482,666 Pfund beträgt. Die Holländer sandten jährlich 30,000 Pfund nach Japan. Nach einem Durchschnittsmaß von eilf Jahren wurden 35,000 Bazar-maunds, oder 21,000 Piculs, oder 2 Millionen 800,000 Pfund in Bengal eingeführt, fast sämmtlich aus den Indischen Inseln. Die ganze nach Europa gehende Quantität beträgt 11 Millionen 218,000 Pfund. Die Halbinsel von Indien wird, wenn nicht gänzlich, doch größtentheils mit Malabarischem Pfeffer versorgt; eben so die Länder am Persischen und Arabischen Meerbusen. Die Länder zwischen Siam und China bauen ihren Pfeffer selbst; wie viel sie verbrauchen, läßt sich aber nicht angeben. Der einheimische Verbrauch in den Indischen Inseln ist sehr gering.

Caffee ist zwar kein heimisches Product der Indischen Inseln, neuerlich aber in ihrer Handelsgeschichte bekannt geworden, und obgleich noch immer fast ausschließlich auf Eine Insel beschränkt, einer der wichtigsten Handelsartikel. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts ward er nach Java gebracht und außer dieser Insel wird auch bis jetzt nur eine unbedeutende Quantität an der Westküste von Sumatra gebaut und gelegentlich auf den Markt von Calcutta gebracht. Das Land, in welchem Pfeffer und Caffeepflanzen gedeihen, ist außerordentlich verschieden. Der Caffee

verlangt einen fruchtbaren guten Boden, während der weniger zarte Pfeffer auch auf schlechterm gedeiht. Die für beide Gewächse geeigneten Ländereien sind in solcher Menge vorhanden, daß man fast gar kein Pachtgeld dafür zu entrichten braucht; allein die Caffeeländereien werden natürlich zuerst selten werden, und dieser Umstand wird den Preis des Caffees eher in die Höhe treiben, als den des Pfeffers. Die Arbeit beim Anbau dieser beiden Waaren ist gegenwärtig fast dieselbe und daher ist auch der Preis beinahe gleich. Sie erfordern denselben Umfang von Boden, sind gleich ergiebig, tragen in derselben Zeit, und erreichen beide fast dasselbe Alter. Der Caffee kann in Java mit einem reichen Gewinn für den Pflanzer zu 4 Spanischen Piastern der Picul geliefert werden.

Holland ist der vorzüglichste Markt für den Javacaffee und hier unterscheidet man blassen, gelben und braunen, Verschiedenheiten, welche von dem Alter der Waare abhängen und nicht von der Art des Anbaues, oder von irgend einer dauernden Verschiedenheit der Pflanzen selbst. Der blasse Caffee ist der jüngste und wohlfeilste, der braune der älteste und am meisten geschätzte. Caffee, welcher in Java in Waarenhäusern liegt, verliert im ersten Jahr 8 Procent, im zweiten etwa 5, und im dritten 2; dann aber hält er sich und nimmt eine braune Farbe an. Dieß ist der braune Caffee, wie er im Handel vorkommt. Diese Waare verliert 15 Procent an Gewicht und wenigstens dritthalb Jahre an Zinsen und an Vortheilen des Capitals. Es ist daher wahrscheinlich, daß der braune Caffee aus dem Markte verschwinden werde. Die Holländer gewannen

Geschmack daran, in der Zeit, als der Caffee gewöhnlich eine lange Zeit unbenutzt zu liegen pflegte, und als der Alleinhandel auf seiner höchsten Stufe war. Der Caffee ist eine Colonialwaare, und der Werth der verschiedenen Arten derselben ist großentheils von dem Geschmack und der Laune des Verbrauchers abhängig. Auf dem Holländischen Markt steht der blasse oder neue Javacaffee eben so hoch, als der von St. Domingo und Cuba, und ist 15 Procent schlechter, als der gewöhnliche Westindiencaffee; der gelbe Caffee ist $4\frac{1}{2}$ Procent besser, als Bourbon und selbst als Moccacaffee und der braune 25 Procent besser, als der Letztere. Auf dem Londner Markt ist der Javacaffee im Durchschnitt 20 Procent besser als der Jamaica. Brauner Java steht fast gleich und eher höher, als Mocca. Auf den Märkten von Bengal und Bombay dagegen ist der Moccacaffee außerordentlich geschätzt und steht nicht weniger als 82 Procent höher, als Java; doch gilt dieses Verhältniß nur in Bezug auf den schlechtern Javacaffee, oder Triage, wie er in der Handelssprache genannt wird, die bessern Sorten wurden bisher nicht nach Bombay versandt. Java liefert für die westlichen Theile der Sundas 120,000 und für die östlichern 70,000 Piculs, oder den Picul zu 136 Pfund, im Ganzen 25 Millionen 840,000 Pfund, also $\frac{2}{7}$ von dem Ertrage der Westindisch-Brittischen Inseln, etwa den 19. Theil des Europäischen Verbrauchs, welcher auf 54,260 Tonnen, oder 486 Millionen 158,960 Pfund geschätzt wird. Die Menge des zum Anbau des Caffee geeigneten Bodens in Java ist ungeheuer, so daß in vielen Jahren noch kein Mangel denkbar ist; der Werth desselben kömmt

daher gar nicht in Betracht, während nach Edwards Angabe 1 Acker Caffeeland in Westindien $2\frac{1}{7}$ Pfund Sterling kostet. Unter diesen Umständen und bei dem geringen Arbeitslohn, scheint die Menge des zu gewinnenden Caffee fast unbegrenzt. Es scheint nichts weiter erforderlich, als daß der Anbau völlig frei und nicht durch ungerechte Auflagen gehemmt würde. Die bestehende Verwaltung der Colonie hat sich durch einige liberale Schritte einem solchen Systeme genähert; allein es ist noch nicht halb genug geschehen, denn man kann mit Sicherheit behaupten, daß eine Regierung, welche das ewig unzertrennliche Interesse ihrer eigenen Lage und der ihrer Unterthanen versteht, nicht mehr zu schaffen hat mit dem Anbau und Handel des Caffee, als mit dem des Brodkorns. Bei der gegenwärtigen Verwaltung wird nach der Angabe competenter Richter Java in 5 Jahren von der Zeit an, in welcher die hohen Preise auf den freien Anbau zu wirken anfingen (1817), im Stande seyn, 70 Millionen Pfund Caffee zu erzeugen, mithin nicht weniger, als St. Domingo im Jahr 1790, als der Anbau dieser Insel unter den Franzosen seine höchste Stufe erreicht hatte.

Nach den Preisen, zu welchen der Caffee in den letztern Jahren zu Java verkauft ward, kann man unmöglich einen Maßstab für den natürlichen Preis desselben gewinnen. Der Vorrath von Caffee, welcher in allen Caffeeländern erzeugt worden ist, hat in der That dem Begehr des Europäischen Markts nicht entsprochen, und bis Erzeugung und Begehr mit einander in Verhältniß stehen, läßt sich der natürliche Preis unmöglich angeben. Im Jahr 1812

konnte man in Java den Caffee in beliebiger Quantität für 2 Spanische Piaster den Picul kaufen; dieser Preis stieg 1814 und in den folgenden Jahren auf 10, 15, 20, 30, und in der Kühnheit der Mitbewerbung sogar einmal bis auf 37 Piaster. Wenn der Pfeffer, der in Rücksicht der zum Anbau erforderlichen Arbeit dem Caffee so ähnlich ist, in Java eingeführt, dort für 9 Piaster verkauft werden kann, so sollte der Caffee, das Erzeugniß des Landes, wofür also keine Fracht zu entrichten ist, selbst bei der gegenwärtigen Lage des Handels, nicht über 8 Piaster kosten. Bei einem freien Zustande des Handels und des Anbaus wird man den Caffee, wie den Pfeffer, für 4 Sp. Piaster bauen können, und 6 Piaster der Picul, wird ein billiger Ausfuhrpreis seyn, welcher die Gefahr des Kaufmanns für die Vorschüsse, die er dem einheimischen Pflanzer gewährt, und die zufälligen Unkosten hinlänglich decken, und ihm außerdem einen guten Gewinn sichern könnte. Wenn der Caffee für 9 Piaster der Picul ausgeführt, die Fracht mit 8 Pfund Sterling die Tonne bestritten und zufällige Kosten, Assecuranz und Gewinn mit 50 Procent gedeckt werden können, so müßte er in Europa nicht mehr als 55 Schilling Sterling der Centner kosten, mithin eben so viel als gegenwärtig der Pfeffer.

Die Kosten für den Anbau des Westindischen Caffees hat Edwards auf $57^1/_7$ Schilling den Centner, oder $15^{42}/_{100}$ Piaster den Picul geschätzt, also $285^1/_2$ Procent höher, als die wirklichen Anbaukosten des Javacaffees, 157 Procent höher, als dieser nach meiner Annahme durch die Europäischen Ansiedler ausgeführt werden könnte, und $71^1/_3$ Pro-

cent höher, als der nach Verhältniß des Pfeffers berechnete Preis. Niebuhr giebt den Preis des Moccacaffee im Jahr 1763 auf 16½ Spanische Piaster den Picul an *). Bei einem freien Handel und bei gleichen Abgaben auf den Europäischen Märkten, wird mithin, wie sich aus diesen Bemerkungen ergiebt, der Caffee aus Westindien und Arabien keineswegs mit dem Javacaffee im Preise wetteifern können. Der Marktpreis des Javacaffees hat gegenwärtig einen regelmäßigen Stand genommen und wird denselben behaupten, bis die Quantität in hohem Maße zugenommen hat. Der Unterschied zwischen den Kosten des Anbaues und des auf den Markt-Bringens des Javacaffees und der theurern Sorten anderer Länder ist eine Prämie für den Pflanzer des erstern, bis sein eignes Erzeugniß anfangen wird, den allgemeinen Markt zu reguliren.

Außer dem Caffee gehört auch Zucker zu den Waarenerzeugnissen, welche die Indischen Inseln dem Unternehmungsgeist und den Kenntnissen der Europäer verdanken *). Java und Luconia oder Lusong sind die Haupt-

---

*) Description de l'Arabie Tom. II. p. 52.

**) Drei Sorten Zuckerrohr sind auf den Indischen Inseln zu Hause, und eine vierte ist durch die Europäer eingeführt. Die einheimischen unterscheiden sich vorzüglich durch ihre Größe und die Farbe des Rohres. Die eine ist blaßgelb und hat 5 Zoll lange Glieder; die zweite ist ein kleines Rohr, nicht über einen Zoll dick, grünlichgelb von Farbe; und die dritte, die merkwürdigste, hat einen braunen oder purpurfarbenen Stock, und dieses hält oft 2 Zoll Durchmesser. Die ausländische Art ist durch die Holländer von Westindien schon

länder für dieses Product. In neuerer Zeit haben die Chinesen in Siam eine bedeutende Menge vortrefflichen Zuckers bereitet, welcher in den Archipelagus und selbst nach Europa ausgeführt wird. Aller Zucker, welcher in den Indischen Inseln bereitet wird, ist von der Sorte, welcher Clayed (Puderzucker) genannt wird. Dieser Zucker wird in Töpfen geformt; der unterste Theil ist der schlechteste, der oberste der beste, und dieser Umstand scheidet diese Waare auf dem Markt in zwei verschiedene Qualitäten. Die Fabrication ist ganz in den Händen der Chinesen. Diese erhalten von den Europäischen dort angesiedelten Kaufleuten Vorschüsse, und wenn die Zeit der Raffinarerie vorbei ist, wird die Waare abgeliefert. Ich schätze die Kosten des Zuckeranbaus in Java auf $2^{25}/_{100}$ Sp. Piaster für den Picul von 136 Pfund. Die Europäischen Kaufleute contrahiren gegenwärtig mit den Pflanzern auf folgende Weise: für den besten weißen Zucker 5 bis $6^{1}/_{2}$ Piaster den Picul und für den braunen 4 bis $4^{1}/_{2}$ Piaster, also im Durchschnitt für beide 5 Piaster. Der gewöhnliche Verkaufspreis an den Versender ist 8 Piaster für den weißen und 6 bis 7 für den braunen. Diese hohen Preise und der freie Anbau und Handel in diesem Artikel haben in den letzten Jahren eine außerordentliche Zunahme des Zuckerbaues veranlaßt. Dieß war vorzüglich auffallend in den reichen Bezirken des östlichen Theils der Insel. Im

---

vor langen Zeiten eingeführt worden. Dieß ist die gewöhnliche, in den Fabriken benutzte, das purpurfarbene Zuckerrohr ist zu diesem Gebrauche untauglich, weil es den Zucker färbt.

Jahr 1813 überstieg die Quantität des in den mittlern Bezirken producirten Zuckers nicht 10,000 Piculs, oder 12,142 6/7 Centner. Im Jahr 1818 war diese Quantität bis auf 60,000 Piculs, oder 72,857 1/7 Centner, also um das Sechsfache gestiegen. In den westlichen Bezirken werden 120,000 Piculs oder 145,714 2/7 Centner producirt, und in dem östlichen Theile der Insel gegen 20,000 Piculs, oder 24,285 5/7 Centner, mithin im Ganzen 200,000 Piculs, oder 242,857 1/7 Centner, das ist 27 Millionen 200,000 Pfund.

Die Qualität des Javazuckers ergiebt sich am besten durch einen Vergleich mit andern Sorten auf dem Markte, wo dieser Zucker am besten bekannt ist. Wenn 1 Pfund Javazucker, braun und weiß gemischt, in Rotterdam für 10 1/2 Groot verkauft wird, so kostet:

Bengalzucker 9 Groot.
Brittisch-Westindischer Zucker 9 1/2.
Surinam 9 1/4.
Brasilischer 10.
Havannah 14.
Manilla 10.

In Betreff der Qualität dieser Sorten ist noch zu bemerken, daß der Brasilische-, Manilla- und Javazucker beinahe gleich gut sind.

Edwards hat die Kosten des Zuckeranbaus in Jamaica auf 18 Sch. 9 D. den Centner, oder 22 Sch. 9 1/4 D. den Picul geschätzt; das ist nach meiner obigen Angabe 125

Procent mehr, als für den Javazucker. Unter einer freien und liberalen Regierung könnte nach meiner Meinung der (clayed) Puderzucker für 3 bis 4 Sp.-Piaster der Picul aus Java ausgeführt werden*).

Der bessere Theil des Syrups, den man in den Raffinerien von Java erhält, wird jetzt bei dem großen Ueberfluß fast gar nicht benutzt, vorzüglich in den östlichen Gegenden, wo kein Arrack bereitet wird, man könnte daher am Orte selbst diesen Artikel in beliebiger Menge für ½ Piaster den Picul kaufen, und die beste Sorte könnte, wenn ein Markt dafür vorhanden wäre, dem Versender nicht höher als 4 Schilling Sterling zu stehen kommen.

Der Arack**), oder die geistigen Getränke aus Reiß, Syrup und Palmwein, werden besonders für den einheimischen Verbrauch in großer Menge bereitet. In früherer Zeit ward dieser Artikel in bedeutender Quantität ausgeführt, besonders nach Europa und Madras. Der Arrack zerfällt im Handel in drei verschiedene Gattungen,

---

*) Hamilton kaufte im Jahr 1710 in Japara, wo auch noch gegenwärtig die meisten Zuckerraffinerien sind, diesen Artikel noch wohlfeiler, als ich hier angegeben habe, er sagt: ich kaufte hier guten weißen Zucker in Broden für 2 Holländische Piaster den Picul von 140 Pfund Englischen Gewichts.

**) Der berühmte Arack von Batavia, der so sehr alle Getränke dieses Namens übertrifft, wird aus einer Mischung Rohzu-

die jedoch nur durch den höhern oder niedern Grad der geistigen Stärke von einander unterschieden sind. Die stärkste Sorte wird mit Einschluß der Abgaben gewöhnlich zu 60 bis 75 Sp. Piastern, das ist das Gallon zu 45/100 Piaster, je nachdem die Nachfrage ab- oder zunimmt, und die zweite Sorte zu 45 bis 55 oder das Gallon zu 33/100 Piaster. Man nimmt an, daß der beste Arack, mit Einschluß der Abgaben für 7 Piaster der Picul, das ist 37/100 Piaster, oder 20 Pence das Gallon, und der ordinäre für 28/100 Piaster, oder 15 Pence geliefert werden kann.

Der wichtigste von den eigenthümlichen Ausfuhrartikeln der Indischen Inseln sind die Gewürznelken *),

---

cker, Palmwein und Reiß, in folgenden Verhältnissen verfertigt:

Rohzucker	62 Theile
Toddy, oder Palmwein	3 —
Reiß	35 —
	100

Hundert Theile dieser Materialien geben 23½ Theil destillirten Probearack.

*) „Der Gewürznelkenbaum" (Caryophyllus aromaticus) *), sagt Rumph in seinem Herbarium amboinense, „erscheint mir als der schönste, eleganteste und köstlichste aller Bäume des Erdballs." In seiner Gestalt gleicht er ziemlich dem Lorbeer, auch bisweilen der Buche. Seine Höhe ist ungefähr

---

*) Jetzt Eugenia caryophyllata genannt. A. d. U.

die als Handelsartikel sehr wenig Sorgfalt in der Bewahrung erfordern. Sie werden in Säcke von 224 Pfund

---

die Hälfte eines Kirschbaums. Der Stamm ist ganz gerade, und steigt 4 bis 5 Fuß, ehe er seine ersten Zweige aussendet. Die Rinde ist glatt, dünn, und hängt innig an dem harten und starken, schmutziggrauen Holze, welches letzteren Umstandes wegen nicht zu Tischlerarbeit taugt. Zu Anfang der nassen Jahreszeit, welches im Vaterland des Nägeleinbaumes der Maimonat ist, treibt er eine Unzahl junger Blätter. Bald hernach zeigen sich die Keime der künftigen Früchte an den jungen Schossen, und in den vier folgenden Monaten sind die Nelken völlig ausgebildet. Die Frucht, anfänglich grün, nimmt mit der Zeit eine blaßgelbe Farbe an, und wird endlich blutroth, welches die gewöhnliche Sorte thut. Dieses ist denn die Zeit der Nägeleinerndte. Keineswegs aber die der vollkommenen Fruchtreife, welche vielmehr noch drei Wochen länger verlangt, um sich zu vollenden und zur Fortpflanzung tauglich zu werden. In dieser kurzen Zeit schwillt die Frucht zu einer außerordentlichen Größe an, verliert das Meiste von ihrer Würzigkeit, und bekommt einen harten Keim, wie der Lorbeer. In diesem Zustande nennen sie die Europäer Mutternelken, die Eingebornen Poleng.

Man sieht fünf Varietäten dieses Gewächses. Erstlich den gemeinen cultivirten Würznelkenbaum; — den, welcher bei den Eingebornen der weibliche heißt und einen blassen Stamm hat; — den Kiri, — der königliche, der sehr rar ist; — und endlich den wilden Gewürznelkenbaum. Die drei ersten sind sämmtlich von gleicher Güte als Gewürz, zumal wird der weibliche als zur Destillation des Oeles für vorzüglich gehalten. Der wilde besitzt kaum einiges Arom, und ist daher ohne Werth.

Von allen nutzbaren Gewächsen hat er vielleicht die engste

gepackt und können in diesem Zustand gelagert werden, ohne zu leiden. Zwei Jahrhunderte hindurch ist dieser Artikel

---

geographische Verbreitung. Ursprünglich war er nur auf die fünf Moluckeninseln eingeschränkt, zumal auf Machian. Von hier aus brachte man ihn kurz vor der Ankunft der Portugiesen nach Amboina. Der Theil von Amboina, welcher Leytimur heißt, und die Uliasser-Inseln, besaßen noch keinen vor der Ankunft der Holländer. Durch diese wird gegenwärtig die Cultur auf Amboina beschränkt, indem jede Art Anstrengung gemacht wird, ihn anderwärts auszurotten. Große Inseln sind Rumph zufolge seiner Cultur überhaupt nicht günstig, und er gedeiht nicht auf Gelolo, Ceram, Beuroe und Celebes. Es ist wahrscheinlich, daß Beuron und die Xulainseln die äußerste westliche Grenze seiner günstigen Cultur sind. Der eben erwähnte Schriftsteller erzählt auch, daß Javaner und Makasseren voreinst mit großer Sorgfalt junge Stämmchen von Würznelken nebst Mutternelken in ihr Land brachten, die aber nie Früchte trugen. Durch die speculativen Unternehmungen der Europäer ist zwar dieser Baum so cultivirt worden, daß er in einigen der westlichen Gegenden des Archipelagus, auf Mauritius und in Westindien, Früchte gebracht hat. Allein auf Mauritius geschah dieses seit 50 Jahren, und sie lieferte die Nägelein von so geringer Qualität und zugleich so hohem Preis, daß das Holländische Monopol dadurch seine ungestörte Behauptung beweisen kann. Die Versuche haben nichts anderes erwiesen, als daß es wohl möglich ist, schlechtere und theuere Nägelein anderwärts zur Entstehung zu bringen. Wie wunderbar diesem Baume ein so eigenes eingeschränktes Clima und Boden eigen ist, läßt sich aus der wohlbekannten Thatsache abnehmen, daß er in seinem Mutterlande im 7. und im 8. Jahre seines

nunmehr sowohl in Hinsicht des Anbaues als des Handels einem strengen Monopol unterworfen gewesen und dem Verbraucher zu einem Preise verkauft werden, welcher seinen natürlichen Werth ungeheuer überstieg. So wie der Handel damit gegenwärtig betrieben wird, ist er zu unbe-

---

Wachsthumes blüht, und ohne alle Cultur fast wild wächst; während er auf Amboina, wo er ausländisch ist, nicht vor dem zehnten und zwölften Jahre dazu kommt, und noch viele Aufmerksamkeit erfordert.

Die Einsammlung der Gewürznelken ist höchst einfach. Sie beginnt zur Zeit, wenn die Früchte roth werden. Der Boden unter dem Baum wird alsdann rein gefegt. Die nächsten Trauben nimmt man mit der Hand ab, die entfernteren mit Hülfe von Baumhaken. Hier muß man aber große Sorge tragen, daß die Bäume nicht bei dieser Gelegenheit gemißhandelt werden, weil sie sonst, wie erwiesen ist, fast in Jahren nicht wieder tragen. — Die weitere Behandlung besteht darin, sie einige Tage auf Horden zu bringen, wo sie, durch ein gelindes Holzfeuer geräuchert, eine braune Farbe annehmen, und sie dann in der Sonne zu trocknen, wodurch sie schwarz werden. Das sind die, die uns im Handel erscheinen. Die Zeit der Erndte ist vom October bis December.

Die Fruchtbarkeit des Würznelkenbaumes ist sehr ungleich, selbst nach Jahren. Rumpf und Valentyn erzählen von einem merkwürdigen 150 Jahr alten Baume, der einst in einer Erndte eilfhundert Pfund Nägelein lieferte. Das folgende Jahr aber nur halb so viel. Bei der gegenwärtigen Cultur kann man im Durchschnitt nicht über fünf Pfund auf den Baum rechnen. Andere nehmen im Durchschnitt sieben Pfund an.

deutend, um große Aufmerksamkeit zu verdienen. Wohl aber ist es der Mühe werth, zu untersuchen, welche Umstände dazu beigetragen haben, den Handel mit einem so angenehmen und unschuldigen Luxusartikel, an dem die Völker der verschiedensten Bildung so allgemeinen Geschmack gewonnen haben, bis auf seinen jetzigen unbedeutenden Umfang herabzubringen und die Mittel aufzusuchen, durch welche dieser Handel wieder erweitert und die natürlichen Rechte des Pflanzers und Verbrauchers wieder hergestellt werden könnten. Mit den dazu erforderlichen Thatsachen sind wir bis zum Ueberfluß versehen und brauchen nur den anerkannten Grundsatz auf dieselben anzuwenden, daß nur eine freie Mitbewerbung dem Pflanzer den ganzen Werth seines Erzeugnisses und dem Verbraucher den wohlfeilsten Preis der Waare sichern kann. Es wird nicht schwer seyn, zu zeigen, daß der verringerte Gebrauch der Gewürznelken, den man unbedachter und einfältiger Weise einem launenhaften Modewechsel zugeschrieben hat, eigentlich durch die Erhöhung des Preises veranlaßt werden, daß die Gewürznelken ihrer Natur nach ein wohlfeiles und in Ueberfluß gedeihendes Erzeugniß sind, und daß ein freier Handel damit unfehlbar eine große Zunahme des Verbrauchs zur Folge haben wird. Ich werde zu diesem Ende eine Berechnung des natürlichen Preises der Gewürznelken mittheilen und dieselbe durch eine Uebersicht der in den verschiedenen Perioden des Handels wirklich gültigen Preise bestätigen. Der natürliche Preis der Gewürznelken ergiebt sich am besten durch einen Vergleich der zum Anbau derselben erforderlichen Arbeit mit andern Ar-

tikeln derselben Länder, deren freier Anbau eine genaue Angabe der Kosten möglich macht. Pfeffer und Caffee sind diejenigen Artikel, die zu einem solchen Vergleiche am geeignetsten scheinen. Bei dem bestehenden Verhältniß der Ländereien zum Capital, kann man wegen des Ueberflusses der ersteren, zu allen drei Gewächsen geeignete Grundstücke ohne Pacht bekommen. Dieß ist vielleicht in Hinsicht auf die Gewürznelken noch entschiedener der Fall, als in Betreff der andern. Ein Acker Pfefferland liefert 1161 Pf. reinen Pfeffer, ein Acker Gewürznelkenland nur 375 Pf. Wenn daher die Kosten des Anbaues mit der Erndte eines bestimmten Grundstücks in Verhältniß ständen, so müßten die Gewürznelken beinahe dreimal so theuer seyn, als der Pfeffer; dieß ist aber keinesweges der Fall. Die Hauptarbeit besteht in der ersten Urbarmachung des Bodens und in dem Pflanzen der Bäume. Dabei braucht man einen Acker Land in 75 Jahren nur einmal zuzubereiten und 75 Bäume hineinzupflanzen und groß zu ziehen, um in diesem Zeitraume 24,750 Pfund Gewürznelken zu erndten. Beim Pfeffer dagegen muß man, um 74,014 Pfund zu gewinnen, in derselben Zeit $3^3/_4$ Acker bearbeiten und 5805 Ranken pflanzen und pflegen.

Die verhältnißmäßigen Kosten des Anbaues dieser beiden Waaren, nach dem System der gezwungenen Cultur, geben uns ein anderes Mittel an die Hand, um ihre verhältnißmäßigen Preise zu bestimmen. In Amboina sind 50 Gewürznelken-Bäume der Pflege Eines Mannes übergeben, in Bencoolen 500 Pfeffer-Ranken; der Ertrag der erstern ist $218^1/_3$ Pfund, der der letztern $203^7/_8$ Pf.

Demnach wäre also der natürliche Preis der Gewürznelken in der That geringer, als der des Pfeffers.

Wir können ferner die verhältnißmäßigen Kosten beurtheilen nach den Preisen, die von den Monopolisten für diese verschiedenen Waaren bezahlt werden. Der Pflanzer erhält für seine Gewürznelken ungefähr 8 Sp. Piaster den Picul von 133 1/3 Pf. oder 3 1/4 Pence das Pf., während ihm für den Pfeffer in Bencoolen 4 5/100 Piaster der Picul bezahlt werden.

Die durch diese Data bestimmten Preise können wir wiederum vergleichen mit den natürlichen Marktpreisen der Waaren, eher noch Gewalt oder falsche Politik ihren Einfluß darauf äußerten. Die Gefährten von Magelan kauften im Jahre 1521 in den Molukken die Gewürznelken durch Austausch zu folgenden Preisen; für 10 Yard (15 Ellen) feines breites Scharlachtuch oder für 15 Yard von mittlerer Güte erhielten sie 1 Bahar oder 594 Pf. Gewürznelken. Wenn wir den Werth des feinen breiten Tuchs zu 24 Schilling Sterling den Yard anschlagen, so kosteten die Gewürznelken beinahe 12 Sp. Piaster der Picul. Im Jahre 1599 erhielten die Holländer auf ihrer ersten Reise die Gewürznelken in den Molukken für 10 91/100 Sp. Piaster, vermuthlich mit Einschluß einiger Unkosten und Zölle; denn in dem folgenden Jahre ward regelmäßig contrahirt zu 8 89/100 Sp. Piastern. In dem westlichen Theil des Archipelagus kostete der Pfeffer in derselben Zeit 6 Sp. Piaster. Aus allen diesen Angaben können wir mit ziemlicher Sicherheit schließen, daß die Kosten für den

Anbau der Gewürznelken auf keinen Fall auf 50 Procent höher seyn können, als die für den Pfeffer, daß sie etwa 6 Sp. Piaster der Picul betragen, und daß bei freiem Handel der Versender sie für 8 Piaster erhalten kann.

Dieser Handelszweig zerfällt in die 4 folgenden Perioden: in der ersten ward er durch die Eingebornen betrieben, und die Waare gelangte auf vielen Umwegen und nach schwierigen langen Landreisen nach Europa; in der zweiten nahm der Handel theils denselben Weg, theils ward er auf der neuen Straße durch die Portugiesen betrieben; in der dritten ward er durch die Mitbewerbung der Europäischen Nationen auf den Märkten Europas und den Molukken betrieben, und endlich ausschließlich durch die Holländer, als diese ihre Oberherrschaft völlig begründet und alle Mitbewerbung ausgeschlossen hatten. In der ersten Periode können wir annehmen, daß die Araber, Malayen und Chinesen die Gewürznelken in den Molukken für den natürlichen Marktpreis oder 8 Piaster gekauft haben, und sie dann auf ihrem Wege nach Europa verfolgen. In Sunda-Calapa, oder dem neuern Batavia, einem der Handelsplätze, wo die Kaufleute aus Westen ihre Gewürznelken erhielten, kosteten sie nach Linschotens Angabe 12 $^{70}/_{100}$ bis 15 $^{24}/_{100}$ oder im Durchschnitt etwa 14 Sp. Piaster, ein Preis, der bei dem rohen Zustand des Handels und der Schiffahrt, welcher damals herrschte, für den Handel zwischen den Molukken und Java einen hinreichenden Gewinn brachte. Nachdem die Gewürznelken bis zum Caspischen Meere gelangt waren, mithin zwei Seereisen und eine lange gefährliche und kostspielige Landreise zurück-

gelegt hatten, kosteten sie 91 $^{17}/_{100}$ Piaster oder 551 Procent mehr. *) Munn berichtet, daß die Gewürznelken in Aleppo mit 140 $^{93}/_{100}$ Piastern bezahlt wurden, und daß der alte Verkaufspreis in England nach einer Reise von Aleppo über Venedig und von dort über Brügge oder Antwerpen 237 $^{9}/_{100}$ Piaster betrug, mithin beinahe 30 mal soviel, als der Einkaufspreis, 17 mal soviel, als in den Handelsplätzen von Sunda-Calapa, 160 Procent mehr, als in den Märkten des Caspischen Meeres, und 68 Procent mehr, als in Aleppo. Das ist in wenigen Worten ein Gemälde von dem freuen Handel alter barbarischen Zeiten.

Während der zweiten Periode dieses Handels unter der Herrschaft der Portugiesen scheint der Preis der Gewürznelken sich sehr wenig verändert zu haben, denn Europa ward theils durch die Portugiesen, theils auf dem alten Wege über Land mit dieser Waare versehen, ein Beweis, daß die Portugiesen keinen großen Vorrath brachten und dem Handel der Araber keinen wesentlichen Abbruch thaten. Kaum hatten die Holländer ihren Verkehr mit den Molucken begründet, als die Engländer ihnen folgten, und beide wetteiferten nun mit den Portugiesen, den Chinesen und den Eingebornen, das ist, den Malayen, Javanesen und Macasaren. Der Preis der Gewürznelken mußte natürlich steigen

---

*) Edwards in Hakluyts Collection Vol. II. pag. 291.

und Rumphius erzählt uns, *) daß im Jahre 1619 der Holländische General-Gouverneur Coen contractmäßig 13 $^{74}/_{100}$ Sp. Piaster für den Picul entrichten mußte, daß aber die Eingebornen noch nicht damit zufrieden waren, weil sie oft 18 $^{17}/_{100}$ Piaster von den Engländern erhalten hatten. Munn sagt, die Engländer hätten selbst 22 $^{22}/_{100}$ Piaster bezahlt, allein er machte einen Bericht für die Ostindische Compagnie, und diese Angabe ist wahrscheinlich übertrieben. **) Dieselbe Mitbewerbung steigerte den Preis des Pfeffers, wie wir schon gesehen haben, bis auf 8 $^{89}/_{100}$ Piaster. Die zu den obigen Preisen in Indien gekauften Gewürznelken wurden nach Munns Bericht in England zu 177 $^{78}/_{100}$ Piastern oder 850 Procent über den höchsten Einkaufspreis verkauft. Ich komme jetzt zu der letzten Periode in der Geschichte des Würznelkenhandels, zu dem geschlossenen

---

*) Manuscript History of Amboyna.

**) Der Gouverneur Van Spalt sandte abermals eine Expedition von Kriegsböten gegen Lochoe und Cambello, um die Einwohner dieser Gegenden zu zwingen, die Gewürznelken-Bäume niederzuhauen, weil sie sich weigerten, den Handel mit Ausländern aufzugeben, und weil man keine Mittel hatte, ihnen denselben zu verwehren; denn sobald sie erfuhren, daß Fremde angekommen waren, verbargen sie die Schiffe an versteckten Orten und brachten die Gewürznelken an Bord. Die Engländer verdarben den Markt vorzüglich, indem sie für 1 Bahar von dieser Waare 80 bis 100 Reichsthaler (Holl.) bezahlten, ein Preis, den die Eingebornen auch von uns verlangten. Rumphius Manuscript History of Amboyna Cap. VIII.

Alleinhandel der Holländer. Dieser beginnt mit der Vertreibung der Engländer im Jahr 1623, hat also beinahe 200 Jahre gedauert. Ein Versuch, in das Monopol der Gewürznelken einzugreifen, veranlaßte in den Molukken fortwährend Kriege und Insurrectionen, bis zum Jahre 1681, als die Holländer endlich ihr Monopol nach Herzenswunsch begründeten. Um die Production und den Preis nach Willkühr handhaben und reguliren zu können, wurden die Gewürznelkenbäume außer in Amboyna, dem Sitze ihrer Macht, überall ausgerottet und die Fürsten der Umgegend wurden durch jährliche Stipendien bestochen, sich zur Vernichtung des Eigenthums und des Geburtsrechtes ihrer Unterthanen mit ihnen zu vereinigen. Dieser Plan ward im Jahre 1551 begonnen. *) Die Verträge

*) Rumphius erzählt: als der Admiral Vlaming aus Banda zurückgekehrt war und bemerkte, daß die Compagnie einen übermäßigen Vorrath von Gewürznelken besaß, trachtete er nach einer Gelegenheit, um einen Theil der Bäume auszurotten. Der schon bestehende Zwiespalt schien ihm diese Gelegenheit darzubieten, wodurch die ganze Production der Compagnie gesichert und das Schmuggeln der treulosen Einwohner verhindert werden könnte. In dieser Absicht bat er den König von Ternate, nach Amboyna zu kommen und ihn nach Batavia zu begleiten, um dort mit dem General-Gouverneur und dem Consul Maßregeln zu ergreifen, um die Angelegenheit der Molukken zu schlichten. Auch machte er dem Könige den Vorschlag, alle Gewürznelkenbäume in seinem Lande ausrotten zu lassen, weil sie die ganze Ursache des bestehenden Zwiespaltes wären, und für diesen Dienst eine jährliche beträchtliche Entschädigung an Geld zu empfangen.

sind noch in Kraft, und die umliegenden J[illegible] werden jährlich durch eine Flotte besucht, um den Wa[illegible] der Gewürznelken zu verhindern, welche in ihrer Hei[illegible] mit einer solchen Ueppigkeit gedeihen, daß diese satanisch [illegible]en-gen Maßregeln und diese Beraubung der gütigen Natur kaum im Stande sind, den Nachwuchs zu verhindern.

Durch den Plan, nach welchem der Gewürznelkenhandel jetzt betrieben wird und dessen Ausführung so viele Ungerechtigkeit und selbst Blutvergießen veranlaßt, sind die Gewürzlande zu einem unbedeutenden Pachtgut geworden, dessen natürliche Besitzer in die schlimmste Lage der Leibeigenschaft herabgesunken sind, während die Regierung, deren Pflicht es gewesen wäre, ihnen Freiheit zu sichern und Schutz zu gewähren, der große Alleinhändler und Unterdrücker derselben ist. Der menschliche Geist hätte kaum einen Plan ersinnen können, der zerstörender für die Industrie, nachtheiliger für die Zunahme des allgemeinen Wohls, und verderblicher für die Sitten wäre, als dieses in einem barbarischen Zeitalter geschmiedete System; und bei demselben zu beharren, gereicht einem civilisirten Volk zur Schande.

An einem andern Orte sagt er, daß Amboyna in einer einzigen Erndte und zwar bei der ersten Lese 2000 Bahars, oder 1 Million 188,000 Pfund Gewürznelken geliefert habe, daß aber der Admiral vom Glücke begünstigt worden sei; denn es wäre den Truppen, die er zur Zerstörung des Landes ausgesendet habe, gelungen, eine große Menge von Sago- und Cocus-Palmen und 3000 Gewürznelkenbäume zu vernichten.

Merkwürdig ist es, wie die Alleinhändler bei der Ausführung dieses Systems zugleich die Eingebornen und sich selbst hintergehen. Der nominelle Preis, welchen diese erhalten, ist in der That höher, als der natürliche Preis der Waare; allein in den einzelnen Geschäften werden sie betrogen. Der Pflanzer bringt seine Producte zu den öffentlichen Waarenhäusern, wo sofort dem Ganzen $^1/_5$ abgezogen wird zur Besoldung der Civil- und Militär-Behörden. Der Preis für den Rest ist auf $9\,^{69}/_{100}$ Piaster der Picul festgesetzt, allein vor der Bezahlung wird nochmals $^1/_5$ abgezogen, zur Hälfte zum Besten der Oberhäupter oder Rajas und zur Hälfte für die ältern Eingebornen (Oberältesten), welche die Aufsicht über den gezwungenen Anbau führen. Der wahre Preis, den der Pflanzer erhält, ist daher 8 Sp. Piaster der Picul oder $3\,^1/_4$ Pence das Pf. und nicht, wie man vorgiebt $11\,^{52}/_{100}$ Piaster der Picul oder $4\,^2/_3$ P. das Pfund. Wenn die Gewürznelken am Orte selbst verkauft wurden, so geschah dieß gewöhnlich für 64 Sp. Piaster der Picul oder für achtmal soviel, als der Pflanzer erhielt. Der Durchschnittspreis in Holland war vor dem Französischen Revolutions-Kriege ungefähr 6 Schilling Sterling das Pfund oder $177\,^{79}/_{100}$ Sp. Piaster der Picul, also 2122 Procent höher, als der wirkliche Preis der Waare an Ort und Stelle. Directe nach England versandt war der Durchschnittspreis 3 Sch. 8 P. das Pfund oder $108\,^{64}/_{100}$ Piaster der Picul, also 1258 Procent höher, als der natürliche Ausfuhrpreis!

In Betreff der Quantität der Gewürznelken, die in

den verschiedenen Perioden des Handels gebaut und verbraucht worden ist, kann man hier nicht mehr als eine Annäherung an die Wirklichkeit erwarten. Argensola berichtet, daß die 5 Molukken allein, mit Ausschluß, von Gilolo, Amboyna u. s. w. zur Zeit der Portugiesischen und Spanischen Herrschaft jährlich 4000 Bahars producirten oder 2 Millionen 376,000 Pfund. Er fügt die wichtige und belehrende Thatsache hinzu, daß, als der Handel frei war, diese Quantität noch halbmal so groß war, also 6000 Bahars oder 3 Millionen 564000 Pf. Im Jahre 1631 war die in Amboyna producirte Quantität durch die Plünderung der Holländer sehr vermindert und was ihnen abgeliefert ward, betrug nur 1300 Bahars, 772,497 Pf. In der Wirklichkeit ward jedoch viel mehr producirt, denn die Eingebornen waren natürlich nicht geneigt, die Holländer zu versorgen, und verkauften, soviel sie konnten, an andere Ausländer. Gegenwärtig schätzt man den ganzen Ertrag im Durchschnitt nur auf 700,000 Pfund. Bevor die Gewürzinseln den Engländern in die Hände fielen, wurden in Europa jährlich ungefähr 553,000 Pfund consumirt. Als die Engländer zuletzt im Besitz der Molukken waren, betrug nach einer Schätzung von 5 Jahren, von 1814 bis 1818 die jährliche Consumtion von Europa im Durchschnitt 365,000 Pfund. Davon verbrauchte Großbritannien jährlich 78,000 Pfund, wovon 70,000 in Cayenna producirt waren. Der Zoll für die Gewürznelken auf den Molukken betrug in dieser Zeit in England nicht weniger als 5 Sch. 7½ P. das Pfund, also mehr als 20mal so viel, als der Werth der Waare, wo sie wächst, wo-

durch zusammen mit dem Verkaufspreise die Waare für den Verbraucher 34 mal so theuer wird, als beim Einkauf.

Die in diesem Berichte zusammengestellten Thatsachen sind völlig hinreichend, um die wahren Ursachen des Verfalls dieses Handels zu bezeichnen. Production und Consumtion mußten natürlich abnehmen, weil durch die Ränke und Künsteleien der Monopolisten der Preis so übermäßig gesteigert ward, daß der Verbraucher nicht mehr kaufen konnte. Die Production der 5 Molukken, die in den besten Zeiten 3 Millionen 564,000 Pfund betrug, sank in der frühen Periode der Holländischen Verwaltung schon bis auf 2 Millionen 316,600 Pfund herab. Der Europäische Verbrauch, welcher im Jahr 1621 450,000 Pfund betrug, war von 1786 bis 1791 im Durchschnitt nur 553,000 Pfund, und von 1814 bis 1818 nur 365,000 Pfund. Es ist nicht genug, zu sagen, daß der Preis numerisch fiel, er hätte fallen müssen in Verhältniß mit andern Artikeln, welche für Gewürznelken gebraucht werden und sie verdrängen konnten, er hätte fallen müssen in Verhältniß mit dem schwarzen und langen Pfeffer, Ingwer u. s. w., deren aller Verbrauch in derselben Zeit außerordentlich zunahm. Wenn vor der Entdeckung der neuen Straße nach Indien die Gewürznelken 8 Sch. und der Pfeffer 3 Sch. 6 P. das Pfund kosteten, und der Pfeffer nachher durch Mitbewerbung auf 1 Sch. 8 P. fiel, so hätten die Gewürznelken nicht auf 6 Sch. stehen bleiben, sondern auf 3 Sch. 9¾ P. fallen müssen. Wenn der Gewürznelkenhandel derselben Freiheit sich erfreuet hätte, als neuerlich der Pfefferhandel,

wodurch dieses Gewächs bis auf 7 Pence das Pfund herabsank, so hätten die Gewürznelken, nach einem rechtlichen Verhältnisse bis auf 1 Sch. 4 P. das Pfund fallen müssen. Es ist nicht wahr, daß die wirkliche Consumtion der Gewürznelken in England abgenommen hat; allein in Erwägung der Zunahme des Wohlstands und der Bevölkerung ist es allerdings so. Im Jahre 1615 berechnete man den Verbrauch in England zu 50,000 Pfund, und bei dem gegenwärtigen Zustand des Wohlstands und des Luxus hat er sich nur um 56 Procent vermehrt, während der Verbrauch des Pfeffers um 147 Procent gestiegen ist. Es wäre auffallend, wenn es anders sich verhielte, zumal wenn wir bedenken, daß seit mehrern Jahren die wirklichen Kosten für den Verbraucher, mit Einschluß des Zolls 16 Procent höher waren, als vor der Entdeckung der Straße um das Vorgebirge der guten Hoffnung, um 55 Procent höher, als zu Anfang unsers Verkehrs mit Ostindien! Einheimisch sind die Gewürznelken einzig und allein in den Molukken; allein man hat sie von dort nach Cayenne und nach Isle de Bourbon verpflanzt. Die Gewürznelken von Bourbon sind auf dem Markte von Bombay 25 Procent, in China 33⅓ Procent, und in London 10 Procent weniger werth, als die der Molukken. Wenn die Gewürznelken, wie es nach der Versicherung des Rumphius und anderer glaubwürdiger Schriftsteller der Fall ist, schon durch die Verpflanzung aus ihrem Vaterlande, den Molukken, in das unmittelbar angrenzende Amboyna verloren haben, so läßt sich nicht erwarten, daß sie einen Wechsel von mehrern Breiten-Graden vertragen können. Die

Pflanzungen in Bourbon und Cayenne beruhen gänzlich auf den zerbrechlichen Stützen des Holländischen Monopols in Ostindien. Der Unterschied zwischen dem natürlichen Preise der Gewürznelken in den Molukken und dem Marktpreise derselben Waare in Bourbon und Cayenne, ist in der That eine Prämie für die Pflanzen dieser Länder, und kann nicht geringer angeschlagen werden, als auf 800 Procent oder 72 Sp. Piaster der Picul. Wenn wir daher einen Unterschied von 25 Procent für den geringern Gehalt ihres innern Werthes abrechnen, so liegt es am Tage, daß nicht nur freier Anbau und Handel, sondern die geringste Nachgiebigkeit in dem Monopol der Molukken den Gewürznelkenhandel von Cayenne und Bourbon sofort vernichten müßte. Bis zum Jahre 1815 wurden die Gewürznelken aus Bourbon unter dem Schutz einer Zollbegünstigung in England eingeführt, allein sobald die Zölle gleich gemacht waren, ward dieser Artikel völlig vom Markte vertrieben. Bis zum vorigen Jahre wurden unter denselben Vortheilen Gewürznelken aus Cayenne eingeführt, jetzt aber, da diese Begünstigung aufgehört hat, werden sie unfehlbar mit jenen dasselbe Schicksal theilen.

Nach diesem umständlichen Berichte über den Gewürznelkenhandel, *) wird es nicht nöthig seyn, den Handel

*) Der Muscatnußbaum wächst zu einer Höhe von vierzig bis funfzig Fuß, mit einem wohlbezweigten Stamm, dem Würznelkenbaum äußerlich nicht unähnlich, jedoch weniger spitzen Gipfel, und mehr seitwärts ausgebreiteten Zweigen.

mit Muscatnüssen, welcher von jenen nicht wesentlich abweicht, ebenso weitläuftig zu behandeln. Die Muscatnuß-

---

Die Rinde ist glatt, außen dunkelaschgrau, mit grün vermischt, inwendig roth und saftig. Die Blätter gleichen Birnblättern, sind aber spitzer und breiter, oben dunkelgrün, unten graugrün, wie alle nußartige Blätter. Reibt oder kaut man sie, so stoßen sie einen feinen aromatischen Duft aus. Wird der Baum verwundet oder ein Zweig abgebrochen, so tritt eine blutrothe Flüssigkeit daraus hervor, die einen unauslöschlichen Fleck auf den Kleidern zurück läßt. Durch solche Zufälle verblutet sich auch ein Baum, kränkelt und trägt ferner keine Früchte mehr.

Die Blüthen zeigen sich zuerst als kleine weiß- oder gelbliche Knöpfchen, die sich in kleine lilienartige Blüthchen entfalten. In der Mitte dieser Blüthchen erscheint ein kleines rothes Pistill, das in die Frucht übergeht, die bis zu ihrer völligen Reife neun Monat braucht. Die Bäume tragen Jahraus Jahrein, indem jede Pflanze Blumen und Früchte stets zugleich hat. Die Frucht ist von der Größe einer Nektarine, der sie auch sonst ähnelt. Sie hat eine Furche rund herum, wie die Pfirsche eine auf der einen Seite hat. Die äußere Haut der Frucht ist glatt, und jung von schönem Grün; so wie sie reift, bekommt sie eine rothe Backe wie die Pfirsche, und platzt endlich längs der Furche, worauf die Muscatnuß mit ihrem netzförmigen Arillus von schön kermesinrother Farbe zum Vorschein kommt.

Es giebt in Indien von dieser Frucht acht Arten, beständige Varietäten. Alle cultivirten sind von trefflichem Gewürz; die wilden weit weniger. Die männlichen Bäume sind sehr häufig und stehen unter den weiblichen.

Die geographische Verbreitung des Muskatbaumes ist viel weiter als die der Würznelken. Man findet ihn selbst

pflanzungen sind durch die verkehrten Maßregeln der Monopolisten auf die kleine Gruppe der Banda-Inseln be-

---

über den Archipel hinaus; er ist in Neuholland entdeckt worden, auf der südlichen Halbinsel von Indien, und in Cochinchina. Die Producte dieser Länder sind indeß völlig unschmackhaft, ohne Würzigkeit, und die zum nützlichen Gebrauch dienende Nuß auf eben so enge Grenzen eingeschränkt, fast unter gleichen Verhältnissen, wie der Gewürznelkenbaum. Treffliche duftende Muscatnüsse liefern Neu-Guinea, Ceram, Gilolo, Ternate und die umliegenden kleinern Inseln, ebenso Amboina, Bouroe etc. Die Holländer haben mit ziemlichem Erfolge versucht, sie in allen diesen Geburtsländern auszurotten und auf drei der kleinen Gruppe der Banda-Inseln zu beschränken, nämlich Pulo Ay, Banda, und Nera.

Merkwürdig ist, daß weder Gewürznelke noch Muscatnuß in den Ländern, die sie zeugt, ein Object des Verbrauchs sind.)

Der Muscatbaum kommt fast in derselben Periode, wie der Würznelkenbaum zur Reife, nämlich im neunten Jahr. Auch wird er eben so etwa 75 Jahr alt. Die Bäume, welche in die Muscatnußparks verpflanzt werden, sind in der Regel solche, die durch die Muscatnußtaube verbreitet worden sind. Die Eingebornen von Banda nennen diesen Vogel Falor, die Malayen Muscatnußvogel, die Holländer Nußfresser. Er verschluckt die Nuß ganz, verdaut nur die sogenannte Muscatenblüthe, und giebt die eigentliche Nuß mit ihrer Schale wieder von sich. Diese keimt leicht mittels des Düngers des Vogels, wenn sie auf einen schattigen Platz fällt. Gewöhnlich verpflanzt man sie von da im dritten Jahre oder später. Stets verlangt der Muscatbaum viel Schatten, daher auch in den Pflanzungen selbst zwischen ihnen große

schränkt, und was für den Handel außerdem erzeugt wird, ist sehr unbedeutend. Der Ertrag des Muscatnußbaumes, der gegenwärtig im Handel vorkommt, ist von zusammengesetzterer Natur, als der des Gewürznelkenbaums, und da dieser Umstand auf das innigste verwandt ist mit der Geschichte dieses Handels und mit allen Untersuchungen über den verhältnißmäßigen Preis dieser und anderer Waaren, so wird hier eine nähere Angabe erforderlich seyn. Die getrockneten Erzeugnisse eines Muscatnußbaums bestehen aus Muscatnüssen, Blüthe und Schale. Von 15 Theilen des gesammten Erzeugnisses erhält man 2 Theile Blüthe, 5 Theile Schale und 8 Theile Nüsse oder von 100 13 1/3 Blüthe, 33 1/3 Schale, und 53 1/3 Nüsse. Das Verhältniß der Schale zu den Nüssen ist gleich 5 zu 8, das ist 38 1/2 Prozent Schale und 61 1/2 Procent Nüsse. Das Verhältniß der Blüthe zu den Nüssen wie 1 zu 4. In dem alten Handel und bis zur Begründung des Holländischen

---

Waldbäume stehen, deren Fällen überhaupt auf der ganzen Insel durch ein eigenes Gesetz streng verboten ist.

Es wird dreimal jährlich Erndte gehalten. Eine im April, die andre in der Regenzeit im Juli und August, und die dritte im November. Die erste liefert die besten, die zweite die reichlichsten Früchte. Die dritte eine Art von Nacherndte für die zweite.

Gute wohlbesorgte Muscatbäume produciren alljährlich vierzehn Pfund Nüsse mit dem Macis zusammengerechnet. Die Mittelzahl aller Bäume, die unfruchtbaren eingerechnet, ist als 65 Unzen der Baum, daher auf den Englischen Acker 266 Pfund.

Monopols, wurden die Muscatnüsse beständig in der Schale verkauft und transportirt, und die Eingebornen bleiben auch jetzt noch bei dieser Sitte, wenn das Geschäft ihrer Anordnung überlassen ist. Wenn wir daher hören, daß in der frühern Periode des neuern Europäischen Verkehrs ein Picul Muscatnüsse nur $6 \frac{7}{100}$ Sp. Piaster kostete, so haben wir Muscatnüsse in den Schalen darunter zu verstehen, und abgesehen von der Arbeit, die Nüsse von den Schalen zu befreien, werden die reinen Nüsse $9 \frac{72}{100}$ Piaster gekostet haben. Die Holländischen Monopolisten scheinen es zur Sicherung des völligen Monopols mit diesem Artikel für zweckmäßig gehalten zu haben, die Nüsse von den Schalen zu trennen und überhaupt alles Mögliche zu thun, um der Frucht die Kraft der Fortpflanzung zu nehmen. Deßhalb werden die Früchte langsam gedörrt und geräuchert, was 3 Monate dauert, und dann in eine Mischung von ungelöschtem Kalk und Salzwasser getaucht, wozu mit dem Trocknen wieder 2 Monate erforderlich sind. Dieses erkünstelte System, die Muscatnüsse zu behandeln, ist mit großer Verschwendung und vieler Mühe verknüpft. Durch das alte natürliche Verfahren, die Nüsse in ihren Schalen zuzubereiten, wozu nichts weiter erforderlich war, als ein kurzes und schnelles Dörren, ward die Frucht vor allem Insectenfraß gesichert; kein tropisches Erzeugniß ist weniger zart, als dieses, und man kann dasselbe ohne alle Verpackung oder andern Schutz, als seine eigne harte undurchdringliche Schale, anhäufen und aufbewahren. Sobald aber die Frucht ihrer Schale beraubt ist, gehört sie zu den aller vergänglichsten Artikeln.

Sie wird dann von einem Insecte heimgesucht, welches die Europäer Muscatnußfliege nennen, und wogegen die oben erwähnte Beize nur einen sehr unvollkommenen Schutz gewährt. *) Durch den Verlust der Schale, des natürlichen und einzig wirkenden Schutzes der Muscatnuß, gehen viele Nüsse verloren. Als im Jahr 1810 die Gewürzinseln von den Engländern erobert wurden, fanden sich da-

---

*) Herr Hopkins sagt in einem handschriftlichen Berichte: wenn die Geschichte der Muscatnußfliege ganz bekannt wäre, so könnte sie vielleicht die Mittel an die Hand geben, die Frucht gegen die Angriffe dieses Insects zu schützen. So viel ist gewiß, daß, so lange die Muscatnuß, nachdem sie wohl getrocknet ist, in der Schale bleibt, sie vor dem Insecte sicher ist, obgleich sie durch die Länge der Zeit vielleicht ihren Geruch verliert oder zu Staub verwittert. Wenn die Nuß getrennt von ihrer Schale einige Zeit ungebeizt liegen bleibt, so zeigen sich folgende Erscheinungen: An der Seite oder an dem stumpfen Ende der Nuß entstehet ein kleines Loch (nie so viel ich weiß an der Spitze), woraus man zuweilen eine hart gepanzerte schwarze Fliege hervorkommen siehet; oder es zeigt sich an dem Loche ein Haufen äußerst feinen Staubes, der jedoch, wie sich bei genauer Untersuchung ergiebt, aus lauter ganz kleinen Insecten bestehet, die in der Nuß erzeugt sind und schon einen Theil der innern Substanz vernichtet haben. Viele Nüsse, welche dem Anschein nach gesund sind, und woran auch bei der genauesten Besichtigung keine Spur von einem Loche auf der Oberfläche zu entdecken ist, enthalten, wenn man sie aufschneidet, eine kleine weiße Made. Alle die verschiedenen Stufen in der Verwandlung dieses Thieres lassen sich nach

selbst in den Waarenhäusern 37,184 Pfund Muscatnüsse, die zu Staub vermodert und ganz unnütz waren. Die Quantität der zerbrochenen, schlechten und verfaulten Nüsse kann bei der jetzigen Behandlung im Durchschnitt nicht geringer, als zu 10½ Procent von der Frucht, wie sie vom Baume kommt, angeschlagen werden, so daß das wahre Verhältniß des Ertrages folgendes ist: 38½ Procent Schalen, 10½ Procent zerbrochene und verdorbene Nüsse und 51 Procent gute Nüsse.

Ein Grund, welcher beim ersten Anblick sehr für die Befreiung der Muscatnüsse von ihren Schalen zu sprechen scheint, ist das Ersparniß an Fracht oder Fuhrlohn, indem der Umfang und das Gewicht der Waare um 38½ Procent verringert wird. Allein dieser Grund ist leicht zu widerlegen. Die Verpackung oder das Tara der Muscatnüsse beträgt nach der jetzigen Art des Geschäftes 25 Procent vom Ganzen, so daß die scheinbare Ersparung in diesem Puncte auf 13½ Procent angeschlagen werden muß, womit die Unkosten für die Verpackung, (die aus Java nach den Molukken geschafft werden muß, weil nur ein auf dieser Insel gefundenes Holz Teak genannt, dazu tauglich ist), ferner wenigstens 4 Monate Zeit, die Mühe der

weisen, und es geht daraus deutlich hervor, daß die Fliege nicht nach der Reife in die Frucht eindringen konnte. Daraus folgt, daß die Eier schon in der Blüthe gelegen haben müssen, und daß das Thier zugleich mit der Nuß wächst, daß aber das Abfallen der Schale und die Einwirkung der äußern Luft erforderlich sind, um es zur Vollendung zu bringen.

Zubereitung der Nüsse, die Ausgaben für die dazu erforderlichen Materialien, und der durch die Insecten entstehende Verlust in Anschlag zu bringen ist. Es leidet daher keinen Zweifel, daß die Unkosten, um die Muscatnüsse auf den Markt zu bringen, durch die unvernünftige Gewohnheit, sie von den Schalen zu trennen, gar sehr erhöht werden, und dieß wird zur Gnüge bewiesen, durch eine Vergleichung der verhältnißmäßigen Preise der Gewürznelken, der Muscatblüthe und der Muscatnüsse, bei dem frühsten Zustande dieses Handels und von der gegenwärtigen Behandlungsweise der Nüsse, mit den gegenwärtig bestehenden Preisen. In der ersten Zeit unsers Handels, verhielt sich der Preis der Muscatnüsse zu dem der Gewürznelken, wie 100 zu 290, jene waren also 65½ Procent wohlfeiler. Gegenwärtig ist die Sache umgekehrt; die Preise verhalten sich wie 100 zu 47, jene sind also 113 Procent theurer. Dieser unnatürliche erkünstelte Preis ist jedoch, wie wir gleich sehen werden, keinesweges ausschließlich dem Fehler bei der Zubereitung der Muscatnüsse zuzuschreiben, sondern vieles kommt auf Rechnung der Strenge des Alleinhandels und der beschränkten Production der Muscatnüsse, die von einigen wenigen Sclaven gebaut werden, eine Hemmung, die bei den Gewürznelken nicht zu so einem verderblichen Umfange gelangen konnte, weil Letztere durch die zahlreiche und verhältnißmäßig freie Bevölkerung von Amboina gebaut werden. Die Einsicht, welche ein freier Handel erzeugt, würde solche Bemerkungen überflüssig machen; allein die von dem Character des Alleinhandels unzertrennliche Schwäche] erfordert eine fortwährende Lei-

tung und Aufsicht, selbst zur Erreichung der eignen beschränkten Zwecke desselben.

Die Muscatblüthen erfordern keine solche Zubereitung, wie die Nüsse; ein einfaches Trocknen an der Sonne ist hinreichend, um sie für den Markt tauglich zu machen.

Der natürliche Preis des Anbaues und des auf den Marktbringens der Muscatnüsse kann bei freiem Handel und bei freier Cultur ohne Schwierigkeit bestimmt angegeben werden. Ein Picul langer Muscatnüsse in den Schalen, deren Anbau genau dieselben Unkosten verursacht, als der der runden, kostet auf den Märkten des östlichen Archipelagus 4 Sp. Piaster, oder der Centner 1 Schilling $1\frac{1}{2}$ D. Sterling, und weiter westlich, wie z. B. in Bali 5 Piaster der Picul, oder der Centner 18 Sch. $10\frac{3}{4}$ D. Von der Schale befreiet kosten sie dort $5\frac{11}{100}$ Piaster der Picul, oder 20 Sch. $11\frac{1}{4}$ D. der Centner, hier $6\frac{23}{100}$ Piaster, oder 26 Sch. $2\frac{1}{4}$ D. Es ist eine auffallende Uebereinstimmung zwischen diesen Preisen und denen, welche bei einem freien Handel bezahlt wurden, wenn wir bedenken, daß jene durch die aus der Gefahr des Schmuggelns entspringenden Unkosten erhöht sind und von den ungeheuern Kosten des Monopolerzeugnisses eine Prämie erhalten. Als die Holländer mit den Portugiesen, den Chinesen und den Eingebornen des westlichen Archipelagus wetteiferten, bezahlten sie auf der ersten Reise für ihre Muscatnüsse nicht mehr, als $1\frac{19}{100}$ Sp. Piaster den Picul, oder 4 Sch. 6 D. den Centner, also für die reinen Nüsse $1\frac{93}{100}$ Piaster den Picul, oder 7 Sch. $3\frac{1}{2}$ D. den

Centner. Linschooten erzählt uns, daß die von den Japanesen zum Gebrauch der Araber, der Hindus und Muhamedaner des westlichen Indiens nach Sunda Calapa, dem jetzigen Batavia, gebrachten Muscatnüsse in den Schalen, im Durchschnitt nicht über $2^{88}/_{100}$ Piaster der Picul, oder 10 Sch. $10^3/_4$ D. der Centner kosteten, das ist $1^1/_6$ D. das Pf., mithin für die reinen Nüsse, mit Ausschluß der kleinen Unkosten des Abtrennens der Schale, nicht mehr als $4^{63}/_{100}$ Piaster der Picul, oder 17 Sch. 6 D. der Centner, das ist $1^7/_8$ D. das Pf. Als ein Grund zu Gunsten des Alleinhandels hat man zuweilen, jedoch ohne darauf zu bestehen, angeführt, daß die Sorge und Wachsamkeit desselben erforderlich seien, um den Verbraucher mit guter Waare zu versehen. Daß eine solche Behauptung gar keinen vernünftigen Sinn habe, läßt sich leicht genug beweisen. Der Verbrauch der Gewürze war verhältnißmäßig am größten, als die Monopolisten durchaus nichts damit zu thun hatten, und was die Muscatnüsse betrifft, so mußten diese nothwendig sehr gut zubereitet seyn, weil sie in der rohen Periode der Schiffahrt viele unbehutsame Seereisen, lange Landreisen und den Wechsel der Hitze und Kälte, dem sie nothwendig unterworfen waren, aushalten konnten, ohne darunter zu leiden. Wenn die Nüsse, wie man sie jetzt zu behandeln pflegt, denselben nachtheiligen Lagen ausgesetzt würden, so möchte wohl nur ein kleiner Theil den fernen Europäischen Markt erreichen.

Bei meiner Abhandlung über die Gewürznelken habe ich mich bemüht, den natürlichen Preis derselben zu erfor-

schen und ihn etwa auf 6 Piaster den Picul ($2^1/_2$ D. das Pf.), oder zur Ausfuhr gelagert, zu 8 Piaster den Picul ($3^1/_4$ D. das Pf.) angegeben. Der natürliche Preis der Muscatnüsse ist viel niedriger, und aus den schon erwähnten Angaben können wir schließen, daß er bei freiem Handel nicht über 4 Sp. Piaster der Picul steigen dürfe, oder zur Ausfuhr fertig auf 6 Piaster, d. i. $2^1/_2$ D. das Pf. Der wirkliche Preis in Europa sollte daher nicht über 6 D. das Pf. stehen; allein er war gewöhnlich zwölfmal, und in England mit Einschluß der Zölle siebzehnmal so hoch. Man kann mit Grund behaupten, daß der Verbraucher diesen Preis nur deßhalb bezahlt, damit eine politische Betrügerei gespielt werden könne, wodurch die spielende Partei sich selber hintergeht, ohne irgend einen Vortheil zu gewinnen, während der Pflanzer an seinem Eigenthum und seiner Freiheit betrogen wird.

Da man mit derselben Arbeit viermal so viel Muscatnüsse gewinnt, als Muscatblüthe, so sollte der Preis für diese viermal so hoch seyn, als für jene. Der Marktpreis ist natürlich gelegentlich von diesem Verhältniß abgewichen, im Allgemeinen aber stand er demselben nahe. Zur Zeit der ersten Holländischen Reise standen die Muscatnüsse außerordentlich niedrig und kosteten nicht mehr als $^1/_6$ von dem Preis der Muscatblüthen. Auf Linschootens Preise in Sunda Calapa im Jahr 1583 kann man nach meiner Meinung sicherer bauen, und hier kosteten die Muscatblüthen beinahe dreimal so viel, als die Nüsse; allein in dieser Schätzung müssen wir nicht vergessen, bei den Transportkosten der Nüsse $38^1/_2$ Procent für die unnützen Scha-

len in Anschlag zu bringen, die man als das Tara dieses Artikels ansehen kann. Auf den Märkten am Caspischen Meere standen sich diese Preise aus demselben Grunde noch näher, und hier standen die Muscatblüthen nicht über 80 Procent höher, als die Nüsse.

Um die Natur und Geschichte dieses Zweiges des Gewürzhandels ganz richtig zu verstehen, ist eine Uebersicht der in den verschiedenen Perioden dieses Handels in Europa bestehenden Preise erforderlich. Der alte Preis der Muscatnüsse in England vor der Entdeckung des Weges um das Vorgebirge der guten Hoffnung, war $133^1/_3$ Sp. Piaster der Picul, oder 4 Sch. 6 D. das Pf., und für die Muscatblüthe $266^2/_3$ Sp. Piaster der Picul, oder 9 Sch. das Pf. Vor 200 Jahren kosteten jene in England $74^7/_{100}$ Piaster der Picul, oder 2 Sch. 6 D. das Pf. und die Blüthe $177^{78}/_{100}$ Piaster der Picul, oder 6 Sch. das Pf. Als die Holländer im vollen Besitz des Monopols waren, kosteten in Holland die Nüsse 305 Piaster der Picul, oder 10 Sch. $3^1/_2$ D. das Pf. und die Blüthen 903 Piaster der Picul, oder 10 Sch. $5^3/_4$ D. das Pf. Es ist kein Wunder, wenn diese übertriebenen Preise den Verbrauch verringerten. In den Jahren 1803, 1804 und 1805 wurden die Muscatnüsse in England für 309 Piaster der Picul, oder zu 10 Sch. $5^1/_4$ D. das Pf. verkauft. Gegenwärtig ist der Preis mit Ausschluß der Abgaben, für die Nüsse 5 Sch. und für die Blüthen 8 Sch., oder mit den Abgaben 7 Sch. 6 D. und 11 Sch. 6 D. das Pf.

Zunächst müssen wir nun die Quantität der Europäischen Consumtion in den verschiedenen Perioden dieses

Handels erwägen. Im Jahre 1615 ward der Verbrauch in England auf 100,000 Pf. Nüsse und 15,000 Pf. Blüthen angegeben. Hr. Munn schätzte vor 200 Jahren den Verbrauch der ganzen Christenheit auf 400,000 Pf. Nüsse und 150,000 Pf. Blüthen. In der Mitte des letzten Jahrhunderts war die Consumtion der Muscatnüsse in Europa auf 250,000 Pf. gesunken. Als das Monopol zuerst in die Hände der Engländer fiel, betrug die Consumtion in England im Durchschnitt 39,071 Pf. Nüsse und 5400 Pf. Blüthen. In ganz Europa sank sie auf 85,960 Pf. Nüsse und 24,234 Pf. Blüthen. Während unsers letzten Besitzes der Gewürzlande betrug die Consumtion in England 56,960 Pf. Nüsse und 5620 Pf. Blüthen und in ganz Europa 214,720 Pf. Nüsse und 250,040 Pf. Blüthen. Diese Angaben sind völlig genügend, um in Betreff der Erzeugnisse des Muscatnußbaumes zu entscheiden, weßhalb der Verbrauch der Gewürze in Europa gegenwärtig geringer ist, als in der mittlern Zeit, während die Waare selbst wohlfeiler ward. Die zur Erklärung dieser scheinbar anomalen Thatsache in Betreff der Gewürznelken gebrauchten Gründe, finden natürlich eine noch entschiedenere Anwendung auf die kostbarern Muscatnüsse und Blüthen. Es ist jedoch genau genommen nicht wahr, daß die Kosten dieser beiden Gewürze seit der Entdeckung der neuen Straße wirklich geringer geworden sind. Die Wahrheit ist, daß die Menschen in Bezug auf diese eben so verfahren sind, wie in Bezug auf andere Waaren. Der Monopolpreis hat seine Grenze gehabt. Die Menschen haben aufgehört, feinere Gewürze zu consumiren, und sich dafür zu gröbern

Surrogaten gewandt. Diese Surrogate waren schwarzer Pfeffer und Ingber und vor allen vielleicht der Piment und die Gewürze aus Chili, die vor der Entdeckung von America, auf die Wege um das Vorgebirge der guten Hoffnung den Europäern unbekannt waren. Wenn die feinern Gewürze, die, wie bekannt, dem eigenthümlichen Geschmacke fast aller Menschenracen zusagen, nicht durch die thörigen Künsteleien der Monopolisten unzugänglich geworden wären, so würde man sich nie zu den gröbern und weniger angenehmen Specereien gewandt haben, eben so wenig, als man ohne Noth dem Claret (Französischen Rothwein) den Portwein und diesem die Gebräue und Distillationen aus Malz vorgezogen haben würde. Diese beiden Fälle sind ganz parallel. Die feinern Gewürze sind jetzt durch die Nothwendigkeit auf die Consumtion der wenigen Reichen beschränkt, und daher natürlich als Gegenstände des Handels und des Einkommens von geringer Bedeutsamkeit. Wenn es noch irgend eines Beweises bedarf, um die Richtigkeit dieser Erklärung zu bestätigen, so finden wir denselben in der auffallenden und merkwürdigen Thatsache, daß der Verkauf der kostbarsten Gewürze am meisten abgenommen hat. Die Abnahme der Consumtion der Gewürznelken betrug nur 19 Procent, der Muscatnüsse $46\frac{1}{2}$ und der Muscatblüthe $83\frac{1}{3}$ Procent. Im Jahr 1621 verhielt sich die Consumtion der Muscatnüsse zu der der Blüthen, wie 100 zu $37\frac{1}{2}$, im Jahr 1790 wie 100 zu $33\frac{2}{5}$, 1803 wie 100 zu $28\frac{1}{5}$ und von 1814 bis 1818 wie 100 zu $11\frac{2}{3}$.

Es mag nicht ohne Nutzen seyn, hier einige Mittel in

Vorschlag zu bringen, um den Gewürzhandel auf seinen natürlichen Zustand zurückzubringen. Allein um dieß verständlich zu machen, wird es nöthig seyn, einen kurzen Abriß voranzuschicken, von dem Anbau der Muscatnüsse, von dem Handel mit denselben, wie er unter den Monopolverordnungen betrieben ward, und von den Versuchen, den Anbau dieses Gewächses über die Grenzen seiner Heimat auszudehnen. Der Gewürznelkenbaum wird von den Eingebornen von Amboina gebaut, der Muscatnußbaum aber von Sclaven, welche ausdrücklich zu diesem Zwecke durch die Holländer in den Banda-Inseln eingeführt werden. Die Bewohner der kleinen Gruppe der Banda-Inseln leisteten den ersten und muthigsten Widerstand gegen die Errichtung des Alleinhandels; allein da ihre Zahl sehr gering war und ihr Land den militärischen Operationen der Europäischen Mächte offen lag, wurden sie völlig unterjocht und im Jahre 1620 traf die Wenigen, welche den Kampf überlebten, das harte Schicksal, aus ihrem Vaterlande vertrieben zu werden. Um die Muscatpflanzungen im Fortgang zu erhalten, wurden sie von den Holländern an verwundete Europäische Soldaten und andere Abenteurer aus ihrer eigenen Nation verkauft, deren Nachkommen, eine träge, unwissende und verschwenderische Menschenrace, noch gegenwärtig die Besitzer sind. Unter diesen Personen stehen die Sclaven etwa 2000 an Zahl, Eingeborne einiger der umliegenden Inseln, welche den Boden bearbeiten und die Gewächse pflegen. Aus den Ehen dieser Menschen entspringen selten mehr, als zwei Kinder, aus denen der freien Bewohner von Amboina drei und die jährliche Zahl der

Todten verhält sich wie 1 zu 22, mithin eben so ungünstig, als in den ungesundesten Städten von Europa, so daß die Volkszahl durch jährliche Einfuhr ergänzt werden muß. Die Bedingungen der Ländereien für die Eigenthümer oder Parkbesitzer (park-keepers), wie sie richtiger genannt werden, waren folgende: sie sollten zu festgesetzten Preisen ihre Erzeugnisse ausschließlich der Regierung liefern und dagegen von dieser gleichfalls zu bestimmten Preisen mit Lebensbedürfnissen und Sclaven versehen werden; dabei waren diese nominellen Eigenthümer der Gefahr ausgesetzt, durch die Localbehörden der Regierung auf den geringfügigsten Vorwand, wie z. B. wegen Vernachlässigung oder Mangel an Respect, Beleidigungen, bei welchen der Ankläger zugleich der einzige Richter war, aus ihrem Besitz vertrieben zu werden. Die Preise, welche der Pflanzer für seine Gewürze erhielt, haben sich von Zeit zu Zeit verändert. Die ersten festgesetzten Preise waren: für Muscatnüsse $^1/_3$ Pence das Pf., oder $^{81}/_{100}$ Piaster der Picul, und für Muscatblüthen $^4/_5$ Pence das Pf., oder 2 Piaster der Picul. Es ergab sich jedoch bald, daß diese übertrieben niedrigen Preise nicht ausreichend waren, und die Regierung sah sich genöthigt, sie von Zeit zu Zeit zu erhöhen. Die Preise, welche jetzt bezahlt werden, sind im Durchschnitt für Muscatnüsse $3^1/_2$ D. das Pf., oder $9^{15}/_{100}$ Piaster der Picul, und für Muscatblüthen $9^3/_4$ D. das Pf., oder 24 Piaster der Picul. Hier haben wir wieder ein entschiedenes Zeugniß für den verderblichen Einfluß des Alleinhandels. Der jetzt freiwillig bezahlte Preis ist viel höher, als der, welchen die Holländer in ihrem er-

sten Verkehr, als sie noch nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit und Billigkeit handelten, zu bezahlen sich genöthigt sahen. Das ist die Natur der Wiedervergeltung, aus einem bloß pecuniären Standpuncte betrachtet, welche die Holländer für das doppelte Verbrechen der Ausrottung der Eingebornen und der Einführung der Sclavenarbeit getroffen hat.

Zur Sicherung des Monopols im Gewürzhandel, in Bezug auf die Muscatnüsse und Gewürznelken, dienen folgende Mittel: der Anbau der erstern ist, wie schon bemerkt, auf die Banda-Inseln, der der letztern auf Amboina beschränkt; den kleinen Fürsten der andern Gewürzlande werden für die Ausrottung der Pflanzen jährlich geringe Geldsummen entrichtet; eine Flotte wird jährlich zu den verschiedenen Inseln gesandt, um auf die buchstäbliche Befolgung der Vertragspuncte zu sehen, und die Strafe für den sogenannten unerlaubten Handel mit Gewürzen ist, für die angesehenen Stände, Verbannung, für die niedern, Tod! Das ist das verkehrte System, wodurch ein Handel, der einst der größte im ganzen Osten war, zu einem so jämmerlichen Zustande herabgebracht worden ist, daß er keineswegs im Stande wäre, das Capital manches einzelnen Kaufmanns von London, Glasgow oder Liverpool zu beschäftigen. Dreizehn Jahre waren die Engländer im Besitz der Gewürzinseln, und zweimal gaben sie dieselben, ohne Veränderung der Grundsätze, nach welchen sie verwaltet waren, denen zurück, durch welche sie zu ihrem gegenwärtigen Zustande der Unbedeutenheit herabgewürdigt wurden.

Der Besitz der Gewürzinseln im Jahr 1796 setzte die Engländer, was sie lange gewünscht hatten, in den Stand,

Gewürzpflanzen zu erhalten, um sie in ihre eignen Besitzungen zu verpflanzen, und mit der Muscatnuß machten sie den Versuch in Penang, Bencoolen und auf einigen der Westindischen Inseln. In den letztern ist der Versuch völlig fehlgeschlagen, oder hat sich wenigstens als ganz nutzlos bewiesen. Innerhalb des Archipelagus hat der Anbau, was die Qualität betrifft, glücklichern Erfolg gehabt, als mit den Gewürznelken, und sowohl in Penang als in Bencoolen, hat man sehr gute Muscatnüsse gezogen; allein die Kosten, um dieselben auf den Markt zu bringen, sind so hoch, daß die Wiederbegründung eines freien Anbaues in der Heimat dieses Gewürzes, diesen erkünstelten und unsichern Zweig der Industrie sogleich vernichten würde. Die Pflanzer von Bencoolen versichern, daß sie die Muscatnüsse nicht unter 2 Sch. 6 D. das Pf., oder $74^{7}/_{100}$ Sp. Piaster den Picul bauen können, was freilich $44^{1}/_{2}$ Procent wohlfeiler ist, als die Monopolpreise, zu welchen die Muscatnüsse in den Gewürzinseln verkauft worden sind; zugleich aber 2000 Procent theurer, als der angegebene natürliche Preis. Dieser ungeheuere Unterschied ist also der Vortheil, welcher den Pflanzern von Bencoolen bezahlt wird; es ist unnöthig, mehr darüber zu sagen. Es würde nach meiner Meinung ein eben so eitler Versuch seyn, Champagner oder Burgunderwein in die Normandie, oder nach England verpflanzen zu wollen, als Gewürznelken und Muscatnüsse von gleicher Güte in irgend einem Lande außerhalb der Grenze ihres natürlichen Bodens zu ziehen. Nach diesen vorläufigen Bemerkungen wollen wir noch einige Maßregeln in Vorschlag bringen, welche man zu neh-

men hätte, um den Bewohnern der Molukken die ihnen zustehenden Rechte wieder zu verschaffen und den Gewürzhandel in seine natürliche und heilsame Lage zurückzuführen. Das bezieht sich natürlich nur auf die noch vorhandenen Pflanzen. Das Land ist bei dem bestehenden überwiegenden Verhältniß zum Capital und der Bevölkerung von keinem Werthe. Die vorhandenen Pflanzungen sollten daher auf bestimmte Jahre öffentlich ausgeboten und den Meistbietenden in Pacht gegeben werden. Dadurch wäre man im Stande, den Pachtzins für die Pflanzung nach dem billigsten Maße festzusetzen. Die Rechte der Eigenthümer der Muscatnuß-Haine könnte man dadurch sichern, daß man ihnen die höchste Entschädigung gewährte, die sich aus einer Schätzung ihres jetzigen Gewinns ergeben würde. Die Sclaven sollten, was kaum einer Erwähnung bedarf, augenblicklich und völlig freigelassen werden. Nach diesen Maßregeln müßte der Anbau und der Handel der Gewürze für ganz frei erklärt werden, nicht nur auf den Inseln, auf welche dieselben jetzt beschränkt sind, sondern überall ohne Ausnahme, wo die Bewohner des Landes es vortheilhaft finden könnten, den Anbau oder den Handel zu betreiben. Man kann die Frage aufwerfen, auf welche Weise die herrschenden Behörden für die Aufopferung so vieler Privilegien entschädigt werden sollten? Das würde geschehen durch die Zunahme der Industrie, welche stets eine Folge der Freiheit ist. Ausländer aus Westindien, China und Europa würden als Kaufleute und als Ansiedler herbeieilen in das begünstigte Land der Gewürze, und wo Wohlstand herrschte, da würde die Re-

gierung dieser Inseln, von welcher Nation sie auch sei, so wenig wie eine andere Regierung, der Mittel entbehren, sich für die Bedürfnisse des Staats einen Theil dieses Wohlstandes anzueignen. Die Handelszölle würden nothwendig den wichtigsten Zweig des Einkommens bilden. Durch den größern Schutz und die größere Sicherheit der Europäischen Institutionen, würde der Werth der Ländereien steigen und der Preis für die jetzt eigenthumslosen Grundstücke würde natürlich eine bedeutende Quelle des Einkommens werden. Wenigstens würden diese Maßregeln ein eben so großes Einkommen sichern, als das gegenwärtige System, welches, wie man jetzt sehr wohl weiß, nicht nur keine Quelle commerziellen Gewinnes war, sondern seit vielen Jahren nicht hinreichte, um die Unkosten der zur Aufrechthaltung erforderlichen Localetablissements zu decken. Die Vertheidiger der Monopole haben gegen jeglichen Versuch, die Lage der Bewohner der Molukken durch Wiedererstattung ihrer natürlichen Rechte zu verbessern, den Einwand gemacht, daß sie für die Ausübung irgend einer vernünftigen Freiheit, in der Betreibung ihrer eigenen Angelegenheiten, nicht fähig, ihre Emancipation nicht als eine Wohlthat, sondern als ein Uebel betrachten würden. Dieses läppische und selbstische Geschwätz verdient kaum einer ernsten Betrachtung. Wenn die Bemerkung wahr wäre, so enthielte sie den stärksten Tadel wider ein System, welches ihren Character so unbegreiflich tief erniedrigen konnte; denn dieselben Menschen kämpften und bluteten ein ganzes Jahrhundert für eben die Rechte, die sie jetzt nach jener Behauptung verwerfen sollten. Allein in Wahrheit hegen die

Bewohner der Molukken bis auf diesen Tag großes Verlangen nach einem freien Handel, was die Strafen der Monopolverordnungen hinreichend bezeugen. Trotz der Confiscation des Eigenthums und trotz der Strafen der Verbannung und des Todes, werden jährlich nicht weniger als 60,000 Pf. Muscatnüsse und 15,000 Pf. Muscatblüthen aus den Banda-Inseln ausgeschmuggelt.

Man wird die Weitläufigkeit entschuldigen, mit welcher ich den Gewürzhandel, unerachtet der gegenwärtigen Unbedeutsamkeit desselben behandelt habe, wenn man das eigenthümliche harte Schicksal der Eingebornen dieser Inseln, von dem frühsten Verkehre mit den Europäern an, bis auf unsere Zeiten herab in Erwägung ziehet. Unter dem Einfluß der ungerechtesten, trügerischsten und unvortheilhaftesten Grundsätze, sind sie zwei Jahrhunderte einem Gewerbszwange unterworfen gewesen, der in Betreff der Strenge in keinem Lande und zu keiner Zeit seines Gleichen hatte. Die Täuschungen, welche zu diesem System führten, äußern noch fortwährend ihren Einfluß auf die Politik der Europäischen Nationen, und merkwürdig ist es, daß, obgleich in allen andern Theilen des Holländischen Ostindiens, ein auf freie und weise Grundsätze beruhendes Verwaltungssystem eingeführt ward, die Gewürzinseln durch ein besonderes Schicksal ausdrücklich von den Vortheilen desselben ausgeschlossen wurden.

Die ganze Production der Banda-Inseln beträgt gegenwärtig an Muscatnüssen 4500 Piculs, oder 600,000 Pf. und an Muscatblüthen 1125 Piculs, oder 150,000

Pf. Europa, China, Bengal und America, sind die vorzüglichsten Märkte. Die civilisirten Stämme des Archipelagus consumiren nur die langen Muscatnüsse, welche sie in den Schalen erhalten, deren aber auch viele ins westliche Asien und nach Hindostan ausgeführt werden.

Wenn die Consumtion zunehmen sollte, wie es unvermeidlich der Fall seyn wird bei freiem Handel und freiem Anbau, dann werden die Gewürze ein ausgebreiteterer Verbrauchsartikel werden, als sie je zuvor waren, und in wenigen Jahren würde dann der Gewürzhandel ein wichtiger Zweig des Verkehrs seyn.

Außer dem schwarzen Pfeffer und den kostbaren Spezereien, giebt es auch noch einige von geringerem Werthe, welche dennoch Gegenstände des auswärtigen Handels sind. Diese sind nach der Folge ihres Werthes: langer Pfeffer, Cubeben, Gewürznelkenrinde, Miscyrinde, Ingwer, Curcuma (Gelbwurz) und Cayaput-Oel. Diese sind jedoch sämtlich als Handelsartikel zu unbedeutend, um lange dabei zu verweilen. Der lange Pfeffer kostet in Java 30 Procent weniger, als schwarzer Pfeffer, und Cubeben etwa eben so viel. Die Curcuma von Java wird auf den Europäischen Märkten nächst der Chinesischen am meisten und viel höher, als die Bengalische geschätzt. Die Gewürznelkenrinde ist als Ausfuhrartikel vorzüglich wichtig, wegen ihres Oels, welches dem der Gewürznelken selbst wenig nachstehet. Cayaput-Oel, welches von einer in den Gewürzlanden wachsenden Myrthe gewonnen wird, ist neuerlich ein beliebtes äußeres Arzneimittel geworden; es ward an Ort

und Stelle verkauft für 5 Sp. Piaster das Englische Quartier *); allein das ist nicht der natürliche Preis dieser Waare, sondern nur bedingt durch den schwierigen Verkehr der Handelswelt mit diesen Ländern.

Betelnüsse oder Areca **), Gambir und Taback sind Gegenstände eines ausgebreiteten Handels. Alle Länder des

---

*) Das ist von allen Flüssigkeiten, mit Ausnahme des Biers, 45¾ Franz. Cubikzoll. A. d. U.

**) Der Betelstrauch (Piper Betle) ist ein sehr wichtiger Artikel der Oeconomie jener Länder. Rumph beschreibt sechs Arten und noch einige Varietäten davon, deren die meisten angebaut, die andern wild in den Wäldern angetroffen werden. Sie scheint Indien eigenthümlich anzugehören, und wir finden sie darum in jeder Sprache mit einem unterschiedlichen Namen bezeichnet. Die Javaner nennen ihn Suro, die Malayen Sireh, im Ternati heißt er Bido, im Balinesischen Base, im Amboinischen Amo. Das Europäische Wort stammt vom Telinga, in welcher Sprache es bald Betle bald Betre heißt.

Der Betelstrauch wird in allen tropischen Ländern Asiens wild angetroffen, die cultivirten Arten dagegen nirgends wild, so daß manche meinen, sie seien durch Cultur aus ihrer ursprünglichen Form umgeändert worden. Der Leichtigkeit nach, wie sie erzogen wird, scheint sie aus der Nähe des Aequators abzustammen. In Deccan verlangt sie schon sehr viel Sorgfalt der Behandlung, und in den nördlichen Theilen von Hindustan wächst sie fast eben so schwierig, wie die warmen Pflanzen unserer Treibhäuser.

Auf Java wird die Cultur in eigenen Gärten meist in der Nähe der Dörfer, im allerbesten Boden betrieben, dem es

Archipelagus produciren eine für ihren eignen Gebrauch hinlängliche Quantität von Areca; allein nur in den westlichen Ländern und besonders an der Westküste von Sumatra, wo Pedir der bedeutendste Ort ist, wächst die Areca in solchem Ueberfluß, daß sie einen Ausfuhrartikel bildet. Man unterscheidet im Handel zwei Sorten dieses Artikels, diejenige, welche sorgsam getrocknet ist, ohne zerschnitten zu seyn, und die, welche erst zerschnitten und dann schnell getrocknet wird. Die erste Art ist die beste und kostet in Pedir, wo etwa 40,000 Piculs jährlich zur Ausfuhr producirt werden, von $^3/_4$ bis $1^1/_4$ Sp. Piaster der Picul. Zu diesem Preise wird die Areca von den Europäischen Kaufleuten aus Penang gekauft und aus den Waarenhäusern derselben mit 100 bis 200 Procent Gewinn wieder verkauft. Sie wird vorzüglich nach China und Bengal gebracht und kostet auf dem Markt von Canton im Durchschnitt $3^{75}/_{100}$ und in Calcutta $4^{27}/_{100}$ Sp. Piaster der Picul; also an jenem Orte 50, an diesem 70 Procent mehr, als beim Einkauf. Ein so wohlfeiler und dauerhafter Artikel könnte vielleicht mit Vortheil in Europa eingeführt und bei der Baumwollenfärberei benutzt werden, wozu derselbe in Coromandel und Malabar dient. Die Areca der Indischen Inseln ist $66^2/_3$ Procent wohlfeiler, als die, welche in Malabar producirt wird.

---

nie an Wasser mangelt, und der den allerbesten Reiß liefern würde. Man zieht den Betelstrauch an Pfählen oder lebendigen Bäumen, und weiter bedarf er keiner Cultur. Im zweiten Jahre fängt er an, Blätter zu liefern, bis zum dreißigsten;

Gambir oder Terra Japonica ist ein Erzeugniß des westlichen Archipelagus, von wo es in großer Menge in die östlichen Theile desselben, insbesondere nach Java, weniger nach China ausgeführt wird. Die Versender dieser Waare müssen an Ort und Stelle 3 bis 4 Sp. Piaster den Picul bezahlen. Der Verkaufspreis in Java ist gewöhnlich 6, und wenn der Markt schlecht versorgt ist, nicht selten 8 Sp. Piaster. Ein solches Schwanken des Preises darf uns nicht befremden in Ländern, zwischen welchen, der ungeschickten Betreibung wegen, die Communication noch unsicher ist.

Ueber den Tabackhandel wollen wir noch einige Bemerkungen hinzufügen. Kleine Quantitäten dieser Waare werden zum einheimischen Gebrauch überall gebaut; allein nur an wenigen Orten ist sie ein Ausfuhrartikel geworden, weil ein reicher Boden und ein bedeutender Grad von Geschicklichkeit erforderlich sind, um sie in Menge und in besonderer Güte zu erzeugen. Diese Orte sind Lasoa, Magindanao und vor allen Java. Aus letzterm Lande wird eine außerordentliche Quantität nach Borneo, Sumatra, der Malayischen Halbinsel, Celebes und den Gewürzinseln ausgeführt; im Ganzen 5 Millionen Pf. Der Java-Taback wird im Handel in drei verschiedene Sorten getheilt, die jedoch alle von denselben Pflanzen gewonnen werden, indem die obern, mittlern und untern Blätter die erste, zweite und dritte Sorte bilden, wofür an Ort und Stelle ungefähr 5 D., 3 D. und 1⅓ D. das Pf. bezahlt wird. Es würde schwierig seyn, zwischen diesen Preisen und denen, welche in andern Ländern für den Taback bezahlt werden, einen Vergleich anzustellen, weil der Java-

Taback auf eine ganz eigene, bei andern Sorten nicht gewöhnliche Art zubereitet und zuletzt zerschnitten, wohl getrocknet und von der mittlern Rippe befreit, an den Markt gebracht wird. Es ist zu bemerken, daß bei dem gegenwärtigen Zustande des Landbaues, wo man die Urbarmachung weniger fruchtbarer Ländereien zum Anbau des Tabacks nicht kennt, dieser Anbau nothwendig auf wenige günstige Striche beschränkt ist, welche daher außerordentlich hoch in Pacht stehen, wodurch der Preis für den Taback natürlich erhöht wird. Zugleich trägt der Zustand des commerziellen Verkehrs, die eigenthümliche Zubereitung der Blätter und das lange herrschende Vorurtheil des Verbrauchers zu Gunsten derselben, dazu bei, den Javanesischen Taback zu einem Monopol zu machen und die Mitbewerbung auswärtiger Sorten auszuschließen. Daraus erklärt sich ganz natürlich der hohe Preis, in Vergleich mit dem rohen Erzeugnisse desselben Bodens.

Der Javataback, wie er im Handel erscheint, ist durch die Chinesen zubereitet, welche denselben sehr sauber in kleinen Päckchen von wenigen Unzen in Chinesisches Papier packen und mit ihren Siegeln versehen. Eine gewisse Anzahl dieser Päckchen ist in einem Korbe enthalten, und diese Körbe werden nach Kodis, Corges oder Stiegen, deren jedes 1100 Pf. wiegt, verkauft. Auf dem Markte von Samarang kann man nach Entrichtung der inländischen Zölle und mit Einschluß der hohen Transportkosten (nachdem die Waare nämlich 60 bis 70 Meilen schlechten Weges von Menschen auf den Schultern getragen ist), den Preis derselben folgendermaßen anschlagen: für die niedrigste

Sorte 40 Sp. Piaster der Stieg, oder 18 Sch. 4 D. der Centner, für die zweite Sorte 80 Piaster, oder 36 Sch. 8 D., und für die erste 120 Piaster, oder 55 Sch. der Centner.

Spezereien und Räucherwerk sind großentheils bedeutende Gegenstände für den einheimischen und auswärtigen Handel. Die vorzüglichsten sind Campher, Benzoe, Aloeholz, Drachenblut, Sassafras, Sapan-holz und Morinda. Der Campher von Sumatra und Borneo zerfällt im Handel nach der verschiedenen Güte in drei Sorten, die sich dem Werthe nach zu einander verhalten, wie 25, 14, und 4. Der Preis dieses Artikels ist abhängig von dem erkünstelten Werth, den die Chinesen auf denselben legen, und von seiner beschränkten Production. Der ungeheure Preis, zu welchem die beste Sorte gewöhnlich in China verkauft wird, ist $18\frac{75}{100}$ Sp. Piaster, oder 4 Pf. 4 Sch. $4\frac{1}{2}$ D. Sterling für 1 Pf. Krämergewicht, während der Japanesische Campher, der dem Anschein nach nicht von jenem verschieden und an andern Orten eben so geschätzt ist, nur $\frac{1}{78}$ von jenem Preise, oder 1 Sch. 1 D. das Pf. kostet. Den besten Campher erhält man in Barus auf der Insel Sumatra, dem beständigen Markte für diese Waare, für 8 Sp. Piaster den Catti, oder 27 Sch. das Pf., was merkwürdig genug fast derselbe Preis ist, den Beaulieu vor 200 Jahren auf der ersten Reise der Franzosen im Archipelagus angiebt.

Benzoe*) oder Weihrauch, in der Handelssprache

---

*) Der Benzoebaum (Styrax benzoin) liefert das Harz Frankincense. Der Baum selbst wächst zu keiner bedeutenden Größe. Er bewohnt die Tiefe, zumal reichen nassen Boden.

Benjamin genannt, ist ein gewöhnlicherer Handelsartikel als Campher, obgleich seine Production auf dieselben Inseln beschränkt ist. Er zerfällt, wie der Campher, nach der Qualität in drei Sorten, deren Werth sich verhält, wie 105, 45 und 18. Der Werth dieses Artikels richtet sich nach der Weiße, der Halbdurchsichtigkeit und der Unvermischtheit mit fremdartigen Stoffen. Je nachdem er mehr oder weniger rein ist, kostet die erste Sorte auf dem Markte 50 bis 100 Sp. Piaster der Picul; die zweite 25 bis 45, und die schlechteste 8 bis 20. Nach Linschooten kostete der Benzoe zu seiner Zeit auf dem Markte von Santa Calapa, oder Jacasta, $19^{5}/_{100}$ bis $25^{40}/_{100}$ Sp. Piaster der Picul. Nach Niebuhrs Bericht wird der schlechteste Benzoin aus den Indischen Inseln von den Arabern höher geschätzt, als ihr eigenes bestes Olibanum. Auf dem Markt von London ist der beste Benzoe 14mal und selbst der schlechteste $2^{1}/_{3}$mal soviel werth, als Olibanum; er kostet gewöhnlich in England 10 Sch. das Pf. Zur Zeit des Monopols wurden gewöhnlich 512 Centner in England eingeführt. Diese Waare dient vorzüglich als Weihrauch und ist gleich begehrt, bei den Ceremonien des Römischen, des Mohamedanischen, des Hindustanischen und des Chinesischen Gottesdienstes. Auch wird er von den Großen als Räucherwerk in ihren Häusern gebraucht und die Häupter

---

Er hat gleiches Vaterland mit dem Campherbaum und kommt also nur auf Borneo und Sumatra vor. Es wird durch Saamen fortgepflanzt. Die Indier verbrauchen viel davon als Räucherung, der größere Theil davon wird indeß nach den catholischen und Mohamedanischen Ländern hin ausgeführt.

der Javanesen rauchen ihn gerne unter den Taback. Der allgemeine Gebrauch dieses Artikels unter Nationen von so verschiedener Bildung und die stetige Frage nach demselben in allen Zeiten, bezeugen, daß er zu denjenigen Waaren gehört, an denen wir unserer Natur nach Geschmack finden und nicht aus besonderer Laune, wie z. B. die Chinesen an dem Malayischen Campher.

Lignum - Aloe, ein halbverfaultes öligtes Holz, welches beim Brennen sich in wohlriechenden Rauch auflöst, wird in allen Ländern des Osten sehr begehrt und bildet einen Artikel des Verkehrs der Indischen Inseln, wo es im Handel erscheint, ohne daß man mit Gewißheit sagen kann, ob es ein Erzeugniß des Landes ist.

Drachenblut ist das Erzeugniß einer großen Gattung von Binsen (Rattan) an der Nord- und Nordostküste von Sumatra und in einigen Gegenden von Borneo, vorzüglich bereitet in Jamby, Palembang und Banjarmassin. Es wird in bedeutender Menge nach Europa, Indien und Arabien gesandt. In Banjarmassin auf Borneo, wo es in großer Menge bereitet wird, kostet es nach Verhältniß seiner Güte zwischen 50 und 70 Sp. Piaster der Picul, oder im Durchschnitt 11 Pf. 6 Sch. 9½ P. Sterling der Centner. Im Londner Markt finden wir es angegeben zu 34 Pf. Sterling der Centner, oder etwa 200 Procent theurer.

Damar*), eine Gattung von Hatz, bildet einen

*) Damar ist ein Harz, welches aus unterschiedlichen Bäumen ausschwitzt, und eine Art von verhärtetem Terpentin oder Pech ist. Es fließt frei aus, und kommt in allen Indischen Ländern vor.

sehr großen Handelsartikel, sowohl im Lande als auswärts. Auf den Märkten von Bengal und China ist es unter diesem Namen sehr bekannt und wird daselbst zur Verpechung der Schiffsböden gebraucht, weil es überall wild wächst. In Borneo aber findet sichs an den Küsten noch in größerer Menge, wo es auf den Flüssen herabtreibt, von Fluth und Ebbe hin und her getrieben und endlich von Winden oder Strömungen ans Ufer geworfen wird. Durch eine zweckmäßige vorher getroffene Einrichtung könnte der Kaufmann für einen halben Piaster den Picul diese Waare in beliebiger Menge erhalten. Es kann in Calcutta eingeführt und für 2 Rupien und 4 Anas der Maund, oder 8 Sch. 1 D. der Centner wohlfeiler, als das Stockholmer Pech auf dem Londner Markte verkauft werden. Nach Dalrympel liefert die Insel Palawan Gummi copal, welches die Einwohner Tinju nennen, und wovon man jährlich 50 Piculs erhalten kann.

Das Sandelholz*) der Indischen Inseln ist we-

*) Von Sandelholz (Santalum) giebt es drei Varietäten, das weiße, das gelbe und das rothe, wovon die beiden ersten am geachtetsten sind. Es wächst auf Bergen. Von Java bis Madura östlich kommt es zerstreut, aber selten vor, bis nach Timor, wo das beste und das reichlichste zu finden ist. Auf Timorisch heißt es Aikamenil, in der Sprache von Amboina Ayasru. In den westlichen Gegenden, wo es gar nicht, oder nur schlecht und selten vorkommt, kennt man es allgemein unter dem sanscritischen Namen Chandana, woraus ziemlich gut zu schließen ist, daß die Hindus seinen Gebrauch lehrten, als sie ihre Religion, bei deren Ceremonien es häufig angewandt wird, verbreiteten.

niger geschätzt, als das Malabarische, jedoch werden beide Sorten auf dem Chinesischen Markte nicht unterschieden. Das wohlriechendste Holz ist dasjenige, welches der Wurzel des Baums am nächsten ist, daher sind die größten Klötze am theuersten. Das Sandelholz aus Timur und andern östlichen Inseln, aus denen es der bequemen Lage wegen in Java eingeführt wird, kostet daselbst nach Verhältniß der Güte zwischen 8 und 13 Sp. Piaster der Picul; das ist, ohne die geringere Qualität zu berücksichtigen, 45 Procent wohlfeiler, als das Malabarische Sandelholz *). In China, dem großen Markte für diese Waare, wird das Holz in drei Classen sortirt, deren Preise sich zu einander verhalten, wie 24, 22 und 17. Aus Malabar werden in China jährlich gegen 3000 Picul, eingeführt. Ueber die Größe der Einfuhr aus den Indischen Inseln, läßt sich mit Gewißheit nichts bestimmen; allein auf der Insel Timur werden jährlich nicht weniger, als 8000 Piculs, oder 9524 Centner erzeugt.

Sapanholz **) wächst in großer Menge auf mehrern

*) Buchanan's Mysore Vol. II. p. 557.

**) Das Brasilienholz oder Sappan (Caesalpinia Sappan) ist auf allen Puncten des Archipelagus verbreitet; allein die Production von Luzon und Sumbawa werden den übrigen vorgezogen. Der Baum wächst wild, wird aber auch gezogen. In größter Vollkommenheit existirt er in dem Königreiche Siam und in dem kleinen, davon abhängigen Staate Champa. Er wird nach Europa und nach China ausgeführt.

der Indischen Inseln und wird nach Europa und China ausgeführt. Man erhält es gewöhnlich zu dem wohlfeilen Preise von 3 Sch. 4 D., oder 1 Sp. Piaster der Picul.

In dem verflossenen Jahre hat man den Sassafrasbaum in großer Menge auf der Insel Banca entdeckt und für commerzielle Zwecke gefällt. Die Kosten für das Fällen und für die Zubereitung zum Markt, sind auf ungefähr 2 Sp. Piaster der Picul, oder 7 Sch. $5\frac{3}{4}$ D. der Centner geschätzt werden.

Das Ebenholz*) der Indischen Inseln ist lange nicht so gut, als das Maurizische und gewöhnlich blasser von Farbe und weniger hart. Es wird in bedeutender Menge gefunden und nach China ausgeführt.

Eine Holzart, die von den Malayen Bliang genannt wird, ist in Borneo sehr häufig und gleichfalls ein bedeutender Ausfuhrartikel nach China. Es ist ein schweres hartes Holz und vorzüglich der außerordentlichen Dauerhaftigkeit wegen geschätzt; es widersteht jedem Wech-

---

*) Ebenholz von mehreren Varietäten findet sich auf den Indischen Inseln, ist aber von geringerer Güte, als das von Mauritius und Madagascar. Das beste findet sich in der östlichen Gegend des Archipelagus, auf Boeroe Gelolo, der östlichen Küste von Celebes und dem westlichen Theil von Neuguinea. Es wird gemeiniglich Kayu-arang, wörtlich Steinkohlenholz, aber figürlich „Schwarz-Holz" genannt. Auf Ternate und Tidor hat es indeß den specifischen Namen Botolino.

sel von Hitze, Kälte und Nässe und wird durch nichts angegriffen, als durch den Wasserwurm, Teredo navalis.

Stuhlrohr *) (Rattans) bildet einen der größten Ausfuhrartikel der Indischen Inseln und wird nach Bengal, nach Europa und insbesondere nach China versandt, wo es in ungeheurer Menge, als Tauwerk verbraucht

*) Die Rattans oder Rotangs (Calamus Rotang L.) sind eine der nützlichsten einheimischen Pflanzen der Ostindischen Inseln. Zum häuslichen und zum Feldgebrauch braucht man nur sie zu Stricken und Bindwerk. Es giebt eine große Anzahl von Arten von der Dicke einer Federspule bis zu mehreren Zoll im Durchmesser. Es ist ein stachlicher Strauch, der Schößlinge von ungeheurer Länge aussendet. Der gemeine trägt eine kleine unschmackhafte Frucht, die mitunter als Confect zugerichtet wird. Eine andere Art aber, der Salak genannt, liefert eine Frucht von der Größe eines Hühnereies, die aus einem harten Stein, mit einem festen weißen Mark umgeben, aus einer dünnen Schale, deren Farbe ungefähr wie der Rücken einer Otter aussieht. Diese Frucht hat einen starken Geruch, einen mehlig-sauren Geschmack, und wird von den Eingebornen sehr hoch gehalten, die sie deßhalb viel in ihren Gärten cultiviren. Keine andere Art des Rattan wird gebaut, da die Wälder einen überflüssigen Vorrath sowohl zur Ausfuhr, als zum Selbstgebrauch liefern. Die Wälder von Borneo und Sumatra, auch einige Theile von Celebes liefern den reichlichsten und besten. Die von Java sind schlechter. Diese Pflanze kommt überall in Indien vor, wo nur Wälder sind, daher hat sie auch in jeder Sprache einen unterschiedlichen Namen. Die Malayen nennen sie Rotan, nicht Rotang, wie man unrichtig geschrieben hat.

wird. In allen Wäldern des Archipelagus wächst es wild, erreicht aber seine größte Vollkommenheit auf Borneo, Sumatra und der Malayischen Halbinsel und ganz besonders in dem Lande der Bataks auf Sumatra. Die Holzhauer, welche mit diesem Artikel Geschäfte zu machen wünschen, gehen mit keinem andern Instrumente, als mit ihrem Parang oder Hackmesser versehen in den Wald und schneiden soviel, als sie fortschaffen können. Dieß geschieht auf folgende Weise. Sie machen einen Einschnitt in den Baum, an dessen Wurzel das Stuhlrohr wächst, streifen, indem sie das Letztere schneiden, einen kleinen Theil der äußern Rinde ab und legen das geschnittene Rohr in den Einschnitt. Indem sie dasselbe darauf so weit hinab, als es von gleicher Dicke bleibt, durch diesen Einschnitt ziehen, wird es von seiner äußern Rinde gesäubert. Wenn sie auf diese Weise 3 bis 400 Stück Rohr empfangen haben, (so viel als ein Mann in dem feuchten ungetrockneten Zustande des Rohrs mit Bequemlichkeit tragen kann) biegen sie jedes einzelne Rohr einfach zusammen und binden 4 Bündel, jedes von 100 Stück. Nachdem diese getrocknet sind, bedürfen sie keiner weitern Zubereitung für den Markt, und dieser geringen Mühe wegen können sie natürlich sehr wohlfeil verkauft werden. Die Chinesischen Junkenfahrer bezahlen in Borneo 5 Sp. Piaster für 100 Bündel, oder 5/100 Piaster für jedes Bündel von 100 Stück, mithin einen Penny Sterling für 35 Stück. Die Eingebornen verkaufen sie immer nach der Stückzahl, die ansässigen Europäischen und Chinesischen Kaufleute aber nach Piculs, also nach dem Gewicht. Nach dem Verhältniß ihrer Güte

und der größern oder geringern Frage und Zufuhr, werden sie von den Europäischen Kaufleuten zu $1\frac{1}{2}$ bis $2\frac{1}{2}$ Piaster der Picul verkauft. In China ist der gewöhnliche Preis $3\frac{1}{2}$ Piaster der Picul, oder 75 Procent höher, als der erste Durchschnittspreis. In Bengal werden sie nach der Stückzahl das 100 zu $20\frac{1}{2}$ D. verkauft.

Von den Materialien, welche zum Tauwerk dienen, sind die einzigen, welche als Handelsartikel Erwähnung verdienen: das Gomuti *), der den schwarzen Pferde-

*) Die Sagwire oder Gomuti (Borassus Gomutus) ist eine der häufigsten und auch der nützlichsten aller Palmen. Sie liefert den vorzüglichsten Bedarf jenes zuckerigen Saftes, dessen sich die Einwohner statt Getränks, oder zur Bereitung des Zuckers bedienen. Der Gomuti ist die dickste Palme, aber kürzer als die Cocospalme. Ihr wildes rohes Ansehen unterscheidet sie auf den ersten Blick leicht von allen andern. Die Früchte, von der Größe einer Mispel, haben eine dreieckige Gestalt, an langen Stielen von 3 bis 4 Fuß. Sie sind in solcher Unzahl, daß der Betrag eines einzelnen Fruchtstieles mehr als die Ladung eines Mannes ausmacht. Der fleischige Außentheil ist giftig, wenigstens liefert er einen höchst fressenden und reizenden Saft, wenn er auf die Haut gebracht wird, und verursacht da großen Schmerz und Entzündung. Die Bewohner der Molucken bedienten sich in ihren Kriegen zur Vertheidigung einzelner Posten eines aus der Maceration dieser Frucht bereiteten Liquors, den die Holländer Höllenwasser nannten. Das Innere desselben, von der schädlichen Hülle befreit, wird präparirt und weit und breit von den Chinesen als Confect genossen.

Das Hauptproduct dieser Palme ist aber der Toddy oder Palmenwein, den man auf dieselbe Weise wie von an-

haaren ähnliche Stoff, welchen man von der Arekpalme gewinnt, und **weißes Tauwerk** oder **Manilla-Tau-**

---

deren Palmen gewinnt, nämlich so. Eine der Spathen oder Blüthenschosse wird, so wie die erste Frucht erscheint, drei Tage hinter einander mit einem kleinen Stock geschlagen oder geklopft, in der Absicht, um den Saft nach dem verwundeten Theile zu leiten. Der Schoß wird sodann nicht weit von der Wurzel abgeschnitten, und der Saft, welcher dann ausquillt, in irdene Töpfe oder Bambus u. dgl. aufgefangen. Die Palme liefert dergleichen Toddy vom zehnten Jahr an, und so zwei Jahre lang nach dem Durchschnittsbetrag an drei Quart täglich. Frisch ausgelaufen ist der Liquor hell, und schmeckt wie frischer Most. In kurzer Zeit aber wird er trübe, milchig, und etwas scharf, worauf er schnell in die Weingährung tritt, und etwas berauschende Eigenschaften annimmt. In diesem Zustande werden große Mengen davon verzehrt. Eine noch größere Menge zur Bereitung von Zucker. Hier kocht man den Saft zu Syrup, gießt ihn in kleine kühle Gefäße, deren Form er dann annimmt, und verkauft ihn in dieser Gestalt auf dem Markte. Dieser Zucker ist von dunkler Farbe, schmieriger Consistenz, mit eigenem Geschmack. Es ist der einzige Zucker, dessen sich die Landeseinwohner bedienen. Der Wein dieser Palme wird auch von den, auf den Inseln wohnenden Chinesen zur Bereitung des berühmten Batavia-Rums mit benutzt.

Eine andere Production dieser Palme, die man sehr schätzt, sind Fäden gleich schwarzem Pferdhaar. Sie finden sich zwischen Stamm und Zweig, wie geflochten, mit langen starken Holzzweigen von derselben Farbe unterwoben. Wenn sie von letzteren gereinigt sind, bedienen sich die Eingebornen ihrer zu jeder Art Strickwerk, sowohl zu Hause, als auf dem Wasser. Es ist

werk, welches aus der äußern Rinde einer Gattung der Musa oder Banana verfertigt wird. Die Fibern der erst-

---

an Dauer, Qualität und Wohlfeilheit besser, als das der faserigen Schale der Cocusnuß, und auch in den letzteren Jahren von den Europäern bei ihren Schiffen vielfach gebraucht worden. Eine einzige Palme liefert während ihrer Lebzeit zwei Erndten dieses Materials, deren Jede ungefähr 9 Pfund Gewicht beträgt. Die dünnen Zweige, die sich in diesem härenen Material finden, werden von allen Stämmen, die auf Papier schreiben, als Federn benutzt; auch braucht man sie als Pfeile, die man, vergiftet oder nicht, aus Blasröhren schießt.

Unter den Haaren findet sich noch eine dritte wollige, feinere Substanz, die zumal nach China in Menge geht. Sie dient zum Kalfatern der Schiffe, meist aber als Zunder zum Feueranmachen. Zu letzterem Zweck wird sie vorzüglich von den Chinesen verlangt.

Gleich der ächten Sagopalme liefert die **Gomuti** ein Mark, aus welchem Mehl bereitet wird. Auf Java ist sie die einzige Quelle dieses Materials, welches in den westlichen und ärmeren Theilen der Insel in beträchtlicher Menge consumirt, und auf allen Märkten zum Verkauf ausgeboten wird. Die Quantität ist geringer als vom Sago, die Qualität schlechter, von unangenehmem Beigeschmack, und die Ausziehung schwieriger.

Die Gomutipalme ist auf dem Archipel, und nur auf ihm, zu Hause. Sie ist häufig wild und in Menge zu finden. Gegen die Natur der Cocusnuß liebt sie nicht die Seenähe oder Tiefe, sondern vielmehr die Gebirge, enge schattige Thäler daselbst, zumal nicht weit von Waldbächen. Sie pflanzt

genannten Substanz sind stärker und dauerhafter, aber weniger biegsam, als die des Coir oder der Cocusnußhülsen, und deßhalb mehr geeignet für Ankertaue und unbewegliches Tauwerk, weniger für laufendes. Die einheimischen Schiffe aller Art, sind ausschließlich mit Tauwerk aus Gomuti versehen, und die größten Europäischen Schiffe in Indien finden den Gebrauch solcher Ankertaue vortheilhaft. Es bedarf keiner weitern Zubereitung, als des Spinnens und Windens, indem kein ähnlicher Stoff, wie unser Theer oder Pech, ohne welchen das Hanftauwerk keine Haltbarkeit hat, bei einer Substanz erforderlich ist, welche schon an sich dem Wechsel der Hitze und Nässe im hohen Grade widersteht. Das beste Gomuti liefern die am weitesten westlich gelegenen Inseln, wie Amboina und die andern Gewürzlande. Das Gomuti von Java hat grobe holzartige Fasern, besser ist das von Madura. Dieser Artikel wird gewöhnlich in gewundenen Faden oder Garnen gekauft, häufig für 1 Sp. Piaster der Picul und selten höher als 2, obgleich der letztere Preis nicht mehr als den sechsten Theil von dem des Russischen Hanfs auf dem Londner Markt beträgt. Wenn dieser Stoff durch Europäische Betriebsamkeit verbessert würde, so könnte er ohne Zweifel eine allgemeinere Nutzbarkeit erlangen.

Eines der schätzbarsten Producte der Indischen In-

---

sich durch Saamen fort, und die Javaner behaupten, daß hierzu vorzüglich eine Art Iltis (?) beitrage, der die Früchte des Gomuti sehr liebt. Pflanzungen davon finden sich in den westlichen hügelichen Theilen von Java.

feln ist das Teak-Bauholz *). In Ueberfluß wächst es nur in Java, wo sich so große Waldungen dieser Holzart fin-

*) Der Tekbaum oder die Indische Eiche (Tectona grandis) ist ein schönes Holz. Es giebt mehrere Abarten davon. Gleich der Eiche braucht er 80 bis 100 Jahr, um zur Vollkommenheit zu gelangen, und bedarf auch dazu eines guten Bodens. Er steigt dann zu einer Höhe von 80 Fuß, und 5, 6, ja 8 Fuß Dicke. Er blüht auf Java in der trockenen Jahrszeit, und die Frucht bildet sich im November. Er ist einer von den wenigen Bäumen der tropischen Gegenden, der, wie unsere Europäischen, das Laub abwirft. Er wächst in ausgedehnten Waldungen, und verdrängt, wenn er seinen Boden hat, fast alle andere Holzart. Seine geographische Verbreitung ist verhältnißmäßig eingeschränkt. Java ist das einzige Land, wo er in Menge vorkommt. Auf Borneo, Sumatra und der Malayischen Halbinsel ist er nicht einheimisch. Ueberall führt er das Javanische Wort Jati.

Merkwürdig, daß unter den zahllosen Hölzern beider Welten vom Pol bis zum Aequator, nur zwei, die Eiche und der Tekbaum, durch ihre Dauer, Häufigkeit und Stärke zu den höheren Zwecken der mechanischen Kunst tauglich sind. Denn nur sie werden zum Häuser- und Schiffsbau und dem großen Maschinenwesen in dem Maß gebraucht. Der Tekbaum findet sich nur zwischen China und Persien, steht aber über der Eiche an Trefflichkeit. Sein Holz kann gleich frisch vom Wald gebraucht werden, und verträgt alle Climate und deren Wechsel. Das Eichenholz dagegen platzt in der tropischen Sonne. Letzteres führt eine Säure, die das Eisen angreift; jenes dagegen führt ein wesentliches Oel, das dieß vielmehr schützt. Nur ist es wegen dieses letzteren Umstandes nicht zu Gefäßen, Fässern u. dgl. zu gebrauchen, da es der Flüssigkeit

den, daß dieselbe in großer Menge ausgeführt werden kann. Außer dem Krummholz kann man nach einer billigen Schätzung, ohne den Forsten zu schaden, jährlich 50,000 Stämme zum Schiffbau und zur Ausfuhr nehmen, und außerdem noch das erforderliche kleinere Bauholz für die Fahrzeuge und Wohnungen der Eingebornen. Die Holländische Regierung bezahlte in früherer Zeit für eine Last *) solches Holzes nicht mehr als 7 Sch. 4¼ D. Sterling. Dieß war jedoch ein erzwungener Preis, indem das Bauholz als Steuer geliefert ward. Was sie außerdem haben wollten, bezahlten sie 50 Procent höher. Die Regierung verkaufte dieses so wohlfeil erhaltene Holz zum Monopolpreise indem sie sich das Bedürfniß des Publicums zu Nutze machte und allen billigen und regelmäßigen Verkehr nothwendig ausschloß. Während der Brittischen Zeit war der Handel Privatspeculationen geöffnet, und dieser Artikel ward in großer Menge auf den Markt von Bengal gesandt, wo er nicht ohne Erfolg mit dem von Peju wetteiferte. Die von der Regierung festgesetzten Preise (weil ihr die Forste zugehörten) waren damals wie folgt: gerades Bauholz ward im Durchschnitt für 5 Pf. Sterling der Load verkauft. Ein Mastbaum von 61 Fuß Länge und 17 Zoll Dicke kostete 7 Pf. 14 Sch. 4½ D. der Load, und einer von 100 Fuß und 32 Zoll, 12 Pf. 2 Sch. 5 D. Sterling. Bretter oder vielmehr, was in der

---

Geschmack mittheilt, in diesem Stücke hat das Eichenholz den Vorzug.

*) Load, ungefähr 83½ Franz. Cubikfuß. A. d. U.

Sprache unserer Indischen Schiffsbauer Shinbin genannt wird, d. i. Bretter, die mit der Axt aus einem festen Baumstamme gehauen sind*), kosteten damals 5 Pf. 14 Sch. der Load, und Pipenstäbe 2 Pf. 2 Sch. 9 D. das 100. Die gegenwärtige Regierung der Insel hat diesen Handel wieder beschränkt, und das Bauholz ist jetzt 200 Procent theurer, als unter den Engländern.

Unter der Brittischen Regierung wurden durch Englische Schiffsbaumeister einige Schiffe ganz aus Teak gebaut. Im Jahre 1817 machte man den Anschlag, daß der Rumpf eines Schiffes gut befestigt und mit Kupfer beschlagen, leicht für 12 Pf. Sterling die Tonne gebaut werden könne.

Außer dem Teak giebt es noch mehrere geringere, jedoch auch zum Haus- und Schiffsbau geeignete Holzgattungen in Ueberfluß. Die großen Handelsfahrzeuge (Praos) der Macassaren und Buges, Padewakan genannt, die besten einheimischen Schiffe im Archipelagus, sind aus Katunbeng gebaut, einer harten, dauerhaften Holzart, die in den Gebirgen von Celebes sehr häufig ist.

Ich könnte noch viele vegetabilische Producte aufzählen, die unter andern Verhältnissen, durch das Capital und die Betriebsamkeit der Europäer umgestaltet, auch für einen fernen Markt tauglich gemacht werden könnten. Die grenzenlosen Waldungen dieser Länder begründen z. B. die Wahrscheinlichkeit, daß man hier mit Vortheil Potasche be-

*) Also aus dem Kern, so daß jeder Baum nur ein Brett giebt.

reifeen könne, wozu verhältnißmäßig nur wenig Capital und Geschicklichkeit erforderlich sind. Wenn Europäische Colonien und eine nützliche Handelsfreiheit in den Indischen Inseln begründet würden, so ist es wahrscheinlich, daß China wegen seiner Nähe, wegen der Tüchtigkeit der Bevölkerung und der hohen Preise für die Erzeugnisse des Bodens (eine Folge dieser Lage der Dinge) für das Stabholz (Lumber) der Indischen Inseln, ein eben so vortheilhafter Markt seyn würde, als Europa für das Amerikanische.

Auch die animalischen Producte des Archipelagus sind, obgleich weniger schätzbar, als die vegetabilischen, doch zum Theil als Gegenstände des Handels und der Ausfuhr interessant. Man erhält z. B. Häute, Hörner, Elfenbein, Vogelnester, Federn, Wachs, Stangen- und Schellack (Stick and Shell Lac), gedörrtes Rindfleisch (jerk-Beef) und Thier-Sehnen. Die Fischereien liefern getrocknete Fische, Fischmagen und Roggen, Haifischfinnen, Tripang oder Sea-Slung, Schildkrötenschalen, Perlen, Perlmutter, Kauris (Cowries) und Ambra. Ich werde mich auf eine ganz kurze Uebersicht dieser Artikel beschränken und nur die commerzielle Seite berühren.

Die Häute und Hörner sind besonders schätzbar, weil alle Büffel der Indischen Inseln von ungewöhnlicher Größe sind, und weil es daselbst verhältnißmäßig mehr Stiere giebt, als Kühe. Die ungeheuern Hörner der Javanesischen Büffel hat man schon lange als Handelsartikel nach Europa versandt und die Häute der Stiere und Büf-

fel werden stets mit den Haaren und ungegerbt nach China geschickt. Baly und Lomboc sind die Länder, welche die meisten Ochsenhäute geliefert haben, und von dem Preise kann man sich einen Begriff machen, wenn man weiß, daß das ganze Thier selten mehr, als 10 bis 12 Sch. Sterling kostet. In Java, wo der größte Ueberfluß an Rindvieh ist, wird die Zahl der zur Ausfuhr geeigneten Häute verringert, durch die sonderbare Sitte der Bewohner dieser Insel, die frischen Häute als ein Nahrungsmittel zu gebrauchen. Dieß geht so weit, daß sie das Fell als Leckerbissen allen übrigen Theilen vorziehen. Eine stetige Frage nach Häuten als Handelsartikel würde wahrscheinlich diesem Geschmacke ein Ende setzen. In Java würde es wahrscheinlich der Wohlfeilheit des Salzes wegen vortheilhaft seyn, die Häute einzupökeln, was man in diesen Gegenden noch nie versucht hat. Der Schwerfälligkeit wegen, werden jedoch die Häute und Hörner wahrscheinlich ein gangbarerer Artikel für den Markt von China, als für den entferntern von Europa seyn.

Die Malayische Halbinsel und Sumatra sind die einzigen Länder des Archipelagus, wo man Elephanten findet, mithin auch die einzigen, welche viel Elfenbein liefern, welches von hier aus und mehr noch von dem benachbarten Siam in bedeutender Menge ausgeführt wird, insbesondere natürlich nach China, wo man diese schöne Waare besser zu behandeln versteht, als in andern Ländern.

Die Vögel der Indischen Inseln sind, wie überall in der heißen Zone, merkwürdiger wegen ihrer glänzenden

Farben, als wegen der Weichheit und Menge der Federn. Sie liefern daher für den Handel keine Daunen, aber Schmuckfedern von außerordentlicher Schönheit. Die vorzüglichsten sind die Federn mehrerer Kernbeißerarten (oder Heher, (Jay), die man Paradiesvögel nennt und die des Argus-Fasans; jene findet man nur in Neuguinea und den angrenzenden Inseln, also im Osten, diese ausschließlich in Sumatra und auf der Malayischen Halbinsel, also im Westen des Archipelagus. Der Paradiesvogel ist ein Gegenstand des Europäischen und Chinesischen Handels. Um ihn für den Markt zuzubereiten, nimmt man die Eingeweide aus, schneidet die Beine ab und trocknet den Rest durch Rauch. Der Vogel ist sehr häufig und die Papuas, in deren Lande er sich aufhält, verstehen sich vortrefflich darauf, denselben zu schießen oder zu fangen. Er ist daher in seiner Heimat wohlfeil und würde überall in Menge zu haben seyn, wenn nicht Mangel an Vertrauen zwischen Käufern und Verkäufern und die Beschränkungen des Verkehrs zwischen den Handelsorten, woher sie gebracht werden, und der ganzen übrigen Welt, den Preis auf eine unnatürliche Höhe getrieben hätten. In Banda kostet ein solcher Vogel gewöhnlich 4 Sch. ½ D.

Die Nester einer den Indischen Inseln eignen Schwalbenart, Hirundo esculenta, ist als wichtiger Handelsartikel bekannt, wozu der seltsame Luxus der Chinesen sie erhoben hat. Die Naturgeschichte dieses Vogels ist noch keinesweges genau bekannt und es würde unnütz seyn, über die Natur des Stoffes, woraus diese Nester bestehen, Muthmaßungen aufzustellen. Der Form nach gleichen sie

den gewöhnlichen Schwalbennestern, und dem äußern Ansehen nach einigermaßen der fasrigen halbrohen Hausenblase (illconcocted Isinglas). Die Nester aller Schwalbengattungen dieser Länder bestehen mehr oder weniger aus diesem sonderbaren Stoffe. Die gewöhnliche Hausschwalbe baut ihr Nest, wie ich sehr häufig gesehen habe, theils aus diesem Stoff, theils aus den gewöhnlichen Bestandtheilen der Vogelnester, Haaren, Federn, Stroh u. s. w. Diese sind jedoch von keinem Werth. Eßbare sind nur die Nester derjenigen Schwalbe, welche fern von der Wohnung der Menschen in Felsenhöhlen baut. Solcher Höhlen giebt es sehr viele, aber nicht immer am Meeresufer. In Java findet man sehr ergiebige Höhlen der Art im Innern des Landes, wenigstens 50 Meilen vom Ufer entfernt. Wahrscheinlich sind sie nur deßwegen am häufigsten an der Meeresküste, weil es dort die meisten Höhlen giebt und weil sie daselbst am wenigsten der Zerstörung ausgesetzt sind; daraus scheint hervorzugehen, daß Meerschaum oder andere Seeproducte keine wesentliche Bestandtheile dieser Nester ausmachen und die wahrscheinlichste Hypothese ist die, daß der Stoff aus den Nahrungsmitteln des Vogels bereitet ist, eine Muthmaßung, welche bewiesen seyn würde, wenn sichs durch geschickte Zerlegung ergäbe, daß der Vogel zur Bewerkstelligung eines solchen Processes irgend ein besonderes Organ besäße*). Die Bewohner der

*) Hrn. Stamfort Raffels, der als Gouverneur fünf Jahr auf Java lebte, hat beobachtet, daß die Höhlenschwalbe die Masse aus dem Magen regurgitirt und zwar mit solcher Anstren-

Indischen Inseln machen keine Unterscheidung zwischen der Schwalbengattung, welche die eßbaren Nester baut und irgend einer andern, und so viel ich weiß, ist auch von Naturforschern bis jetzt kein Unterschied bemerkt worden.

Als Handelsgegenstand entscheidet sich die Qualität dieser Nester nach verschiedenen Umständen, wie z. B. nach der Natur und Lage der Höhle, nach dem Umfange derselben und vor allem nach der Zeit, in welcher die Nester gesammelt werden. Die besten Nester sind die, welche aus tiefen dumpfen Höhlen genommen werden und zwar noch ehe der Vogel seine Eier gelegt hat; am schlechtesten dage-

---

gung, daß zugleich mit derselben Blut ausgeworfen wird, wovon sich Spuren in dem Neste zeigen. Diese Beobachtung veranlaßte Hrn. Everard Home, den Magen des Thieres zu untersuchen, in welchem er einen ungewöhnlichen Drüsenapparat fand, aus dem die Schwalbe den schleimigen Stoff, woraus die Nester bestehen, absondert. Dieß ist das einzige bekannte Beispiel eines Thieres höherer Classe, das gleich den Bienen, seine eigenen Absonderungen als Baustoff zur Wohnung seiner Jungen anwendet. Die Substanz der Tunkinnester (wie sie auch genannt werden), ist nach Marcets chemischer Untersuchung eigenthümlicher Art und stehet zwischen Gallerte und Eiweiß in der Mitte. Sie widersteht ziemlich lange der Einwirkung des heißen Wassers und quillt erst nach einigen Stunden darin auf; beim Trocknen nimmt sie ihre vorigen Eigenschaften wieder an und wird nur etwas spröder, weil im Wasser sich etwas Gallerte aufgelöst hat. Bei der Distillation erhält man nur etwas Ammoniak und es bleibt eine leicht einzuäschernde Kohle zurück. Siehe Leipz. Kunst- und Handelszeitung von 1818 Nr. 25. A. d. U.

gen, sind sie, nachdem die Jungen ausgeflogen sind. Die schönsten sind die weißesten, d. h. die, welche noch nicht durch die Jungen beschmutzt worden sind; die weniger guten sind dunkler, mit Blut bestrichen, oder mit Federn vermischt. Es ist jedoch zu bemerken, daß viele der Eingebornen die reinern Nester für die Wohnungen der männlichen Vögel halten und sie im Handel immer so bezeichnen. Zweimal des Jahres werden die Nester gesammelt und wenn dieß regelmäßig geschieht und ohne die Höhlen zu beschädigen, so ist der Ertrag sehr gleichmäßig; während die Quantität wenig oder gar nicht zunimmt, wenn man die Höhlen ein oder zwei Jahre unbesucht läßt. Der Zugang zu diesen Höhlen ist zum Theil äußerst schwierig, und die Nester können nur durch solche Menschen gesammelt werden, die von Jugend auf an dieses Geschäft gewöhnt sind. Die merkwürdigsten und ergiebigsten Höhlen, die nach meiner Beobachtung in mehrern Jahren die Hälfte des ganzen Ertrags lieferten, sind die von Karang-Bolang, in der Provinz Baglen, auf der Südküste der Insel Java. Hier kann man nur mit Leitern von Bambos und Stuhlrohr zu den Höhlen gelangen, welche an einem mehrere hundert Fuß hohen senkrechten Abhange über dem heftig tobenden Meere liegen. An den Oeffnungen der Höhlen angelangt, muß der Sammler oft mit Fackeln durch finstere Felsenklüfte kriechen, aus denen er bei dem geringsten Fehltritte in einen Abgrund stürzen und unfehlbar seinen Tod finden würde.

Die einzige Zubereitung, deren diese Vogelnester bedürfen, ist ein einfaches Trocknen, jedoch ohne der Sonne

ausgesetzt zu seyn; dann werden sie in kleine Schachteln gepackt, gewöhnlich von $^1/_2$ Picul Gewicht. Sie werden für den Chinesischen Markt nach ihrer Güte in drei Classen sortirt. Sorgsam behandelte Höhlen liefern $53^3/_{10}$ Procent erster Güte, 35 Procent zweiter und $11^7/_{10}$ Procent dritter Güte.

Die gewöhnlichen Preise sind in Canton für die erste Sorte 3500 Sp. Piaster der Picul, oder 5 Pf. 18 Sch. $1^1/_2$ D. das Pf., für die zweite 2800, und für die dritte 1600 Sp. Piaster der Picul. Auf den Chinesischen Märkten werden die verschiedenen Sorten der eßbaren Nester oft noch sorgsamer gesondert, als auf den Inseln. Im Ganzen zerfallen sie gewöhnlich in drei große Classen, unter den commerziellen Benennungen Paskat, Chikat und Tüngtung, deren jede nach ihrer Güte wieder in drei Unterabtheilungen sortirt wird, so daß die Preise von 1200 bis 4200 Sp. Piaster der Picul steigen. Der Werth der Letztern ist mithin höher, als ihr Gewicht in Silber. Aus diesen Preisen ergiebt sichs, daß diese Vogelnester nichts weiter, als ein sehr kostbarer Luxusartikel sind. Sie werden nur von den Großen gegessen, und der beste Theil wird zum Verbrauche des Hofes in die Hauptstadt gesandt. Die sinnlichen Chinesen essen sie in der Einbildung, daß sie sehr reizend und stärkend sind, allein wahrscheinlich ist es, daß ihre schätzbarste Eigenschaft ihre gänzliche Unschädlichkeit ist. Die Bewohner von Japan, welche den Chinesen in so vielen Gewohnheiten gleichen, haben keinen Geschmack für die eßbaren Nester, und wie die Letztern an dieser auswärtigen Waare Geschmack gewonnen haben, ist son-

derbar genug, doch weniger auffallend, als daß sie bei diesem Geschmack beharrten. Unter den westlichen Nationen finden wir nichts ähnliches, vielleicht mit Ausnahme des seltsamen Geschmacks, den die Römer an einigen Luxusartikeln fanden, die nicht sowohl wegen irgend einer Eigenschaft, als wegen ihrer Seltenheiten merkwürdig waren. Obgleich wir über die Quantität der Vogelnester, die aus den Indischen Inseln ausgeführt werden, keinen genauen Bericht erstatten können, so besitzen wir doch Data, um einige wahrscheinliche Conjecturen darüber aufzustellen. Von Java werden jährlich gegen 200 Piculs, oder 27,000 Pf. ausgeführt, größtentheils von erster Güte. Die größte Menge aber kömmt aus den Sulukinseln und beträgt jährlich 530 Piculs. Aus Macassar werden etwa 30 Piculs von der feinsten Gattung versandt. Diese Data werden uns in den Stand setzen, über die ganze Quantität einige Conjecturen aufzustellen; denn da die eßbaren Schwalbennester von Junk, Ceylon *), bis Neuguinea allgemein und fast gleichförmig vertheilt sind und da der ganze Vorrath auf Einen Markt geht und zwar durch einen einzigen Transport, den der Junken, so ist es wahrscheinlich, daß die Durchschnittsquantität eines jeden Schiffes nicht weniger beträgt, als die aus dem eben erwähnten Hafen kommende Summe. Wir nehmen die aus Batavia versandte

*) Später steht im Original Junkceylon als ein Wort; und so finden wir den Namen auch auf den Charten geschrieben. Junkceylon ist nämlich eine kleine Insel im Nordwesten der Malayischen Halbinsel, auch Salang genannt. A. d. U.

Quantität als Maßstab und wissen, daß dieselbe 5300 Tonnen Schiffslast erfordert. Da nun die Gesammtheit der Chinesischen Schiffslast in diesem Artikel 30,000 Tonnen beträgt, so muß die Quantität der Nester sich im Ganzen auf 1818 Piculs, oder 242,400 Pf. belaufen. Im Archipelagus beträgt der Werth dieses Eigenthums zu den schon angegebenen Preisen 1 Million 263,510 Sp. Piaster, oder 284,290 Pf. Sterling. Der Werth dieses ungeheuern Eigenthums für das Land, welches dasselbe erzeugt, beruht auf dem launenhaften Bedürfnisse eines einzigen Volks. Es folgt mit Nothwendigkeit aus seiner Natur, daß dieser Artikel von dem Souverän als ausschließliches Eigenthum in Anspruch genommen wird und überall einen bedeutenden Zweig seiner Einnahme oder der Staatseinkünfte bildet. Dieser Werth ist jedoch natürlich nicht gleichförmig, sondern abhängig von der Lage der Höhlen, in welchen die Nester gefunden werden, und von den damit verbundenen Umständen. Da sie sich oft in einer entlegenen abgesonderten Gegend befinden, so ist in einem so gesetzlosen Lande wie dieses ein so schätzbares und wenig geschütztes Eigenthum natürlich der fortwährenden Beraubung der Freibeuter ausgesetzt, und es ereignete sich nicht selten, daß ein Angriff auf dasselbe der Hauptanlaß zu einem Kriege der kleinern Staaten gegen einander wird. Unter solchen Umständen sind die zum Schutz der Höhlen erforderlichen Unkosten so groß, daß der Artikel seinen Werth fast verliert. Allein in Gegenden, wo die Höhlen für Ausländer schwer zugänglich sind, und wo genug Ordnung und Ruhe herrscht, um sie vor inländischen Beraubungen

zu sichern, so daß man die Nester ohne weitere Unkosten, als die für die Mühe des Sammelns bezahlt werden müssen, erhalten kann, ist der Werth des Eigenthums sehr groß. Von dieser Art sind die Höhlen von Karang-bolang in Java. Diese liefern jährlich 6810 Pf. Nester, welche nach den in Batavia bestehenden Preisen von 3200, 2500 und 1200 Sp. Piastern der Picul für die verschiedenen Sorten, beinahe 139,000 Sp. Piaster werth sind, während die sämmtlichen Unkosten für das Sammeln, Zubereiten und Verpacken nicht mehr als 11 Procent von dieser Summe betragen. Der Preis für die Vogelnester ist natürlich ein Monopolpreis, indem die Quantität von Natur beschränkt ist und nicht vermehrt werden kann. Die Kosten für die Mühe, diese Nester auf den Markt zu bringen, machen nur einen geringen Theil ihres Preises aus, welcher aus der höchsten Summe besteht, die von den luxuriösen Chinesen für diesen Artikel bezahlt wird, und die eine Taxe ist, welche diese Nation den Bewohnern der Indischen Inseln entrichtet *). Es giebt vielleicht kein Product, worauf die Menschen ihre Betriebsamkeit verwandt

*) Wenn eine Waare im Monopolpreise steht, so steht sie in dem höchsten Preise, für welchen der Verbraucher sie zu kaufen geneigt ist. Waaren stehen nur dann im Monopolpreise, wenn die Quantität derselben auf keine denkbare Weise vermehrt werden kann, und wenn daher die Mitbewerbung unter den Käufern ganz auf einer Seite ist. Der Monopolpreis kann zu einer Zeit viel höher oder niedriger seyn, als zu einer andern, weil die Mitbewerbung unter den Käufern von ihrem Wohlstande, ihrem Geschmack und ihrer Laune abhän-

haben, dessen Erzeugungskosten in so geringem Verhältnisse zum Marktpreise stehen.

Das Lac-Insect findet sich in den meisten Wäldern der Indischen Inseln, besonders aber in denen von Sumatra und der Malayischen Halbinsel, allein das Erzeugniß selbst ist hier nicht so gut, als in Bengal und Pegu, aus welchen Ländern der Markt von China besonders versehen wird, während das Lac der Indischen Inseln größtentheils auf die inländische Consumtion beschränkt ist.

Bienenwachs bildet einen sehr schätzbaren und bedeutenden Artikel. Die Bienen sind nirgends in den Indischen Inseln, und wie ich glaube, in keinem Theile von Asien gezähmt worden. Ihr beständiges Umherziehen, wozu sie in allen Jahreszeiten durch den unaufhörlichen Blumenflor aufgemuntert werden, würde dieß wahrscheinlich schwierig machen*). Aus derselben Ursache und weil es daher unnöthig ist, große Vorräthe anzulegen, ist auch die Menge ihres Honigs gering, während er, wegen der Qualität der Vegetation natürlich bei weitem nicht so gut von Geschmack ist, als unter höhern Breitengraden. Ich habe gesehen, daß Arabischer Honig als Luxusartikel in die In-

gig seyn muß. Principles of Political Economy by David Ricardo Bd. 15.

*) Dieser Einwand findet vielleicht keine Anwendung in hochliegenden Gegenden. Auf der Insel Cuba hat man die Bienen gezähmt, allein es ist mir nicht bekannt, unter welchen Umständen.

bischen Inseln gebracht ward. Allein die Bienen dieser Inseln liefern einen reichen Vorrath von Wachs, das in großer Menge nach Bengal und China ausgeführt wird. Am meisten wird gewonnen in den östlichsten Inseln und besonders in Timur und Flores. Aus den Portugiesischen Niederlassungen in Timur werden jährlich 20,000 Picul ausgeführt, die von den Eingebornen zu 18 Sch. 10½ Pence der Centner, oder 5 Sp. Piaster der Picul verkauft werden. Die Bugis bringen diese Waare auf ihren Fahrzeugen in die westliche Gegend und verkaufen sie nach Verhältniß ihrer Reinheit zu 26 bis 36 Sp. Piaster den Picul. In Bengal finden wir dieselbe Waare zu 45 Rupien (rupees) den Maund angesetzt, also mit einem Gewinn von 36½ Procent.

Das Fleisch wird unter den Indischen Insulanern nie wie bei uns eingesalzen, sondern um es dauerhaft zu machen, mit wenigem Salz bestreuet, an der Sonne getrocknet. Die musculösen Theile des Ochsen, des Büffels, des Hirsches und des wilden Ebers werden auf diese Weise zubereitet und D e n d e n g genannt, und die drei ersten bilden einen bedeutenden Artikel einheimischer Consumtion, während alle durch die Junken nach China ausgeführt werden. Das beste Dendeng kostet 6 Sp. Piaster der Picul, oder 2½ D. das Pf.

Die F i s c h e r e i e n der Indischen Inseln bilden einen äußerst schätzbaren Theil ihrer Industrie. Sie haben Ueberfluß an See- und Flußfischen, allein die ersten sind die häufigsten und schätzbarsten. Die Wasser, welche diese In-

seln umgeben, sind so ruhig, und die zahlreichen Ufer geben den lebendigen Thieren, welche sie bewohnen, so reichliche Nahrung, daß keine Gegend in der Welt einen größern Ueberfluß an schönen Fischen hat. Die Meere des westlichen Archipelagus, besonders die Straße von Malacca und die Ufer des Golfs von Siam, sind in dieser Hinsicht am merkwürdigsten *). Weiter gegen Osten, wo die Küsten steiler und die Wässer tiefer werden, sind die Fische weniger häufig. Unter den vielen eßbaren Gattungen sind Schollen, Pomfrets und Calcaps die feinsten. Eine große Menge von Fischen bildet, an der Sonne getrocknet, einen bedeutenden Handelsartikel, da der Fisch in diesem Zustand (denn frisch ißt man ihn gar nicht) unter den Indischen Insulanern ein eben so allgemeines Nahrungsmittel ist, wie das Fleisch in kältern Ländern. Die Zubereitung besteht in einem einfachen Trocknen an der Sonne; eingesalzen werden die Fische fast nie. Von einer besondern Gattung von Alsen (Mutterhäring), die sich in dem großen Flusse Siak in Sumatra aufhält, bildet der getrocknete Roggen von ungeheurer Größe einen Gegenstand des Handels. Der Preis für die gewöhnlichen getrockneten Fische ist in der Regel 2 Sp. Piaster der Picul, oder 7 Sch. 6¾ D. der Centner.

Die gewöhnlichen getrockneten Fische der Indischen Inseln werden nicht ins Ausland verschickt, sondern nur

*) Ihre Meere (die Straße von Malacca), sagt Hamilton, liefern die schönsten Fische, die ich jemals sah oder kostete. New Account of the East-Indies Vol. II. p. 156.

drei besondere Erzeugnisse des Meeres, nämlich Fischmagen (Fish-Maws), Haifischflunen (Sharks-Finns) und Tripang, oder Sea-Slug, welche alle in großer Menge nach China gesandt werden. Die ersten sind ein Lieblingsgegenstand des seltsamen Luxus der Bewohner dieses Landes und werden oft auf dem Markt von Canton mit 75 Sp. Piastern der Picul, oder 14 Pf. 3 Sch. 6 D. der Centner bezahlt. Sharks-Finns werden von allen Küstenländern von Indien, von den Indischen Inseln und aus dem Arabischen Meerbusen nach China ausgeführt. Sie sind mehr Gegenstände des Luxus, als des Bedürfnisses dieser sinnlichen Menschen, die ihnen eine große stärkende Kraft zuschreiben. Ein Picul Sharks-Finns wird in China gewöhnlich zu 32 Sp. Piastern, oder der Centner zu 6 Pf. 1 Sch. Sterling verkauft; aus diesem hohen Preise gehet hervor, daß sie nur zum Bedarf der Reichen bestimmt sind. Auf dem Markte von Macassar ist der gewöhnliche Preis 15 Sp. Piaster der Picul, oder 2 Pf. 16 Sch. 8½ D. der Centner. Tripang-Swala oder Sea-Slug, (Holothurion) ist ein viel wichtigerer Handelsartikel, als die beiden zuletzt erwähnten, und bildet, vielleicht mit Ausnahme des Pfeffers, an Quantität und Werth, den bedeutendsten Gegenstand der Ausfuhr aus den Indischen Inseln nach China. In jedem Lande des Archipelagus von Sumatra bis Neuguinea giebt es Tripang-Fischereien. Da dieses Thier vorzüglich an Corallen-Bänken und nie an flachen schlammigen Ufern gefunden wird, so sind natürlich die bedeutendsten Fischereien östlich von Celebes nach Neuguinea und Australien hin, wo die Bildung des Landes am

günstigsten ist. Die ergiebigsten Fischereien sind in den Aroe-Inseln, in dem Golf von Carpentaria und an der ganzen Nordküste von Neuholland, die von den Bugis-Fischern Mareje und von den Chinesen Lam-Hai genannt wird.

Der Tripang ist dem Ansehen nach eine unbedeutende Substanz, von schmutzigbrauner Farbe, hart, steif, kaum im Stande, sich von einem Orte zum andern zu bewegen, und fast ohne Lebenszeichen. Seine Größe beträgt zuweilen 2 Fuß in der Länge und 7 bis 8 Zoll im Umfange, gewöhnlich ist er jedoch nur eine Spanne lang und 3 Zoll von Umfang. Die Qualität oder der Werth ist aber keinesweges von der Größe abhängig, sondern von Eigenschaften, die nur derjenige zu erkennen vermag, welcher durch lange Erfahrung genau mit diesem Handelszweige bekannt ist. Die Chinesischen Kaufleute sind fast die einzigen, welche diese Geschicklichkeit besitzen, denn selbst die eingebornen Fischer verstehen sich schlecht darauf und überlassen es immer den Chinesen, nach der Rückkehr in den Hafen, die Ladung zu assortiren. Die commerzielle Classification der Chinesen ist sehr sonderbar. Auf dem Markte von Macassar, dem großen Stapelplatze für diese Fischerei, unterscheidet man nicht weniger, als dreißig verschiedene Arten, deren jede besonders benannt wird, und deren Preis von 5 Sp. Piastern der Picul bis auf vierzehnmal so viel beträgt. Der Merkwürdigkeit wegen will ich einige derselben mit ihren gewöhnlichen Preisen anführen:

Tache-ritang	68	Sp. Piaster
Batu-basar	54	—
Batu-tangah	22	—
Batu-kachil	14	—
Itam-basar	30	—
Itam-tangah	15	—
Itam-kachil	8	—
Tundang	24	—
Kunyit	9	—
Donga	7	—
Japon	12	—
Mosi	9	—
Kawasa	5	—
Pachang-goreng	5	—
Gama	12½	—
Taikongkong	13½	—
Mareje (New-Holland)	19	—
Kayu-jawa	26	—
Bankuti	20	—

Aus diesen Angaben geht hervor, daß kein Ausländer sich mit Sicherheit auf den Tripanghandel einlassen kann, er ist daher fast ausschließlich in den Händen der Chinesen; die gegenwärtigen Fischereien aber werden nur von den Eingebornen betrieben. Diese fangen den Tripang an den Corallenklippen, gewöhnlich in einer Tiefe von 3 bis 5 Faden. Die größern Arten werden bei niedrigem Wasser zuweilen gestochen, gewöhnlich aber tauchen die Fischer, wie beim Perlmutterfang, unter das Wasser und greifen die

Thiere mit den Händen. Die Quantität, welche jährlich von Macassar nach China versandt wird, beträgt ungefähr 7000 Piculs, oder 8333 Centner. In China schwankt der Preis nach Verhältniß der Güte zwischen 8, 20, 50, 75, 110 und 115 Sp. Piastern der Picul.

Schildkröten-Schalen bilden gleichfalls einen bedeutenden Handelsartikel. Die Schildkröten finden sich in allen Gewässern des Archipelagus, am häufigsten jedoch in denen, wo auch der meiste Tripang gewonnen wird, vorzüglich an der Ostküste von Celebes und an den Küsten von Neuguinea und den Gewürzinseln. Weiter gegen Westen ist das Thier kleiner, die Schalen dünner und daher von viel geringerem Werthe. Die Tripangfischer fangen auch zugleich die Schildkröten und bringen jährlich etwa 200 Piculs, oder 26,666⅔ Pf. Schildkrötenschale nach Macassar zur Ausfuhr nach China, wo der Preis für den Picul 300 bis 350 Sp. Piaster beträgt, also 70¾ Procent weniger, als in London. Von China wird dieselbe Waare wieder nach Europa ausgeführt, ein entschiedenes Beispiel von den wohlthätigen Folgen des freien Handels der Chinesen und von der großen Ungerechtigkeit und Unklugheit der Beschränkung des Verkehrs der Europäer mit diesen Ländern. Die schätzbaren Producte, welche an den Küsten der in Besitz der Europäer befindlichen Inseln gewonnen werden, müssen von hier auf einen auswärtigen Markt gebracht und dort erst wieder gesammelt werden, bevor sie zu ihrer endlichen Bestimmung gelangen können.

Ferner sind die Meere der Indischen Inseln reich an Perlen und Perlmutter. Beide, besonders jedoch die er-

stern, werden als Handelsartikel nur in den Sulukinseln gewonnen. Man findet sie in den engen Canälen oder Durchfahrten zwischen den vielen und gefährlichen Untiefen dieser Inselgruppe. Die Perlen sind in allen verschiedenen Sprachen des Archipelagus unter einem und demselben Namen bekannt und dieser Name Mutya oder Mutyara ist Sanscrit, woraus man den Schluß ziehen kann, daß die Insulaner den Gebrauch der Perlen als Schmuck, und mithin auch die Art der Fischerei, von den Hindus gelernt haben. Die Quantität, welche jährlich nach China geht, wird an Ort und Stelle auf 25,000 Sp. Piaster geschätzt und die der Perlmutterschalen beträgt 5000 Piculs, welche in China zu 14 Sp. Piastern der Picul, 70,000 Piaster, oder 15,750 Pf. Sterling werth sind. Wenn man den unruhigen und räuberischen Character der Bewohner dieser Inseln erwägt, so ist es gewiß, daß der Werth dieses Handelszweiges durch größere Geschicklichkeit und Betriebsamkeit sehr gehoben werden könnte. Dieselben Gegenden des Archipelagus sind auch die einzigen, in welchen Kauri-Schalen gefunden werden, die in Hindostan als Scheidemünze gelten und von den Bugis auf ihren Praos als Handelsartikel in die westlichen Gegenden des Archipelagus gebracht werden. Hier, wie fast in allen Gegenden des Archipelagus, findet man die gigantische Kammmuschel (gigantic cockle), die zuweilen 3 Fuß im Durchmesser hat. Die Schale ist mehrere Zoll dick, vollkommen weiß und schön zu poliren. Sie werden als Handelsartikel nach China versandt.

A m b r a wird in verschiedenen Theilen der Gewässer des Archipelagus gewonnen und als Rückfracht nach

China versandt. Da man diese Waare hier nur unter dem Arabischen Namen Anbar kennt, so ist es sehr wahrscheinlich, daß die Eingebornen den Gebrauch derselben als Räucherwerk zuerst von den Arabern lernten.

Das letzte Erzeugniß des Meeres, dessen ich erwähnen will, ist Agar-Agar, eine Art von Fucus, die im Wasser auflösbar ist und in demselben zu einer gallertartigen Materie wird. Die Chinesen brauchen es in dieser Form mit Zucker als Naschwerk, wie auch in den Handwerken, als ein vortreffliches Bindungsmittel. Vermuthlich könnte es eben so bei uns benutzt werden und vielleicht ein wohlfeiles Substitut darbieten für das theure Gummi, welches wir jetzt einführen. Alle Junken pflegen einen Theil ihres Raumes damit zu füllen. Der Preis ist an Ort und Stelle sehr gering, selten über $1\frac{1}{2}$ bis 2 Sp. Piaster der Picul, oder 5 Sch. 8 Pence, bis 7 Sch. $6\frac{3}{4}$ Pence der Centner.

Es bedarf wohl keines Beweises, daß, wenn die Europäer sich im Archipelagus ansiedelten und ihren Unternehmungen der natürliche Gang nicht versperrt würde, die große Mannichfaltigkeit der Meeresproducte, die ich eben aufgezählt habe, bei dem unbeschränkten Begehr der Chinesen, mithin der nächsten Nachbarn, der Betriebsamkeit und Geschicklichkeit jener reichliche Beschäftigung geben würde. Doch ist bei den Fischereien der Indischen Inseln eines wichtigen Zweiges derselben noch nicht Erwähnung geschehen, nämlich der W a l l f i s c h e r e i. In den Meeren, welche die Gewürzinseln umgeben, vorzüglich gegen

Timur hin und in den zwischen dem Archipelagus und Neuholland gelegenen Theile des stillen Meeres, hält sich der Cachelot oder Spermacet-Wallfisch in großer Menge auf. Während die Gewürzlande im Besitz der Engländer waren, pflegten die Englischen Wallfischer in Amboina einzulaufen, um sich daselbst zu erfrischen und hielten diese Insel, schon allein zu diesem Zwecke, für eine bequeme Station, obgleich sie auf keine Weise mit derselben in Handelsverbindung treten durften. Zehn bis zwölf Schiffe liefen zu diesem Ende jährlich in den Hafen von Dili in Timur ein. Es liegt am Tage, daß irgend eine Nation, die im Besitz der Gewürzinseln, und weise genug ist, das abgeschmackte Monopol der Gewürze zu vernichten und den natürlichen Zustand der Betriebsamkeit dieser Länder wieder herzustellen, dieselben dadurch zu einer bequemen Station für die Wallfischerei machen könnte. Wenn die Betriebsamkeit und der Geldumlauf ihren natürlichen Gang nehmen dürften, so würden der Gewürzhandel und die Wallfischerei gewiß miteinander vereint werden und sich gegenseitig unterstützen. Der auffallende Contrast zwischen dem freien und beschränkten Handel, in Bezug auf den gegenwärtigen Fall, ist hinreichend, um die Vertheidiger des regulirten Alleinhandels lächerlich zu machen. Die Wallfischerei erfordert 32,100 Tonnen Schiffslast und 3210 Matrosen, der hochgepriesene Gewürzhandel dagegen 700 Tonnen und 80 Matrosen. Die Tonnenzahl ist also in jenem Zweige 46 mal und die Zahl der beschäftigten Hände 40 mal größer. Der gesammte Werth der Fischerei beträgt 1 Million 70,000 Pf. Sterling, der der Gewürze, die Preise

drei Mal so hoch angeschlagen, als sie seyn sollten, nur 120,000 Pf., also nur etwas mehr, als der neunte Theil des Werths der Fischerei. Dieser Ertrag der Fischerei wird durch die Arbeit von 3210 der kühnsten, thätigsten und abgehärtetsten Menschen gewonnen, die Gewürze dagegen durch die Arbeit von 11,500 Personen, wobei, wenn man den arbeitenden Theil auf $\frac{1}{4}$ der ganzen Zahl anschlägt, eine Bevölkerung von 46,000 Seelen*) zu Sclaven herabgewürdigt wird, während vielleicht noch 1 Million mehr durch den Gewürzhandel der gewöhnlichsten Menschenrechte beraubt und zur Sicherung eines verächtlichen, unsichern Gegenstandes, in Knechtschaft und Barbarei erhalten wird. Daraus ergiebt sich, daß ein Engländer durch seine Arbeit eben so viel beschäftigt, als 96 Eingeborne der Gewürzinseln, ohne die productive Kraft des Bodens in Anschlag zu bringen. Der Werth der gewöhnlichen Arbeit eines civilisirten Europäers, verhält sich zu der eines Asiaten, wie sich überall ergeben hat, wo ein billiger Vergleich angestellt werden konnte, nur wie $3\frac{1}{2}$ zu 1. Das verdankt der Europäer zum Theil der natürlichen Ueberlegenheit seiner physischen Beschaffenheit, mehr aber noch der Erziehung und der moralischen Gewohnheit.

Der Indische Archipelagus, so merkwürdig wegen der reichen Mannichfaltigkeit seiner vegetabilischen und animalischen Erzeugnisse, ist wohl nicht weniger ausgezeichnet durch seinen mineralischen Reichthum. An Zinn ist

---

*) So viel beträgt die gegenwärtige Bevölkerung von Amboina und den Banda-Inseln.

er bei weiten das ergiebigste Land auf dem Erdball, und an Gold steht er wahrscheinlich America nicht nach. Silber, Blei und Zink hat man dagegen noch gar nicht entdeckt und Eisen ist selten, indem man auf mehrern Inseln und zwar auf denen, die durch vegetabilischen Reichthum und durch Civilisation die ausgezeichnetsten sind, durchaus keine hinreichend ergiebige Erze dieses Metalles findet. Reiche Kupfererze sind in verschiedenen Gegenden vorhanden; allein dieses Metall ist nicht allgemein verbreitet. Die Wahrheit ist jedoch, daß man in Betreff des metallischen Reichthums dieser Länder bis jetzt sehr wenig weiß, denn die zur Gewinnung derselben erforderliche Betriebsamkeit und Civilisation haben bisher gefehlt und fehlen noch jetzt. Der außerordentliche Reichthum der Zinn- und Goldminen haben für diese Metalle die Aufmerksamkeit gewissermaßen erzwungen; allein erst in der neuesten Zeit und nur durch die Unternehmungen der Ausländer, sind die Erzeugnisse derselben als Gegenstände des Handels bedeutend geworden. Der gebietende Geist der Europäischen Race hat, ohnerachtet der vielen verderblichen Beschränkungen, seit der Begründung seines Ansehens in diesen Ländern Einfluß genug gehabt, um durch Begründung der Sicherheit und des Vertrauens den Unternehmungsgeist aufzumuntern, wo des natürlichen Reichthums des Landes wegen nur sehr wenig dazu erforderlich war. Unter dem herrschenden Schutze dieses Geistes ward die Thätigkeit der betriebsamern Völker Asiens, welche den Archipelagus besuchen, besonders die der Chinesen in Bewegung gesetzt, und ihnen haben die Gold- und Zinnminen des Archipelagus,

vorher wenig bekannt oder von geringem Werthe, ihre gegenwärtige Ergiebigkeit vorzüglich zu danken.

Die mineralischen Erzeugnisse, welche von commerzieller Seite betrachtet, besondere Aufmerksamkeit verdienen, und die ich hier nach einander näher beleuchten will, sind folgende: Zinn, Gold, Kupfer, Eisen, Salz, Schwefel und Diamanten.

Zinn wird in allen Sprachen des Archipelagus Timah genannt, ein Wort, welches wahrscheinlich der Malayischen Sprache angehört. In Betreff der geographischen Vertheilung beschränkt sich das Zinn auf die Insel Banca, die Malayische Halbinsel, die kleinen Inseln an der Küste derselben und Junkceylon. Ueberall wo Zinn gefunden wird, ist es nach bekannter Erfahrung in großer Menge vorhanden, immer aber auf einen kleinen geographischen Umfang beschränkt. Das Zinn der Indischen Inseln ist jedoch viel weiter verbreitet, als das der übrigen Länder, indem es vom 98sten bis 107ten Grad östlicher Länge und vom 8ten nördlicher bis zum 8ten südlicher Breite in bedeutender Menge gefunden wird.

Dieses Metall ist am häufigsten und mit der geringsten Mühe zu gewinnen auf der Insel Banca, welche gegenwärtig für den Handel des Archipelagus bei weiten den größten Vorrath liefert. Die Entdeckung der Minen dieser Insel ist noch nicht alt, sie geschah im Anfang des vorigen Jahrhunderts, unter der Regierung des Sultan Badur-Udin, König von Palembang und Souverän von Banca *).

*) Capitän Hamilton, welcher sich zu der Zeit in Indien be-

Dieses Ereigniß in der Geschichte des Zinns kann mit Recht verglichen werden mit der Entdeckung der Americanischen Minen in der Geschichte der edeln Metalle. Die Bearbeitung der ehemaligen Minen im Archipelagus hat großentheils aufgehört, und wenn nicht der Alleinhandel seine Wirksamkeit bis auf diesen Geschäftszweig erstreckt hätte, so würden sie wahrscheinlich für Europa nicht ohne Einfluß geblieben seyn. In den ersten dreißig Jahren nach der Entdeckung betrug der Ertrag der Minen in Banca nicht weniger als 65,000 Piculs, oder 3870 Tonnen, mithin beinahe eben so viel, als der gegenwärtige Ertrag der Minen von Cornwallis. Vor der Entdeckung der Minen in Banca ward der größte Theil des Zinns im Archipelagus an der Westküste der Malayischen Halbinsel gewonnen *).

---

fand, giebt folgenden Bericht über die Entdeckung: Im Jahr 1710, als der Sohn des Königs von Pallamban (Palembang) die Insel beherrschte, brach in einem Dorfe Feuer aus, und als dasselbe gelöscht war, fand man durch Zufall viel geschmolzenes Zinn unter dem Schutt. Der König befahl seinen Leuten, ein wenig nachzugraben, und so fanden sie eine Menge von Erz, woraus er jetzt einen bedeutenden Vortheil ziehet. Die Holländer sandten aus Batavia dahin, mit der Bitte, daselbst eine Factorei errichten zu dürfen, was ihnen jedoch nicht gestattet ward, indem der König erklärte, daß sein Land dem Handel aller Nationen offen stehen solle. New Account of the East Indies Vol. II. p. 120.

*) „Dieses Land, sagt Hamilton, indem er von Perah spricht, liefert mehr Zinn, als irgend ein anderes in Indien," und

Die geologische Formation der Insel Banca besteht vorzüglich aus Urgebirg. Die höchsten Berge sind von Granit und die weniger hohen von rothem Eisenstein (Ironstone). In den niedrigen Strichen zwischen den Letztern, wird das Zinnerz gefunden und bisher immer in angeschwemmten Lagen (alluvial deposites) selten tiefer als 25 Fuß unter der Oberfläche. Die Schichten, in denen sichs findet, liegen immer horizontal, und zur Kenntniß der Natur und Bestandtheile derselben, mag folgendes Beispiel dienen:

Pflanzenerde	1½ Fuß.
Schwarzer Thon (Clay)*)	8
Grauer Thon mit Sand vermischt	4
Schwarzer Thon	6
Grober Sand halbdurchsichtig in reiner weißer Thonerde liegend.	6
	25½ Fuß.

Diese übereinander liegenden Bestandtheile sind in verschiedenen Gegenden etwas abweichend, jedoch nicht wesentlich.

---

weiter unten: „es giebt mehrere Orte an der Küste von Malaya, welche eine große Menge von Zinn liefern, allein Salangore und Parcelore sind die merkwürdigsten." New Account of the East Indies p. 73 u. 74.

*) (Clay), von den Chinesischen Bergleuten Kongseh genannt (vermuthlich Thonschiefer).

Unmittelbar unter der letzten Schichte, stößt man auf die Zinn-Erzlage, die das Metall unter groben Granitstücken oder anderm Urgebirg enthält und von verschiedener Tiefe ist. Das Verschwinden der Erzlage wird beständig angezeigt durch eine Schicht reinen, weißen, zerbrechlichen Thon. *)

Das Zinnerz von Banca ist gemeines Zinnerz, oder Zinnstein (Tinstone), occidirtes Zinn, gewöhnlich von röthlich brauner Farbe. Durch diesen Bericht über die geognostische Lage des Zinns werden wir im Stande seyn, die Natur des Processes zu verstehen, durch welchen das Metall aus dem Erze gewonnen wird. Die Art des Bergbaues ist höchst leicht und wohlfeil. Eine Zinn-Mine ist nichts weiter, als eine große längliche Grube, die in senkrechter Richtung 15 bis 25 Fuß tief in die Erde gegraben wird, um durch die obern Sand- und Thonschichten bis an das Erz zu gelangen. Die erste Oeffnung ist selten über 100 Fuß lang, und wenn sichs ergiebt, daß das Erz tiefer liegt, als gewöhnlich, so wird bei dem gegenwärtigen Ueberflusse dieser Strich verlassen, um einen günstigern zu suchen. Die Minen werden in große und kleine eingetheilt und in der Landessprache Kolong und Kulit genannt. Nur in den erstern wird der Bergbau mit einiger Kunst und mit Anwendung von Maschinen betrieben. Dieß geschieht ausschließend durch die Chinesen, die in jedem Bau 25 bis 30 Arbeiter beschäftigen. Alle Arbeiter werden nach Grundsätzen der Gleichheit behandelt; die

*) (Clay) von den Chinesischen Bergleuten Kongseh genannt (vermuthlich Thonschiefer).

ältern und erfahrnern leiten das Geschäft, und die jüngern und kräftigern verrichten die eigentliche Arbeit, während alle denselben Lohn empfangen. Man hat glücklicher Weise die Chinesen nicht dahin bringen können, auf andere Bedingungen zu arbeiten. Außer dem Bergbau besteht die ganze Arbeit, um das Metall zu gewinnen (Hüttenbau), in Waschen und Schmelzen; von jeder dieser besondern Arbeiten will ich eine kurze Uebersicht mittheilen. Die Bestimmung des Orts zur Eröffnung einer neuen Mine (das Markscheiden) geschieht nach einigen Anzeichen von dem Vorhandensein des Metalls, die den erfahrnen Chinesen wohl bekannt sind, durch die gewöhnliche Art des Bohrens. Nachdem der Boden zuerst von den ungeheuern Waldungen gereinigt ist, welche die ganze Insel bedecken, beginnen die Bergleute, die verschiedenen Lagen hinwegzuräumen, um an das Erz zu gelangen (das Abschichten). In großen Minen, deren Oberfläche 100 Fuß lang und 80 Fuß breit ist, erfordert diese Arbeit, von 25 bis 30 Bergleuten betrieben, 3 bis 4 Monate Zeit. Die Erde wird in kleinen Körben weggeschafft, deren zwei nach der im Osten gewöhnlichen Sitte an einem Querholze oder Hebel hangend auf den Schultern getragen werden. Der rohe Stamm eines an Ort und Stelle gefällten Baumes dient, mit Einschnitten versehen, als Leiter zum Ab- und Aufsteigen in die Mine. Die kleinern Minen sind gewöhnlich weniger tief und meistens an einem Abhange gelegen, so daß der Bergbau hier selten durch Anhäufung von Wasser erschwert wird; allein die größern, welche häufiger in Niederungen angelegt sind, füllen sich bald mit Wasser, wel-

ches nothwendig herausgeschafft werden muß. Dieß geschieht durch eine unter den Chinesen gewöhnliche und wohlfeile hydraulische Maschine. Zuweilen wird dicht neben der Mine ein Canal gegraben, um das Hinwegschaffen der obern Schichten zu erleichtern, indem Sand und Thon ohne weiters hineingeworfen und so durch den Strom fortgeschwemmt werden. Dieß ist natürlich nur anwendbar, wo das Wasser einen bedeutenden Fall hat. Der Erzgang wird durch eine Reihe von Gruben verfolgt.

Das Waschen der Erze wird auf eine außerordentliche wohlfeile und leichte Weise bewerkstelligt. Die vielen Bergströme, welche Banca so wie alle andere bedeutende Inseln dieser tropischen Gegend characterisiren, sind die Quellen dieser leichten Behandlungsart. Wenn der Auswahl viel Raum gestattet ist, so kommt es wesentlich darauf an, eine Mine in der Nähe eines solchen Bergstroms zu wählen, der durch einen Canal bis zur Mine geleitet werden kann, wo dann eine förmliche Wasserleitung angelegt wird, die an den Seiten sorgsam mit der Rinde der größten Baumstämme ausgelegt wird. Das neben dieser Leitung angehäufte Erz wird allmählig in dieselbe hineingeworfen und von einem heftigen Wasserstrom durchspült, während ein Bergmann sie mit einer Hacke zerarbeitet. Erde und Sand werden vom Wasser weggeschwemmt, das Erz aber und die großen Steine bleiben vermöge ihrer Schwere zurück und werden durch Siebe oder mit den Händen von einander gesichtet.

Das gereinigte Erz wird dann unter Dächer gebracht,

die zu diesem Zwecke errichtet sind, und den Ofen mit dem Schmelz-Apparat enthalten. Das Schmelzen geschieht gewöhnlich einmal, oder bei großer Ergiebigkeit zweimal des Jahres. Der Ofen ist 10 Fuß lang und 4 Fuß weit, und besteht aus Lehm. Der Blasebalg ist ein Stück Holz von 25 Zoll im Durchmesser, mit einem 17 bis 18 Zoll langen Loch, worin eine Röhre befestigt ist. Er ist mit großer Geschicklichkeit aus einem einzigen Stamme verfertigt. Dieses Werkzeug, womit der Zug im Ofen beständig erhalten wird, erfordert 4 starke Arbeitsleute. Zuerst wird ein Haufen Kohlen in den Ofen geworfen, die so lange das Schmelzen dauert, in Brand erhalten werden, während wechselsweise Erz und Steinkohlen zugeschüttet werden. Wenn der Ofen die gehörige Hitze erlangt hat, beginnt das Metall in einem vollen Strome aus einer zu diesem Zwecke angebrachten Oeffnung heraus zu fließen, und wird in ein Becken aufgefangen, aus dem es zu seiner Zeit mit einem Löffel in Formen gebracht wird, die in der Nähe des Ofens aus feuchtem Sand errichtet sind. Diese Formen geben nach ihrer Gestalt Platten oder Stangen von 50 Katis oder 66⅔ Pf. Gewicht. Diese Operation hat den doppelten Zweck des Röstens und Schmelzens der Erze. Die Arbeit geschieht immer des Nachts, um die Hitze des Tages zu vermeiden, welche den Arbeitern in diesem heißen Clima sehr beschwerlich werden würde. In einer Nacht werden 5280 Pfund Erz geschmolzen, die im Durchschnitt 44 — 45 Stangen oder 3062 Pfund Metall geben, so daß man aus 100 Theilen Erz 58 Theile Metall erhält. Durch eine ver-

besserte, vielleicht aber auch kostspieligere Art des Schmelzens könnte man wohl einen noch größern Ertrag bekommen.

Die Auslage des Capitals das Zinn zu gewinnen, ist nach dieser Weise außerordentlich gering. Sie besteht in den Unkosten für das Wasserrad, den Blasebalg, das Wetterdach mit dem Ofen, einige Beile, Spaten, Hacken, Schaufeln und wohlfeile Schiebkarren nach Chinesischer Bauart. Das Holz, welches an dem Ort der Minen gefällt wird, liefert die zum Schmelzen erforderlichen Kohlen. Diese ganze Arbeit wird von den Chinesen betrieben. Die Bergleute sind nach der Richtung der Minen auf der Insel herum vertheilt. Außer den eigentlichen Bergleuten stehen noch viele andere Arbeiter mit ihnen in Verbindung, die entweder die Nahrungsmittel und sonstige Bedürfnisse herbeischaffen, oder die zum Bergbau und Hüttenwesen erforderlichen Werkzeuge und Materialien fabriciren, wie z. B. Grobschmiede, Zimmerleute, Kohlenbrenner, Gärtner u. s. w. Bei dem gegenwärtigen Zustande der Bevölkerung kann das zum Unterhalt der Arbeiter erforderliche Korn wohlfeiler eingeführt, als gebaut werden. Die verschiedenen Zweige des Bergbaues sind so einfach, daß nur eine geringe Anweisung dazu nöthig ist; nur das Schmelzen macht eine Ausnahme davon, und ist daher immer ein besonderes Geschäft. Die Bergleute sind fast alle geborne Chinesen und unerachtet des verschiedenen Climas und der schweren Arbeit sehr gesund.

Außer dem Zinn, welches die Chinesen auf die beschriebene künstliche Weise erhalten, wird noch eine weniger be-

deutende Quantität auf eine sehr rohe Weise von den Eingebornen selbst gewonnen. Die Herren der Insel, die Malayen, oder wenigstens die Bewohner von Palembang suchen in ehrerbietiger Entfernung die Chinesen nachzuahmen, und das Erz auf ähnliche Weise zu gewinnen, wie die letztern in den kleinen Minen. Die ursprünglich Eingebornen betreiben die Arbeit auf noch rohere Weise. Sie bauen enge cylinderförmige Schachte, die nur für Einen Menschen zugänglich sind, und folgen dem Erzgange, wenn er ergiebig ist, mit Lebensgefahr unter den obern Schichten, welche oft über ihnen zusammenstürzen. Sie haben keine Wasserräder, noch Wasserleitungen. Um die Anhäufung des Wassers zu verhindern, müssen sie stets an dem Abhange eines hochliegenden Striches bauen und die rohen Erze zum Waschen in den nächsten Bergstrom schaffen. Zum Schmelzen bedienen sie sich kleiner Oefen, und anstatt des großen Blasebalgs der Chinesen (Ventilator) des gewöhnlichen Malayischen Blasebalgs, wie er weiter oben beschrieben worden ist. Das Metall wird selbst mit weniger Geschicklichkeit auf den Markt gebracht, und um den Transport zu erleichtern, in viel kleinere Platten gegossen, als die der Chinesen, wovon man sie auf dem Markte unterscheidet. Der verschiedene Zustand der drei Menschenracen, in Bezug auf ihre Industerie und Civilisation, ist sehr genau bezeichnet durch ihre verschiedenen Arten des Bergbaues. Wenn die Europäische Race sich unter billigen Bedingungen (angenommen, daß sie förmlich angesiedelt wäre) mit diesem Geschäftszweige befassen wollte, so würden wir noch eine neue und höhere Stufe

in demselben gewahren, wenn nicht ihre überlegene Kraft und Einsicht in kurzer Zeit alle Mitbewerbung gar ausschlösse.

Die öconomischen Einrichtungen des Sultans von Palembang in Betreff der Minen sind einer besondern Beschreibung werth. Die wahre Quelle des großen Einkommens, welches der Sultan von Palembang aus den Minen von Banca bezieht, ist der Ertrag, den diese Minen über den Werth der Production ärmerer Minen in andern Ländern liefern. Der Sultan ist Souverain und Eigner, oder Herr des Bodens, und zugleich nominell der Unternehmer des Bergbaues. Nach einem Vergleiche der Oeconomie der Minen von Banca mit der des Bergbaues in Corn-Wallis empfängt er: die Taxe oder den Erbzins (quit-rent), die dem Souverain bezahlt wird, die Abgabe an den Herrn des Bodens und wenigstens nominell einen Theil des Gewinns der eigentlichen Unternehmer. Als Zweig des öffentlichen Einkommens betrachtet, waren die Minen von Banca in fünf Departements eingetheilt, und die Verwaltung derselben eben so vielen eingebornen Beamten übertragen, die sich gewöhnlich in der Residenz von Palembang aufhielten. Diesen Personen war nach der Sitte der dortigen Regierung die ganze Macht der Verwaltung delegirt, sie leiteten daher die Civil- und Militär-Verwaltung ihrer besondern Districte, so wie auch, was sie für das Vornehmste hielten, die Angelegenheiten des Bergbaues selbst. Die besondere Aufsicht über die Minen übertrugen sie den unter dem Chinesischen Namen Konghi bekannten Agenten. Diese führten die Rechnun-

gen, hatten an bestimmten Stapelorten Vorräthe von Lebensmitteln, Werkzeugen u. s. w., machten den Unternehmern Vorschüsse, und erhielten das Zinn zu bestimmten Preisen. Die Unternehmer muß man sich vorstellen als Unternehmer und Arbeiter zugleich, die das Werk unter Bedingung völliger Gleichheit betreiben. Der Preis, den sie erhielten, war unveränderlich festgesetzt auf 6 Sp. Piaster der Picul oder 1 Pfund 2 Sch. 8 P. der Centner, 57 Procent weniger, als die Kosten des Zinns von Cornwallis (Cornish - Tin). So gering dieser Preis auch scheint, muß er doch ein hinlänglicher Lohn für ihre Arbeit gewesen seyn, weil er sie bewegen konnte, ihr Vaterland zu verlassen und sich der Unannehmlichkeit zu unterziehen, in einem neuen, nicht angebauten Lande und in einem nicht sehr günstigen Clima zu leben. Der wirkliche Arbeitslohn muß jedoch viel geringer gewesen seyn, als dieser nominelle, denn die Konghis oder einheimischen Agenten pflegten den Arbeitern ungeheure Preise für die Lebensbedürfnisse abzunehmen, wovon als Beispiel dienen mag, daß sie den Reiß zu 3 Sp. Piastern den Picul verkauften, mithin sechsmal so hoch, als in Java, und gewiß nicht weniger, als 150 Procent höher, als der natürliche Preis am Orte selbst. Der ganze Preis, den die Brittische Regierung bei der Besitznahme von Banca mit Einschluß der Verwaltung, der Transportkosten u. s. w. entrichten mußte, betrug nur 8 Sp. Piaster für 1 Picul von 133⅓ Pf. Krämergewicht oder 1 Pfund 10 Sch. 3 P. Sterling der Centner. Man sieht aus aus diesen Angaben, wie außerordentlich gering die Arbeit ist, welche erfordert wird,

um das Metall zu erzeugen und auf den Markt zu bringen. Der Unterschied zwischen dem Preise, welcher wirklich für die Production des Zinns bezahlt wird, und dem Verkaufspreis, besteht in dem Gewinn des Capitals und in den Renten der Minen, aber vielleicht vorzüglich oder gar ausschließlich aus den letztern, da es nicht wahrscheinlich ist, daß der Gewinn durch die schwerfällige und unkluge Verwaltung eines handeltreibenden Souverains anwächst. Dieser Preis ist an Ort und Stelle gewöhnlich 12 Piaster gewesen, so daß die Renten der Minen von Banca im Durchschnitt auf die Hälfte der Production angeschlagen werden können.

Die Quantität des Zinns, die aus den Minen von Banca gewonnen werden kann, ist unermeßlich, weil die Erzlagen unerschöpflich und die Arbeit äußerst leicht ist. Um das Jahr 1750, oder 40 Jahre nach der ersten Entdeckung, lieferten sie nach einer Berechnung über 120,000 Platten oder 66,000 Piculs, d. i. 3870 Tonnen. Wegen innerer Anarchie und schlechter Verwaltung, wegen des Ausgangs mehrerer reichen, bequem gelegenen Minen, des Monopols der Europäischen Regierung, der durch den Krieg der Europäischen Nationen unter einander veranlaßten Handelsbeschränkung, und in gewisser Hinsicht vielleicht wegen der erzwungenen Mitbewerbung der Engländer, welche ihr Zinn aus Corn-Wallis nach China brachten, hat die Quantität in neuerer Zeit sehr abgenommen. Im Jahr 1780 war der Ertrag bis auf 30,000 Piculs oder auf weniger als die Hälfte des Maximums gesunken, und von 1799 bis zur Eroberung der Engländer überstieg sie

selten ein Drittheil dieses Betrages oder 10,000 Piculs. Von den Ursachen, welche die Abnahme des Ertrags in neuerer Zeit herbeigeführt haben, verdient nur Eine einer nähern Untersuchung, nämlich der erschöpfte Zustand der Erzlagen. Ich bin jedoch sehr geneigt, diesem Umstande nur einen geringen Einfluß zuzuschreiben. Mit den Minen geht es nothwendig, wie mit neuen Ländereien, in solchen Gegenden, wo beide überflüssig und ergiebig sind. Mit Beiden gehet man nicht sparsam zu Werke. Die ergiebigsten Gänge, diejenigen, welche mit der mindesten Arbeit das meiste Metall liefern, werden zuerst bebaut, und anstatt wenige Minen mit Geschicklichkeit und Sparsamkeit zu bearbeiten, werden eine große Menge auf die nachlässigste Weise behandelt. So geht es bei dem Bergbau der Chinesen. Sobald die Erzschichte sich wenige Fuß unter die gewöhnliche Tiefe senkt, wird das Lager verlassen; eben so, wenn ein dürftiger Vorrath von Wasser das Waschen erschwert. Allein wenn die Chinesen für die vermehrte Arbeit einen entsprechenden Lohn empfingen, so würden sie kein Bedenken tragen, das begonnene Werk weiter zu verfolgen. Die Sultane von Palembang haben zu diesem Ende gelegentlich Belohnungen ausgesetzt. Die Brittischen Behörden, welche im Jahr 1813 nur 10,800 Pic. Zinn erhielten, vermehrten diesen Ertrag im Jahr 1817 durch Erhöhung des Arbeitslohns bis auf 35,000 Pic. oder 2083 ⅓ Tonnen, halb soviel als der Ertrag von Corn-Wallis. Alles was man daher vernünftiger Weise über diesen Gegenstand sagen kann, ist, daß die Kosten des Bergbaues durch die Erschöpfung einiger der

bequemsten Minen vielleicht ein wenig erhöht worden sind. Wenn in Bezug auf die Minen ein gerechtes und liberales System der Oeconomie befolgt würde, so müßte die daraus entspringende Zunahme des Capitals und der Geschicklichkeit, so wie ein verbessertes Maschinenwesen, die natürlichen Hindernisse des Bergbaues, welche aus der Schwierigkeit der Herausschaffung des Erzes entstehen, eine lange Zeit überwiegen. Bis jetzt ist nur ein kleiner Theil einer Insel von 3400 geographischen Quadratmeilen an Flächen-Inhalt untersucht worden. Die Minen sind vorzüglich auf die nördlichen und westlichen Theile dieser Insel beschränkt, während man die südöstlichen noch kaum berührt hat. Man weiß, daß von einem Ende bis zum andern das aufgeschwemmte Land (Alluwial-Lands) an Zinnlagern äußerst reich ist, und nach der Analogie mit andern Ländern leidet es keinen Zweifel, daß auch in den Gebirgen sich viele Adern dieses Erzes finden müssen. Der schwierige und kostspielige Bergbau zur Benutzung dieser letztern kann gegenwärtig noch nicht in Betracht kommen, denn die aufgeschwemmten Schichten enthalten einen wohlfeilern und reichen Vorrath für viele Jahre. Um den großen Werth der Minen von Banca nachzuweisen, will ich einen kurzen Vergleich derselben mit den von Corn-Wallis ertheilten. Als jene mit dem größten Vortheil bearbeitet wurden, war das ganze Erzeugniß derselben fast eben so bedeutend, als der höchste Ertrag der Minen von Corn-Wallis. Selbst in unserer Zeit ist jenes noch halb so hoch, als dieser. Allein in Banca gewinnt man lauter gediegenes Zinn (Grain-Tin), ein reines Metall 22 $^1/_4$ Procent

höher an innerm Werth als Blockzinn (Block-Tin). In Corn-Wallis wird das Zinn mit vieler Mühe gewonnen, indem die Schachten durch festen Granit gehen und nicht selten bis zu der ungeheuern Tiefe von mehreren Hundert Lachtern (Fathoms); in Banca dagegen hat man nur einige lockere Sand- und Thon-Schichten zu durchgraben, und selten über 3 bis 4 Lachter tief. Um die Minen jenes Landes abzuwässern, ist die complicirteste und kostspieligste Maschinerie erforderlich, in Banca dagegen ein einfaches hölzernes Rad, das wenige Schilling kostet. Um das Erz in Corn-Wallis von den fremdartigen Stoffen zu sichten, muß es in Stampfmühlen zermalmt und dann künstlich gewaschen werden. In Banca wird ein Strom fließenden Wassers in einer einfachen mit Baumrinde eingefaßten Wasserleitung über das Erz hingeführt, und damit ist es gereinigt und bedarf keiner weitern Vorkehrung zum Schmelzen. Die natürliche Folge aller dieser Thatsachen ist, daß die Kosten für die Production eines Centners Zinn in Corn-Wallis 64 Sch. 7 P., in Banca nur 22 Sch. 8 P. Sterling betragen, und daß, während man in den Minen jenes Landes selten mehr als $\frac{1}{10}$ oder $\frac{1}{12}$, oft nicht mehr als $\frac{1}{24}$ und gewöhnlich $\frac{1}{15}$ des Ertrags als Gewinn anschlagen kann, die Minen von Banca nicht weniger als die Hälfte des ganzen Ertrages einbringen. Das ist das triftigste und unbestreitbarste Zeugniß von der überwiegenden Ergiebigkeit der letztern. Die Geschicklichkeit, das Capital und die Maschinerie der Europäer machen die geringe Ergiebigkeit der Corn-Wallischen Minen einigermaßen gut, aber sie sind lange nicht hinreichend, um

den ungeheuern Reichthum derer von Banca zu ersetzen. Wenn die Bergleute jenes Landes mit ihrer Geschicklichkeit, ihrem Capital und ihrer Maschinerie solche Minen zu bearbeiten hätten, so würde es in kurzer Zeit nicht der Mühe werth seyn, den Bau irgend einer andern Mine in der Welt fortzusetzen, und wenn auf der andern Seite die Bergleute von Banca mit ihren einfachen Geräthschaften solche Minen, wie die Corn-Wallischen, bearbeiten sollten, so würden dieselben für sie so unnütz und unzugänglich seyn, als wenn sie eine Meile tief unter der Erde lägen.

Das Zinn aus Banca und den übrigen Indischen Inseln wird in fast alle Länder der Welt versandt; allein China und das feste Land von Indien sind die vorzüglichsten Märkte. Die jährliche Einfuhr in Bengal beträgt im Durchschnitt 6000 Centner. In Canton werden auf Europäischen Schiffen jährlich 6068 Pic. oder 7224 Centner eingeführt. Die Holländer sandten zur Zeit ihrer commerciellen Administration jährlich 11,690 Pic. oder 16,700 Centner nach China. Wie viel auf den Chinesischen Junken jährlich in die verschiedenen Häfen dieses Landes gebracht wird, läßt sich unmöglich bestimmen; allein die Quantität ist sehr bedeutend. Die neusten Preise, welche in den verschiedenen Ländern, wo das Zinn von Banca einen Absatz findet, für dasselbe bezahlt wurden, sind folgende: in China 83 Sch. 2 P. Sterling der Centner, in Bengal mit Einschluß der Abgaben 97 Sch., in New-York, wo es mit dem Spanischen Zinn wetteifern muß,

100 Sch. $9\frac{1}{2}$ P., und in Amsterdam 82 Sch. $8\frac{1}{2}$ P.*) Wenn man den höhern innern Werth des Metalls in Anschlag bringt, so sind alle diese Preise niedriger, als der Preis des Corn-Wallischen Zinns in London.

Ich will diesen Bericht beschließen mit einigen Bemerkungen und Hinweisungen auf ein besseres Verwaltungs-System für die Minen von Banca, als das bisher befolgte. Die Ländereien und Minen sind das Eigenthum des Souverains, und dieser mochte ein Eingeborner oder ein Europäer seyn, das Zinn war immer der Gegenstand eines ausschließlichen Handels zum vermeindlichen Wohl des Staats. Das Verderbliche dieser Systems ist zu offenbar, um einer nähern Beleuchtung zu bedürfen. Die Sultane von Palembang bezahlten das Zinn mit 6 Sp. Piastern den Picul, und verkauften es für 12 Piaster. Der Gewinn auf 60,000 Piculs betrug mithin 360,000 Piaster oder 81,000 Pfund Sterling. Unter der Brittischen Verwaltung wurden mit Einschluß aller Auflagen 10 Piaster der Picul bezahlt und das Zinn ward in Batavia für 15 Piaster der Picul verkauft. Wenn wir von diesem Preise für den Transport und andere zufällige Unkosten 1 Piaster abziehen und den Ertrag im Durchschnitt auf 30,000 Piculs anschlagen, so betrug der Gewinn nur 120,000 Piaster oder 27,000 Pfund Sterling, wogegen in Abschlag zu bringen ist, die Zinsen von den Vorschüssen an die Bergleute, die sämmtlichen Unkosten für die Civil- und Militär-

*) Vielleicht ein Druckfehler; es wäre auffallend, wenn in Amsterdam der Preis wirklich am niedrigsten wäre.

A. d. U.

Verwaltung der Insel, und der Antheil derselben an den Ausgaben der allgemeinen Verwaltung aller Europäischen Niederlassungen, von welchen die Insel einen Theil ausmacht. Es geht daraus hervor, daß dieses Monopol, als bloße Angelegenheit der öffentlichen Casse betrachtet, auch nicht die geringste Prüfung zu bestehen im Stande ist.

Es ist nicht die Rente der Minen oder der Werth, der für die productive Kraft der Erde bezahlt wird, was in Corn-Wallis oder in Banca die Unternehmer des Bergbaues in Thätigkeit setzte. In Corn-Wallis besteht das Capital, womit der Bergbau betrieben wird, aus dem Vermögen der Privatunternehmer; der Herr oder Eigenthümer thut durchaus nichts dabei, er setzt sich gemächlich nieder und empfängt seine Rente. *) Die Renten der Minen von Banca habe ich weiter oben bei dem gegenwärtigen Zustande ihrer Ergiebigkeit auf die Hälfte ihres Brutto-Ertrags geschätzt. Diese Rente ist der wahre Ge-

---

*) Herr Taylor sagt: die Abgaben werden dem Herrn oder seinen Agenten in der Mine frei von allen Unkosten eingehändigt, oder durch einen verhältnißmäßigen Theil des für den Verkauf des Ganzen eingehenden Geldes in Rechnung gebracht. Man ersieht daraus, daß der Landeigner kein anderes Risico läuft, als eine kleine Verletzung seiner Felder. Billig scheint es, daß der Landeigner zu Gunsten jener Anstrengung, die so oft zu seinem größten Vortheil gereicht, etwas beitragen sollte. Wie die Sachen gegenwärtig stehen, bezieht er oft ein großes Einkommen aus einer Mine, welche das Geld des Unternehmers verzehrt. Transactions of the Geological Society of London, Vol. II. p. 312 — 313.

genstand der Taxation, und wenn der Betrag daurend und gleichförmig oder mit Genauigkeit zu bestimmen wäre, so könnte sie ohne Verletzung der Privatrechte oder Beeinträchtigung der öffentlichen Betriebsamkeit ganz als Staatseinkommen angesetzt werden. Doch kann man in Bezug auf die Minen keine so dauernde Anordnung treffen, als die in Betreff der Ländereien in Vorschlag gebrachten, denn die productiven Kräfte des Bodens sind dauernd und die Renten für einen bestimmten Theil des Bodens werden mit dem Fortschritte der Gesellschaft eher zu als abnehmen, während die Production der Minen der Abnahme oder der völligen Erschöpfung ausgesetzt ist. Eine periodische, oder nicht dauernde Organisation würde daher die angemessenste seyn. Ich glaube, daß die Bewilligung einer Pachtzeit von 10 bis 20 Jahren nach der Natur der Minen, nach öffentlichem Ausgebot für den Meistbietenden, das sicherste und billigste Mittel seyn würde, den Betrag des Staatseinkommens festzusetzen, und das Privatinteresse mit dem öffentlichen zu vereinbaren. Untergeordnete Regulationen ergeben sich leicht, und bedürfen keiner Auseinandersetzung. Die Bergbau-Unternehmer würden nach dem vorgeschlagenen Plane weiten Spielraum haben, und die Aufhebung des Alleinhandels würde bald zu Privat-Unternehmungen auffordern, welche Wohlstand und Gedeihen sichern. Durch den Ueberfluß der Ländereien in Banca und das bisher befolgte ungerechte System, die Bergleute zu ungeheuern Preisen mit Nahrungsmitteln und Bedürfnissen aus dem Auslande zu versorgen, sind gegenwärtig diejenigen ausgeschlossen, welche Zinn-Erze

von geringerem Werth enthalten. Wenn der Bergbau von seinen jetzigen Fesseln befreit ist, so werden die Ländereien durch den Begehr der Minen im Werth steigen und man wird, wie unter andern wenigen versprechenden Umständen auch hier sehen, wie der Ackerbau sich hebt, und wie in der Mitte der Bergwerksbezirke Städte und Dörfer entstehen. Die Ländereien sollten allmählig, um den Fortschritt eines so wünschenswerthen Erfolgs zu erleichtern, nach den weiter oben angeführten Grundsätzen auf Erbzins veräußert werden. Wenn man bedenkt, daß vor 70 Jahren unter einem ungünstigen Systeme und bei geringerm Begehr nach Zinn, als gegenwärtig, in Banca 65000 Piculs gewonnen wurden, so ist die Annahme wohl nicht übertrieben, daß man unter der hier empfohlnen Freiheit 100,000 Piculs gewinnen würde. Angenommen, daß dieser Brutto-Ertrag nur 2/5 Rente gäbe, und daß der Picul 12 Sp. Piaster werth sei, so würde das reine Einkommen 480,000 Sp. Piaster oder 108,000 L. Sterling betragen, ohne irgend ein kostspieliges Etablissement der Schatzkammer, ja ohne alle Vorkehrung von Seiten dieses Departements, während der Handel dem heilsamen Einfluß der Privat-Unternehmung in allen Zweigen geöffnet seyn würde. *)

*) Die Nachrichten, welche ich hier über die Oeconomie der Bergwerke von Banca mitgetheilt habe, verdanke ich sämmtlich einem vortrefflichen Berichte über diesen Gegenstand, den mir mein Freund der Dr. Horsfield zugestellt hat, welcher die Resultate seiner vieljährigen Forschungen in allen Zweigen der Naturgeschichte des Archipelagus nächstens dem Publicum vorlegen wird.

Nach dem Zinn ist Gold das schätzbarste mineralische Erzeugniß des Archipelagus. In geographischer Rücksicht ist es auf diesen Inseln sehr allgemein, vielleicht überall verbreitet; allein am häufigsten ist es in denjenigen Gegenden, deren geographische Beschaffenheit aus Urgebirg besteht, mithin in den westlichsten und nördlichsten Grenzinseln des Archipelagus, während es in der großen Vulcanischen Kette von Java bis Timur-laut, nur in geringen Quantitäten gefunden wird, die selten des Bergbaues werth sind. Unter den besondern Inseln liefert Borneo bei weitem die größte Menge, dann folgen Sumatra, die Halbinsel, Celebes, Lusong, u. s. w., woraus zu folgen scheint, daß die Vertheilung dieses Minerals mit der Größe der Länder, in denen es gefunden wird, in Verhältniß steht. Doch dürfen wir bei dieser geographischen Vertheilung des Goldes nicht vergessen, daß wir durch Mangel an Erfahrung leicht irre geleitet werden können, und diejenigen Länder, in denen die menschliche Betriebsamkeit vielleicht durch Zufall auf die Gewinnung dieses Materials geleitet ward, fälschlich für diejenigen halten, die von der Natur am reichlichsten damit ausgestattet sind. Insbesondere weiß man, daß es sich auch auf der großen Insel Neu-Guinea findet und vielleicht in großem Ueberfluß.

Das Gold der Indischen Inseln wird in Betreff seiner geognostischen Lage, wie in andern Ländern, in Adern und Lagern, so wie auch aufgeschwemmt (Alluvial-deposites) gefunden. Die Adern und Lager (Beds) finden sich in Granit, Gneis, Glimmerschiefer (Mica-Stat) und Thonschiefer, die aufgeschwemmten Schichten dagegen in

eisenhaltigem Thon und Sand. Das Erz ist von der Art, die von den neuern Mineralogen goldgelbes Gold genannt wird *), und enthält immer eine bedeutende Menge von Silber, gewöhnlich auch etwas Kupfer. Das Gold von Banjarlaut z. B. enthält gewöhnlich 90 Procent Gold, 4 Procent Silber und 6 Procent Kupfer. Das Gold von Larak auf derselben Insel giebt 86 Procent Gold, 6 Procent Silber und 8 Procent Kupfer; das Gold von Pontianak 83 Procent Gold, 16 Procent Silber und 1 Procent Kupfer.

Ein kleiner Theil des Goldes der Indischen Inseln wird durch Bergbau aus Adern und Lagen gewonnen; etwas durch Goldwäscher aus dem Sand und Schlamm der Bäche und Flüsse; bei weitem das Meiste aber durch Waschen aus den angeschwemmten Schichten. Die erste Art wird vorzüglich von den gebildetern Stämmen der Eingebornen befolgt, die zweite von den Wilden und die dritte besonders von den Chinesen. Die Adern werden, so viel ich weiß, nur auf der Insel Sumatra benutzt. Die vorzüglichsten Minen sind im Innern der Insel, in dem Lande der Bataks und der Menangkabao-Malayen. Die Minen sind nichts weiter als kleine Höhlen. Der senkrechte Schacht geht gewöhnlich nicht tiefer, als 5 bis 6 Lachter, dann wird seitwärts fortgearbeitet und die Wände der Mine werden mit Holzstämmen gestützt. Die einzigen Geräthschaften, deren man sich bedient, sind eiserne Brechstangen, Schaufeln und Hammer. Das Sprengen der Felsen ist nicht bekannt, auch nicht einmal das einfache Wasserrad der Chi-

*) Siehe Professor Jameson System of mineralogy.

nesen, und die Mine wird nur mit Hülfe von Eimern abgewässert. Durch Stampfen und Waschen wird das Erz vom übrigen Gestein (Matrix) das gewöhnlich aus Quarz besteht, getrennt. Nach Herrn Marsdens Bericht sind allein in dem Gebiete der Menangkabao nicht weniger als 1200 solcher kleinen Minen. Die Reichhaltigkeit dieser Lager geht hinlänglich hervor aus dem Umstande, daß sie durchaus mit so rohen, unvollkommenen Mitteln bearbeitet werden.

Aus den angeschwemmten Schichten wird das Gold von den Einwohnern, wie von den Chinesen herausgeschafft, allein planmäßig und mit Geschicklichkeit und Erfolg nur von den letztern. Der Chinesische Bergbau verdient wegen seiner Bedeutsamkeit für den Handel eine besondere Beschreibung. Der Sitz ihrer Bergwerke ist Borneo, und auf dieser Insel vorzüglich der zwischen den Flüssen Pontianak und Sambas gegen die Gebirge hin gelegene Theil der Westküste. Dieses Land wird gewöhnlich Montradak genannt, nach der vorzüglichsten Ortschaft, die etwa 2 Tagereisen vom Meeresufer entfernt ist. Der ganze Strich besteht aus Alluvionen, und diese sind durch viele, zum Theil große Flüsse durchschnitten. Meine Nachrichten über die Oeconomie des Bergbaues habe ich größtentheils mündlich durch Chinesen erhalten, welche Jahre lang in denselben gearbeitet hatten. Die gesammte Chinesische Bevölkerung dieses Bezirks beträgt 36,000 Seelen, worunter nur 4000 Weiber. Von den letztern ist nur ein Theil aus der gemischten Race der Chinesen und Eingebornen, die meisten aber sind gekaufte

oder geraubte Eingeborne. Von dieser Bevölkerung sind nur 6000 mit dem eigentlichen Bergbau beschäftigt, die andern treiben Handel, Ackerbau oder sonstige, von dem Bergbau abhängige Gewerbszweige. Diese Chinesen sind fast ganz unabhängig von irgend einer einheimischen Macht, sie haben ihre eignen Häupter, in deren Händen die Regierung ist, und der Tribut, welcher dem Raja von Sambas bezahlt wird, ist sehr gering, nämlich 160 Bungkals oder 3992 Sp. Piaster, d. i. 898 Pfd. 4 Sch. Sterling. Gleich den Zinn-Minen von Banca, denen sie in vieler Hinsicht sehr ähnlich sind, werden auch die Goldminen von Montradak in große und kleine eingetheilt. Von jenen sind gegenwärtig 13, von diesen 57 im Gange. Die Verschiedenheit derselben besteht nicht in der Ergiebigkeit des Erzes, sondern in dem größern oder geringeren, zur Bearbeitung erforderlichen Capital, und mithin in der Art und in dem Umfange der Bergwerke. Die großen Minen werden durch monatliche besoldete Arbeiter auf Rechnung von Gesellschaften vermögender Personen gebaut, die kleinern dagegen durch Personen, welche Arbeiter und Unternehmer zu gleicher Zeit sind und die Ausbeute unter Bedingung völliger Gleichheit theilen. Die großen Minen beschäftigen mit Einfluß der Aufseher 100 bis 200 Leute, die kleinern 10 bis 50. Die Oeconomie der erstern ist besonders der Beachtung werth. Die Bezahlung der Arbeiter geschieht durch monatlichen Lohn und eine bestimmte Lieferung an Lebensmitteln. Ein erfahrner Arbeiter erhält für die ersten 4 Monate, 2 Sp. Piaster monatlich, für die zweiten 4 Monate 4 Piaster,

und für die folgenden Monate des Jahres 5. Weiterhin erhalten sie 6, und wenn sie durch Geschicklichkeit und Rechtlichkeit das Amt eines Aufsehers erlangt haben, 8 Sp. Piaster monatlich. Wie wir später sehen werden, beträgt dieser Lohn bei der gegenwärtigen Art der Bezahlung einen wirklichen Vorschuß von 30 Procent. Ohnerachtet des Climas verrichten die Bergleute schwere Arbeit. Sie beginnen diese mit Tagesanbruch, oder, wenn Mondschein ist, noch früher, nehmen sich nur wenig Zeit zum Essen, und hören nicht auf vor 6½ Uhr Abends, so daß sie ungefähr 12 Stunden täglich arbeiten. Die Mine besteht aus einer länglichen Grube, die dem Gange des Erzes folgt und deren Breite und Tiefe natürlich von den jedesmaligen Umständen abhängt. Gewöhnlich liegt jedoch das Erz sehr nahe an der Oberfläche, oft nicht tiefer als 5 bis 6 Fuß. Die gewöhnliche Breite des Ganges und mithin auch der Mine ist 40 Fuß und die Tiefe des Erzganges 10 Fuß, so daß die gewöhnliche Tiefe der ganzen Mine 15 bis 16 Fuß beträgt. Die Art, das Metall aus dem Erz zu gewinnen, die Mine abzuwässern und das gehaltige Erz zu waschen, gleicht der beim Zinnerz gewöhnlichen so sehr, daß sie hier keiner nähern Beschreibung bedarf. In den großen Minen pflegt man erst nach Verlauf von 35 tägiger Minenarbeit mit dem Waschen zu beginnen. Eine Mine von 200 Arbeitern liefert in dieser Zeit höchstens 320 Bungkals, oder 555⅓ Unzen und wenigstens 140 Bungkals oder 243 Unzen. Aus der folgenden genauen Angabe ersieht man vollständiger die Unkosten und den Gewinn des Bergbaues, wie er von den Chinesen betrieben wird.

Bericht über die Ausgabe und den Gewinn eines Gold-Bergwerks von 200 Arbeiteen.

	Piaster	Cents		L.	s.	d.
20 Aufseher für 35 Tage zu 8 Piaster den Monat	186	67	Piaster oder	42 Pfund		Sterling
180 Bergleute für 35 Tage zu 6 — — —	1260	—	—	— 283	— 10 Sch.	— P.
30 Procent von dem Lohn für 200 Leute . .	434	—	—	— 97	— 15 —	— —
17½ Piculs Salzfisch zu 2 Piaster . .	35	—	—	— 7	— 17 —	— 6
4 Piculs Salz zu 1¼ Piaster . . .	5	—	—	— 1	— 2 —	— 6
2 Piculs Oel zu 15 Piaster . . .	30	—	—	— 6	— 15 —	— —
Zinsen vom todten Stock und Ausbesserungskosten der Maschinen 2c. . . .	35	—	—	— 7	— 17 —	— 6
Zinsen vom Capital von 2020 67/100 Piaster zu 25 Procent für 35 Tage . . .	49	11	—	— 11	— 1 —	— —
Summa	2104	78	—	473	11	6
Ertrag 2000 Bungkals Montrada-Goldstaub, Werth	4848	00	—	1090	16	00
Für 35 Tage Gewinn	2743	22	—	617	4	6
Jährlicher Gewinn .	28,607	89	—	6436	15	6

Das Gold der Indischen Inseln, gleichviel, ob es aus Adern oder aus Lagern gewonnen ward, erscheint in dem Verkehr des Landes immer in der Gestalt von grobem Sand oder Goldstaub, während das Gold aus den Flötzlagern durch die Reibung immer feinkörnig (Smooth) ist, indem der innere Werth desselben sich gewöhnlich nach der Gestalt und Größe der Körner richtet. In der Handelssprache wird der Goldstaub nach den Ländern genannt, in welchen er gewonnen wird, und das Gold desselben Landes ist ohne irgend eine bedeutende Abweichung stets von derselben Probe oder Feinheit. Außer einer Quantität von Kupfer oder Silber, die immer mit dem Golderz chemisch vermischt ist, enthält dasselbe beständig einen bedeutenden Zusatz von Erde, Eisen und andern fremdartigen Stoffen. Noch ist zu bemerken, daß die ergiebigsten Minen Gold von der niedrigsten Probe liefern, das den größten Theil an gemeinen groben Zusätzen enthält (Mechanical admixture). Die folgende Tafel giebt eine zweckmäßige Uebersicht einiger der gewöhnlichsten Sorten, die auf dem Markte erscheinen.

Uebersicht des Werths und der Bestandtheile des Goldstaubs, in den verschiedenen Theilen des Indischen Archipelagus.

Benennung des Goldes nach den Bezirken, wo es gewonnen wird.	Land, wo die Mine liegt.	In 100 Theilen vom Goldstaub.		In 100 Theilen vom Metall.				Schätzung der Feinheit.		Werth einer Unze Goldstaub in Sterling.			Werth eines Bungkal oder 833 Gran Goldstaub in Spanischen Piastern.	
		Schlacke	Metall	Gold	Silber	Kupfer	Silber und Kupfer	In Carats od. Maß von 24 Theilen.	Nach einheimischer Probe oder Maß von 10 Theilen.	L.	s.	d.	Piaster	Cents
Gold von Ombak	Borneo	3,75	96,25	88,19	8,51	3,3	11,81	21,17	8,82	3	12	1¼	27	81
— — Sanga	dito	4,96	95,04	90,97	3,65	5,38	9,03	21,83	9,10	3	13	5½	28	33
— — Lara	—	3,83	96,17	86,11	5,90	7,99	13,89	20,67	8,61	3	10	4¼	27	13
— — Banjar-laut	—	2,66	97,34	90,45	4,34	5,21	9,55	21,71	9,05	3	14	9½	28	84
— — Pontianak	—	14,05	85,95	82,99	16,14	0,87	17,01	19,92	8,30	3	0	7¼	23	37
— — Jambi	Sumatra	5,47	94,53	91,84	— —	— —	8,16	22,04	9,18	3	13	9	28	44
— — Sambas	Borneo	9,00	91,00	83,68	— —	— —	16,32	20,08	8,37	3	4	8¼	24	95
— — Palembang	Sumatra	2,11	97,89	93,75	— —	— —	6,25	22,50	9,38	3	17	11½	30	06
— — Montradak	Borneo	12,02	87,98	84,09	— —	— —	15,91	20,18	8,41	3	2	10¼	24	24

Die Eingebornen des Landes sind äußerst unerfahren in der Beurtheilung der Qualität des Goldes. Sie kennen kein Mittel, die metallischen Zusätze des Erzes zu sondern, indem ihnen die chemischen Auflösungsmittel oder anderen Kunstgriffe, deren die Europäer sich zu diesem Ende bedienen, ganz fremd sind. Sie wissen nicht einmal, daß überhaupt andere Metalle mit dem Gold vermischt sind, und bilden sich ein, daß das mehr oder weniger versetzte Gold dasselbe Metall nur von verschiedenem innern Gehalt sei, nur in einem Zustande geringerer oder höherer Reife. Einige der eingebornen Goldhändler haben jedoch von den Bewohnern von Telinga gelernt, das Metall durch den Probierstein zu schätzen. Die Skala dieser Leute ist nicht wie bei uns in 24, sondern nur in 10 Grade getheilt. Die ansässigen Telingas selbst sind die geschicktesten Goldprüfer oder Wardeine. Eingeborne Kaufleute pflegen nicht selten sich der Hülfe der in einer kleinen Colonie in Malacca ansässigen Hindus zu bedienen, um ihr Gold zu probiren, welches von diesen gegen geringe Procente geschah. Die Päckchen waren mit ihren Zeichen versiegelt und oft unter namhaften Werth in Umlauf, ohne untersucht zu werden. Wegen dieser Ungeschicklichkeit der Eingebornen im Goldprobiren und der daraus entspringenden Furcht, betrogen zu werden, pflegen sie ihr Gold selten in Barren zu gießen, weßhalb es in dieser Form nicht auf den Märkten des Archipelagus vorkommt. Man kann irgend einer Europäischen Regierung, sobald sie das Vertrauen der Eingebornen erlangt hat, nicht genug anempfehlen, eine Münze zu errichten oder einen

Wardein anzustellen, um das Gold in Stangen zu gießen und die Probe durch einen Stempel anzuzeigen. Das ist insbesondere erforderlich in einem Lande, welches mehrere der ergiebigsten Goldquellen der Welt enthält, und ich kenne keine Maßregel einer bloßen Anordnung, welche zur Beförderung und Erleichterung des commerziellen Verkehrs so wesentlich beitragen würde, als diese. Der Stempel, welcher den Gehalt des Metalls ausdrückt, müßte aus einheimischen, Chinesischen und Europäischen Schriftzügen bestehen. Das Münzen des Goldes ist eine Maßregel, die man nicht empfehlen kann in einem Lande, wo dieses Metall mehr als in irgend einem andern Gegenstand des Handels ist, und wo daher der Preis desselben mehr schwankt. Ueberdieß ist das Silber, als Geld, mehr geschätzt, indem es immer den Werth des Goldes regulirt, ausgenommen da, wo die Regierung, durch willkührliches Eingreifen diese Ordnung umkehrt. Wenn die Goldmünze wirklich nur den innern Gehalt ausdrückte, so würde sie augenblicklich ausgeführt werden und bei der geringfügigsten Begebenheit im Preise steigen; wenn sie dagegen mehr ausdrückte, so würde sie außerhalb der Grenzen des Staatsgebiets, in welchem sie geprägt ward, von keinem Werthe seyn und den Umlauf des Silbers verdrängen. Das einzige Resultat einer solchen Maßregel wäre die Belastung des Staats mit den Unkosten zur Unterhaltung einer Münze, die gegenwärtig für denselben von Ausländern bestritten werden.

Ueber den wirklichen Betrag des aus den Minen des Indischen Archipelagus gewonnenen Goldes können wir

der Natur der Sache nach nichts weiter, als eine wahrscheinliche Conjectur aufstellen. Bei der Erforschung der Materialien zu einer solchen Schätzung, stoßen wir auf einige auffallende Thatsachen, die uns berechtigen, jenen Betrag sehr hoch anzuschlagen. Hr. Marsden hat die ganze Ausfuhr der Südwestküste von Sumatra auf 14,400 Unzen geschätzt und vermuthet, daß die der Nordostküste nicht geringer war. Hamilton schätzte vor 100 Jahren das gesammte Gold von Achin auf 1000 Pf. Das bringt die ganze Ausfuhr von Goldstaub aus dieser Insel auf 40,800 Unzen, oder zu 21 Carat und 5 Procent für fremdartige Stoffe, auf 33,915 Unzen reines Gold. Die größte Ausfuhr ist jedoch die von Borneo *). Der jährliche Ertrag der großen Minen von Montradak im Gebiete der Sambas beträgt, wenn man die Ausbeute eines jeden der 6000 Arbeiter auf 18¹⁄₁₀ Unzen anschlägt, 88,362 Unzen reines Gold. Die ganze Goldeinfuhr in dem Hafen von Calcutta aus den verschiedenen Ländern des Indischen Archipelagus betrug nach einer Durchschnittssumme von 9 Jahren 16,244 Unzen, in einzelnen Jahren aber über 26,000 Unzen reines Gold. Die folgende Tafel zeigt den wirklichen Zustand der Einfuhr an diesem Orte.

---

*) Man hat die Zahl der Chinesen in Borneo, in den Gegenden, welche Gold produciren, oder in der Nähe derselben auf 200,000 geschätzt, deren jeder im Durchschnitt 172 Gran Gold nach China sendet; demnach betrüge die ganze Ausfuhr nach China, angenommen, daß alles Gold dem von Montradak an Werth gleichkommt, 71,666⅔ Unzen.

Uebersicht der Menge und des Werths des aus dem Archipelagus in Calcutta eingeführten Goldes.

Jahr.	Von der Westküste von Sumatra. Reines Gold.	Werth zu 4 L. 6 sh. d. Unze.		Aus Borneo und dem übrigen Archip. Reines Gold.	Werth zu 4 L. 5 sh. d. Unze.		Im Ganzen. Reines Gold.	Werth zu 4 L. 5 sh. d. Unze.	
	Unzen.	Piaster. Cts	L. sh.	Unzen.	Piaster. Cts.	L. sh.	Unzen.	Piaster. Cts.	L. sh.
1801.	2,451	46,296 67	10,416 15	23,764	448,875 56	100,997 0	26,215	495,172 22	111,413 15
1802.	692	13,071 11	2,941 0	9,844	185,942 22	41,837 0	10,536	199,013 33	44,778 0
1803.	1,008	19,040 00	4,284 0	7,795	147,238 89	33,128 15	8,803	166,278 89	37,412 15
1804.	580	10,955 56	2,465 0	8,791	166,052 22	37,361 15	9,371	177,007 78	39,826 15
1810.	4,538	85,717 78	19,286 10	11,863	224,078 89	50,417 15	16,401	309,796 67	69,704 5
1811.	611	11,441 11	2,596 15	5,910	111,633 33	95,117 10	6,521	123,174 44	27,714 5
1812.	10,570	199,655 56	44,922 10	16,322	308,304 44	69,368 10	25,892	507,960 00	114,291 0
1813.	6,374	120,397 78	27,089 10	19,540	369,088 89	83,045 0	25,914	489,486 67	110,134 10
1814.	7,206	136,113 33	30,625 10	8,336	157,457 78	35,428 0	15,542	293,571 11	66,053 10
Summen.	34,030	642,788 89	144,627 10	112,165	2,118,672 22	476,701 5	146,195	2,761,461 11	621,328 15
Durchschnitts-summen.	3,781 1/9	71,420 99	16,069 14	12,462 7/9	235,408 02	52,966 16	16,243 8/9	306,829 01	69,306 10

Wir müßten außer den mitgetheilten Berichten über die Ausfuhr aus Sumatra und Potianak und über den Ertrag der Minen von Montradak noch viele ähnliche besitzen, um eine Schätzung der Gesammtproduction des Archipelagus anstellen zu können. Die Eingebornen der Indischen Inseln verbrauchen als Schmuck eine viel größere Quantität von Gold, als man nach dem Standpunct ihres Wohlstandes und ihrer Bildung denken sollte. Das hat großentheils seinen Grund in dem Mangel an Silberminen und dem verhältnißmäßig größern Werthe dieses Metalls; in dem Umstande, daß die edeln Metalle nicht zu Tellern und andern Hausgeräthen begehrt werden, sondern nur zum Leibesschmuck, wozu das Gold, seiner Schönheit wegen, mehr geeignet ist, und in der nothwendigen Wohlfeilheit des Goldes in den Ländern, wo es gewonnen wird. Dieß ist natürlich ein bei der Schätzung des ganzen Betrags wohl zu berücksichtigender Punct. Wir besitzen keine Mittel zu einer Schätzung des Ertrages der Malayischen Halbinsel, der Suluinseln, der Ostküste von Borneo, der Insel Celebes und der sämmtlichen Philippinen; allein wenn die ganze Production dieser Länder, mit Einschluß des einheimischen Verbrauchs, den vierten Theil von dem beträgt, worüber ich eine Schätzung anzustellen versucht habe, und das ist wohl ein sehr mäßiger Anschlag, so ist der Gesammtertrag der Minen des Archipelagus 154,865 Unzen, an Werth 2 Millionen 925,228 Sp. Piaster, oder 658,176 Pf. Sterling, mithin mehr als $^1/_5$ des Ertrages der Americanischen Bergwerke, fast 9 Mal so viel, als der Ertrag der Minen im nördlichen Asien, $^1/_2$ von dem Er-

trage der Africanischen Minen und beinahe 4 Mal so viel, als der Ertrag der sämmtlichen Bergwerke in Europa. Diese interessanten Resultate übersieht man am deutlichsten und befriedigendsten in Form einer Tabelle.

Tabelle über den jährlichen Betrag des Goldes aus dem Indischen Archipelagus, verglichen mit dem aus andern Ländern.

	Reines Gold.	Werth zu 4 Pf. 5 Sch. St. die Unze.	
	Unzen.	Piaster.	Pf. Sterl.
Ausfuhr aus der Ost- und Westküste von Sumatra 25,080 Unzen			
Production aus Achin 10,450 —			
Gesammtertrag aus Sumatra	35,530	671,125	151,005
Ertrag der Minen von Montradak in Borneo	88,362	1,669,058	375,358
Ertrag von allen andern Theilen des Archipelagus zu ⅕ vom Ganzen angeschlagen	30,973	585,045	131,635
Jährlicher Gesammtertrag des Arch.	164,865	2,925,228	658,176
Ertrag aus Brasilien 236,250			
Ertrag des Sp. America 320,095			
Gesammtertrag aus America	556,345	10,508,739	2,364,466
Ertrag aus dem nördlichen Asien	17,325	327,250	73,631
Ertrag aus ganz Europa	41,738	788,385	177,387
Ertrag aus Africa	470,588	8,888,888	2,000,000
Gesammtertrag der ganzen Welt	1,240,861	23,438,490	5,273,060

Aus dieser Tabelle gehet hervor, daß der Ertrag des Archipelagus beinahe den achten Theil des Ertrages der ganzen Welt ausmacht.

Ob der Ertrag der Minen des Archipelagus zunehmen wird, das hängt ab von der Ruhe des Landes und von der Freiheit des Handels. Weiter ist nichts erforderlich, denn das Erz ist nach allen Berichten in unerschöpflicher Menge vorhanden. Dieß ist besonders der Fall in Borneo, dessen unermeßliche angeschwemmte Striche längs der ganzen Küste überall die reichsten Lager dieses Metalls enthalten, woraus sich nothwendig ergiebt, daß auch die Urgebirge im Innern an Adern desselben reich seyn müssen. Wegen der Menge des Erzes und des gewöhnlichen Zauberreizes aller Bergbaunternehmungen, besonders in Betreff der edeln Metalle, wird das Gold der erste Gegenstand seyn, der die Aufmerksamkeit eines unternehmenden und betriebsamen Volkes von irgend einer Race, welche sich in diesem Lande ansiedelt, fesseln wird. Ohnerachtet einer großen Anarchie und vieler Unruhen, haben die Chinesen in neuerer Zeit den Bergbau mit bewunderungswürdiger Thätigkeit betrieben. Erst seit acht bis zehn Jahren ist ein bedeutendes Capital und eine zweckmäßigere Maschinerie auf diesen Zweig der Betriebsamkeit verwandt worden, und in dieser Zeit hat der Ertrag außerordentlich zugenommen.

Bengal und China sind gegenwärtig die vorzüglichsten Märkte für das Gold der Indischen Inseln. Es bedarf kaum einer Erwähnung, daß der wirkliche Preis von der Größe des Vorraths und des Begehrs abhängt. In Verhältniß zum Silber wird der Preis an Ort und Stelle mit ziemlicher Genauigkeit bestimmt. Wenn die Chinesen Goldstaub als Gold annehmen, so schätzen sie den Bunge

kal, oder ein Gewicht von 2 Sp. Piastern, d. i. 833 Gran Goldgewicht *) auf 16 Sp. Piaster. Das Gold von Sambas, welches 9 Procent Schlacken und $16^{22}/_{100}$ Procent an metallischen Zusätzen enthält, verhält sich nach diesem Maßstabe zum Silber, wie $9^2/_3$ zu 1, in Europa dagegen wie 15 zu 1. In dem offnen Markte an Ort und Stelle, verhält sich der Werth nach dem Resultat verschiedener Untersuchungen, wie 12 zu 1 und 13 zu 1. Ein auffallender Umstand bei den Goldminen des Archipelagus ist, daß in denselben kein Silbererz gefunden wird, wie das in andern, durch edle Metalle ausgezeichneten Gegenden der Welt immer der Fall ist. Man kann nicht sagen, daß hier gar kein Silber vorhanden wäre, denn es ist schon bemerkt worden, daß es immer in Verbindung mit dem Golde gefunden wird, und es ist selbst höchst wahrscheinlich, daß man bei genauern Untersuchungen in den Urgebirgen der großen Inseln, besonders in Sumatra, auch Erzgänge dieses Metalles finden werde, allein in Hinsicht auf die Production kann man die Nichtexistinz desselben mit vollem Rechte behaupten. Es folgt aus diesem merkwürdigen Umstande, daß, wenn der Ertrag der Goldminen des Archipelagus in demselben Verhältnisse zunimmt, wie es in den letzten Jahren der Fall war, ohne verhältnißmäßige Zunahme des Ertrags an Silber, jenes Metall durch den Umlauf der hinzugekommenen Quantität bald an Werth verlieren und das gegenwärtige Verhältniß zwischen beiden Metallen aufheben muß. Diese Wirkung wird je-

*) Troy, 5760 Gran, gleich $6418^1/_2$ Cöllnische Asse.

doch ohne Zweifel ein völliges Gegengewicht erhalten, wenn die Annahme des Hrn. Holms sich jemals bestätigen sollte, daß nämlich die Cordilleras in America, nach genauer Untersuchung, dereinst eine solche Menge von Silber liefern werden, daß dieses Metall an Wohlfeilheit und Menge dem Eisen oder Kupfer gleichkommen werde.

Eisen und Kupfer sind außer dem Golde die einzigen Metalle, die in dem Indischen Archipelagus gefunden werden. Von jenem ist nur sehr wenig vorhanden, allein aus den einheimischen Namen desselben, ohne irgend ein auswärtiges Synonym, können wir folgern, daß es schon sehr frühe von den Bewohnern gebraucht und nicht erst durch Fremde zur Anwendung gekommen sei. Eisenerz, welches gehaltreich genug ist, um bearbeitet zu werden, findet sich in mehrern Gegenden der Malayischen Halbinsel, in einigen Theilen der Südküste von Borneo, in Banca und in Billiton. Die Minen der letztern felsigen und unfruchtbaren Insel sind die ergiebigsten im ganzen Archipelagus. Den mineralogischen Character, oder die geognostische Lage der Eisenerze des Archipelagus bin ich nicht im Stande anzugeben. Das in Billiton gewonnene Eisen soll von ungewöhnlicher Güte seyn, und es werden an Ort und Stelle Nägel daraus verfertigt und in die benachbarten Lande, wie z. B. Pontianak auf Borneo, ausgeführt.

Wer kennt das geheimnißvolle Gesetz der Natur, nach welchem alle Gegenden des Aequators reich an Gold und arm an Eisen sind, während das Gegentheil in den gemäßigten Zonen der Fall ist? Was auch die Ursache sei, die

Thatsache hat aller Wahrscheinlichkeit nach dazu beigetragen, die Fortschritte der Bildung in dem einen Striche zu hemmen oder zu verzögern, und in dem andern zu fördern.

Kupfererze finden sich in Sumatra, in Timur und wie neuerlich entdeckt worden ist, in dem Gebiete der Sambas in Borneo. Schon seit längerer Zeit ist in Limun auf Sumatra ein Kupferbergwerk im Gange gewesen. Das Kupfer wird häufiger, als irgend ein anderes der nützlichen Metalle in seinem reinen gediegenen Zustande gefunden und daraus mag es wohl zu erklären seyn, daß es früher als die übrigen zu öconomischen Zwecken benutzt ward. In den Indischen Inseln ist diese Bemerkung wahrscheinlich richtig in Betreff derjenigen Stämme, in deren Ländern Kupfer gefunden wird, wie in Sumatra und Timur, sie kann aber schwerlich ihre Anwendung finden auf die gebildetern Stämme, in deren Ländern durchaus kein Kupfer vorhanden ist, wie in Java. In den Sprachen eines oder zweier Länder, wie ich glaube derjenigen, wo sich Kupfer findet, wird dieses Metall mit einem einheimischen Worte benannt; allein der gewöhnliche, fast allgemeine Name Tambaga ist Sanskrit, woraus ich schließe, daß das Ausschmelzen des Kupfers aus dem Erze wahrscheinlich eine Kunst ist, welche die Eingebornen von den Hindus erlernt haben. Beinahe alle Hindusbilder und andere Reliquien des Hinduismus, die man in Java findet, bestehen aus einem Gemisch von Kupfer und Eisen; allein ich habe nie gehört, daß man unter den vielen Reliquien dieser Art jemals Waffen oder Werkzeuge gefunden

hätte, woraus man erweisen könnte, daß das Kupfer zu öconomischen Zwecken benutzt worden sei*).

Außer Brasilien und Hindostan sind die Indischen Inseln die einzigen Länder der Welt, wo Diamanten gefunden werden. Obgleich in der unmittelbaren Nachbarschaft von Siam und dem Burmanischen Reiche, den einzigen Theilen der Welt, in denen die ächten orientalischen Rubinen und Saphire gefunden werden, liefern die Inseln weder diese, noch, so viel man bis jetzt weiß, irgend eine andere Art von Edelsteinen, als den Diamant. Borneo ist die einzige Insel des Archipelagus, wo der Diamant gefunden wird, und hier beschränkt er sich auf die Süd- und Westküste, insbesondere auf die Länder der Fürsten von Banjarmassin und Pontianak. Die vorzüglichsten Gruben sind in Landak, nach welchem Orte die Diamanten von Borneo zur Unterscheidung von den Hindostanischen ge-

*) Die chemische Auflösung einiger in Java gefundenen metallischen Ueberbleibsel, wie z. B. gegossener Hindusbilder, Trinkgefäße (Zodaical Cups) und einiger alter Münzen, mit Einschluß derer, die nach der Bekehrung zum Mohamedismus geschlagen sind, hat gezeigt, daß sie aus einem Gemisch von Kupfer und Eisen bestehen und weder Zinn noch Zink enthalten. Eine Münze die mit dem gewöhnlichen Japanesischen Stempel geprägt ist, besteht aus reinem Blei. Diese unbedeutenden Resultate scheinen darauf hinzuweisen, daß das Zinn bei den Insulanern alter Zeit unbekannt, oder doch wenig in Gebrauch war. Und die Bleimünze, ein Metall, welches daselbst sonst nicht vorhanden ist, könnte auf die Vermuthung führen, daß die Insulaner ihren Vorrath von nützlichen Metallen vielleicht von Ausländern erhielten.

wöhnlich genannt worden. Dieß ist dasselbe Land, welches sich auch durch den Reichthum an Gold vor allen auszeichnet. Die Behandlung der Diamantgruben ist sehr einfach. Zuerst bildet man einen senkrechten Schacht, und dann wird die Schichte, welche die Diamanten enthält, seitwärts verfolgt, die obere Erde aber mit Pfeilern oder Pfosten aus Holz gestützt, jedoch mit großer Gefahr für die Bergleute, weil Erdstürze hier sehr häufig sind. Die geologische Lage der Diamanten ist in diesen Minen folgende: die erste Schichte von 1 bis 2 Lachter Tiefe besteht aus gelblichem Thon (clay), die zweite aus Sand oder kleinen Steinchen, Kieseln, die dritte aus zerbrochenen (disintegrated) Sandsteinen, und die vierte aus sehr harten Steinen, wesentlich von den beiden vorigen verschieden, wahrscheinlich Quarz.

Die Diamantengruben werden nur durch die Dayaks, oder die ursprünglich wilden Bewohner von Borneo bearbeitet, und, wie man sichs bei ihrem uncultivirten Zustande vorstellen kann, mit sehr wenig Geschicklichkeit oder Industrie. Unter den Chinesen sind die Diamanten nicht geschätzt, sonst würde der Ertrag der Minen von Borneo, die sehr ergiebig seyn sollen, durch die Betriebsamkeit dieses Volkes, ohne Zweifel schon längst bedeutend erhöht worden seyn. Die ansässigen Kaufleute der Bugis sind die großen Diamantenhändler. Sie kaufen dieselben gewöhnlich von den Bergleuten, und bezahlen für einen rohen Diamant von 1 Carat, 5 bis 10 Sp. Piaster, oder 22 Sch. 6 D. bis 45 Sch. Sterling. Von allen Bewohnern der Indischen Inseln wird der Diamant sehr hoch geschätzt und ist in der That der einzige Edelstein, der viel

von ihnen getragen wird. Die Kunst, diese Steine zu schneiden, ist vermuthlich einheimisch und nicht erborgt. Die rohen und geschliffenen Steine sind unter zwei verschiedenen Benennungen bekannt, Buti und Intan, beides einheimische Wörter, und das Letztere, oder die Benennung des geschliffenen Diamanten ist in allen Sprachen des Archipelagus dasselbe, während das erstere auf das Land beschränkt ist, wo die Steine gefunden werden. Wenn sie sich auch anderer Edelsteine bedienen, so sind diese doch nie geschliffen, und sie haben einen besondern Ausdruck für das Schleifen und Schneiden der Diamanten, und zwar ein ursprüngliches Wort der Polynesischen Sprache. Wenn die vorzüglichsten Stämme, die Javanesen, die Malayen und die Bewohner von Celebes, jemals die Kunst des Diamantschleifens gekannt haben, so ist dieselbe jetzt für sie verloren gegangen; allein in Banjarmassin nahe bei den Gruben selbst, findet man noch Diamantschneider, und hier kann man sie auch am ersten erwarten. Die Form, welche die Indischen Insulaner am meisten lieben, ist eine Art von Tafelschnitt (Tablecut). Der Brillantschnitt wird nicht geschätzt, der Rosenschnitt noch weniger, wahrscheinlich ist daher der Tafelschnitt der einzige einheimische. Einer der größten Diamanten in der Welt ist gegenwärtig in Borneo, im Besitz des kleinen Fürsten von Mattan, und ward vor etwa 100 Jahren in den Gruben von Landak gefunden. Er ist noch in seinem rohen Zustande und wiegt 367 Carat, oder nach dem gewöhnlich angenommenen Verhältniß zwischen rohen und geschliffenen Diamanten, halb so viel, nachdem er geschnitten ist, also 183½ Carat, d. i.

11½ Carat kleiner, als der Diamant des Kaisers von Rußland, und 46¾ Carat größer, als der Pitt-Diamant. Der wirkliche Werth dieses Steines ist 269,378 Pf. Sterling, mithin 34,822 Pf. weniger, als der Werth des Russischen, und 119,773 Pf. 10 Sch. mehr, als der des Pitt-Diamants. Neuerlich soll dieser Stein dem habsüchtigen Oberhaupt von Pontianak in die Hände gefallen seyn.

Schwefel ist so viel ich weiß auf den Indischen Inseln nirgends in bedeutenden Lagern oder Adern entdeckt worden, obgleich es gewiß genug ist, daß er sich in solchen Lagern findet; allein in einem Lande, das in einer Reihe von 1000 geographischen Meilen mit Vulcanen übersäet ist, muß natürlich ein ungeheurer Vorrath vulcanischen zum Handel geeigneten Schwefels vorhanden seyn. In Java z. B. ist kein vulcanischer Berg, der nicht Schwefel lieferte, der beste und meiste aber wird am östlichen Ende dieser Insel aus dem großen Berge Banyuwangi gewonnen. Hier und in ähnlichen Lagen gewinnt man den Schwefel ohne Schwierigkeit und so rein, daß er keiner weitern Vorbereitung zum Handel bedarf. Allein die Kosten der Production werden natürlich erhöht, durch die Natur der Orte, in welchen er gefunden wird, durch Berge von großer Höhe, in der Regel mit dichten Waldungen bedeckt, und gewöhnlich weit entfernt von dem Seehafen, Umstände, welche den Transport erschweren.

Außer den bisher genannten mineralischen Erzeugnissen, ist das einzige, welches in commerzieller Rücksicht der Beachtung werth scheint, das Salz. Alles Salz, welches von den Indischen Insulanern als Kochsalz verbraucht wird, gewinnt man aus dem Meerwasser, oder aus

Salzquellen, vorzüglich aber aus jenem. Die Menge der besonders in Java vorhandenen Salzquellen ist ein hinlänglicher Beweis, daß hier Lager von Steinsalz existiren müssen. Das meiste Kochsalz des Indischen Archipelagus wird in Java gewonnen, und diese Insel ist durch verschiedene Localumstände zu einer Art von natürlichem Monopol in diesem Artikel gelangt. An dem großen Striche der flachen Nordküste dieses Landes giebt es viele Gegenden, wo das Salz mit äußerst geringer Mühe und daher zu sehr niedrigen Preisen bereitet wird. Die wirklichen Kosten der Production kann man auf 2 Sp. Piaster den Coyang von 4080 Pf. Krämergewicht, oder $^{6}/_{100}$ Piaster den Centner schätzen. Das darauf verwandte Capital kann nicht in Betracht kommen. Die Sonne verrichtet den ganzen Proceß des Verdunstens, die Geräthschaften sind einige wenige hölzerne Rechen, Spaten und Körbe, und die einzigen erforderlichen Vorkehrungen sind die kleinen Dämme, von einem Fuß Höhe, aus Lehm oder Erde errichtet. Es folgt daraus, daß Ländereien, auf welchen Salz bereitet werden kann, eben so gut wirkliche Renten liefern, als die Bergwerke oder solche Striche, wo nutzbare vegetabilische Erzeugnisse gedeihen. Das Salz ist in diesem Fall das Erzeugniß der Erde und die Renten sind derjenige Theil des Ertrags, der für die zur Erzeugung dieser Waare erforderlichen ursprünglichen und unzerstörbaren Kräfte des Bodens bezahlt wird. Die Rente der Salzländer in Java ist allgemein genommen das Uebergewicht der Productionskraft derselben über alle andere Mittel, um Salz zu gewinnen, das bei einem natürlichen Zustand der Dinge zur

Mitbewerbung mit dem Salz von Java gelangen könnte. Im Indischen Archipelagus ist dieß der Fall mit dem Salz von Coromandel, von Siam, und andern einheimischen Salzarten. Ein großer Theil von Borneo, Sumatra und alle östlichern Inseln werden damit versorgt. Die einheimischen Händler können ohne Gefahr auf der Insel selbst viermal so viel für dieses Salz bezahlen, als die Bereitung desselben kostet, oder etwa $^{24}/_{100}$ Sp. Piaster den Centner. Der Unterschied zwischen diesem Preise und den Kosten der Production ist $^{18}/_{100}$ Sp. Piaster, und da nach dem, was weiter oben über die Bereitung gesagt worden ist, nur ein sehr kleiner Theil davon als Gewinn des Capitals in Anschlag kommen kann, so sind wir im Stande, zu berechnen, wie viel vom ganzen Ertrage als Rente angesetzt werden kann. Man kann dieselbe wenigstens auf $^{12}/_{100}$ Sp. Piaster den Centner ansetzen. Wo kein Privatrecht verletzt werden kann, weil kein solches an dem Boden in Anspruch genommen wird, ist natürlich dieser ganze Gewinn eine schätzbare Quelle des Staatseinkommens, die, nach rechtlichen Grundsätzen behandelt, der Industrie nicht hinderlich werden kann. Um über diese Grundsätze das Nähere zu bestimmen, wird es erforderlich seyn, von der Verwaltung dieses Zweigs des Einkommens, wie sie bisher betrieben ward, einen Abriß mitzutheilen. Die ganze jährliche Consumtion von Java und Madura wird auf 32,000 Tonnen, oder 640,000 Centner geschätzt, d. i. auf eine Bevölkerung von 5 Millionen $14^{1}/_{3}$ Pf. den Kopf. Die Holländer pflegten mehrere Jahre hindurch das ausschließliche Privilegium, Salz zu bereiten und zu verkaufen, einigen wenigen

großen Pächtern zu übertragen, welche das Geschäft durch ihre Agenten betreiben ließen, und so war der ganze Verbrauch der Disposition einiger großen Monopolisten anheim gestellt. An der Küste war der Monopolpreis gewöhnlich 1400 Procent höher, als der natürliche Preis, und in den entfernteren Theilen des Innern, belastet durch den häufigen Gewinn der vielen kleinen Krämer, so wie durch die unvermeidlichen Transportkosten, nicht selten 6000 Procent höher. Die einzige Veränderung, welche durch die Brittische Regierung getroffen ward, war die, daß sie die Verwaltung des Monopols geradezu selbst übernahm, nach dem in Bengal befolgten höchst drückenden Grundsatze, und daß sie ein Maximum festsetzte für den Preis, der den Producenten bezahlt ward, der jedoch höher war, als der Preis, welchen die Arbeiter zuvor von den Pachtern erhielten. Mit Einschluß der Transportkosten bis zu den Niederlagen betrug dieses Maximum nur $\frac{8}{100}$ Sp. Piaster der Centner.

Besser wäre es, wenn die Regierung über die Rente der Salzländer disponirte, indem sie dieselbe auf eine Reihe von Jahren zu einer bestimmten Geldrente verpachtete. Die einzelnen Pachtungen sollten besonders, aber sehr vereinzelt (at-great-detail) veräußert werden, um den Alleinhandel zu verhindern; diese Maßregel, vereint mit einem öffentlichen Ausgebot, würde den richtigen Betrag der Renten sichern. Nachdem dieser Zweck erreicht wäre, müßte dieser Handel, wie jeder andere, völlig freigegeben werden, und dann würden die Käufer durch den Wetteifer der Fabricirenden und Kleinhändler die Waare zu möglichst niedri-

gen Preise erhalten. Unter solchen Umständen kann man mit Grund annehmen, daß der Verkaufspreis anstatt 1400 Procent, höchstens 50 Procent höher seyn würde, als der natürliche, so daß der Verbraucher sein Salz für den zehnten Theil des vorigen Preises erhalten würde. Nicht weniger vortheilhaft würde der Erfolg für das Staatseinkommen seyn, welches immer nur ein untergeordneter Zweck bleibt. Mit Ausnahme einiger wenigen unbedeutenden Artikel, deren Begehr nur auf der Laune der höhern Classen im verfeinerten Zustande der Gesellschaft beruht, steigt und fällt die Consumtion aller Waaren und so auch die des Salzes im umgekehrten Verhältnisse mit dem Preise, und eine sehr unbedeutende Erhöhung des Letztern ist oft hinreichend, um eine sehr wesentliche Veränderung in dieser Hinsicht hervorzubringen. Als die Gabelle in Frankreich eingeführt ward, stieg durch die Reduction von 50 Procent im Salzpreise, die jährliche Consumtion eines jeden Individuums von 14 auf 18 Pf. Nach obiger Berechnung würde der Preis 90 Procent sinken; es ist daher gewiß eine mäßige Annahme, wenn wir rechnen, daß der Verbrauch jedes Einzelnen von $14\frac{1}{3}$ Pf. auf 20 Pf. jährlich steigen würde. Der ganze inländische Verbrauch betrüge dann 45,000 Tonnen, oder 900,000 Centner. Wenn wir die Ausfuhr nur halb so hoch, oder auf 450,000 Centner ansetzen, so würde der ganze Ertrag der Rente von den Salzländern nach obiger Schätzung zu $^{12}/_{100}$ Sp. Piaster Procent angeschlagen, 162,000 Sp. Piaster betragen, ein Einkommen, welches gar keine oder doch nur geringe Hebungskosten erfordern könnte. Der Gesammtbetrag dieses

Einkommens unter den Holländern betrug nur 127,292 Sp. Piaster, und unter der Brittischen Verwaltung, mit Einschluß aller Verwaltungskosten, Besoldungen, Errichtung von Waarenhäusern u. s. w. nur 162,646 Sp. Piaster. Die große Wichtigkeit aller Gegenstände dieser Art, auf denen das Wohl eines zahlreichen Volkes beruht, wird die scheinbare Weitschweifigkeit entschuldigen, womit ich diesen und ähnliche Gegenstände behandelt habe*).

Sechstes Capitel.

Beschreibung der Einfuhrartikel.

Die Beschreibung der Waaren, die in die Indischen Inseln eingeführt werden, wird viel weniger Raum erfordern, als die der Ausfuhrartikel. Sie sind in der Regel zu bekannt, um einer umständlichen Beschreibung zu bedürfen; ich werde daher vorzüglich nur bei denjenigen Umständen und Modificationen zu verweilen haben, unter welchen sie dem Geschmacke und den Sitten der Verbraucher zusagen. Ich will mit der Bemerkung beginnen, daß der Kaufmann im Verkehr mit den Indischen Inseln bei seinen Bemühungen, die Waaren dem Markte anzupassen, mit keinen veralteten ungesellschaftlichen Vorurtheilen zu

*) Viele einzelne Bemerkungen dieses Capitels verdanke ich den schätzbaren Mittheilungen meines Freundes Georg Larpent von London.

kämpfen hat. Das Verlangen der Insulaner nach Gegenständen des Nutzens, der Bequemlichkeit und des Luxus der Ausländer hat keine Grenzen, als in den Mitteln zum Ankauf, und der Kaufmann, der sich die Kenntniß der kleinen örtlichen Geschmacksverschiedenheiten seiner Abnehmer zu verschaffen weiß, kann sicher auf einen angenehmen und vortheilhaften Verkehr mit ihnen rechnen.

Unter den wichtigen Einfuhrartikeln in diesen Inseln behaupten die Baumwollen-Fabricate den ersten Rang, theils weil sie so lange schon im Gebrauch und dem Clima so entsprechend sind, theils wegen des hohen Preises und der Unvollkommenheit ihrer eignen Stoffe und der Fähigkeit des neuern Europas, diese Waaren wohlfeil und in Menge zu liefern. Der Geschmack der Insulaner an auswärtigen Baumwollenzeugen ist viel älter, als ihr Verkehr mit den Europäern, vermuthlich eben so alt, als ihre erste Verbindung mit den Hindus, durch welche sie in Betreff der auswärtigen Consumtion bis auf die letzten Jahre ausschließend versorgt wurden. In den frühern Perioden des Handels scheinen sie ihren Bedarf aus Malabar und Coromandel erhalten zu haben, später erst die wohlfeilern Fabricate aus Bengal. Nach dem Bericht unserer Ostindischen Compagnie, in welchem jedoch einige wichtige Handelszweige übergangen sind, betrug der Werth der Indischen Baumwollenwaaren, die im Archipelagus vor 200 Jahren verbraucht wurden, nicht weniger als 200,000 Sp. Piaster, oder 45,000 Pf. Sterling. Die Einfuhr der Europäischen Baumwollenwaaren beginnt mit der Eroberung von Java im Jahr 1811, oder genauer genommen, mit

der Erweiterung des Handels im Jahr 1814. Der Fortschritt derselben in den wenigen seitdem verflossenen Jahren war auffallend schnell. Vor dem Jahre 1811 betrug die ganze Consumtion Europäischer Baumwollenwaaren nicht mehr als 5000 Stück gedruckte Cattune, der einzig gangbare Artikel. Diese wurden von den Bugis-Kaufleuten in Penang zur Ausfuhr in die mittlern und östlichen Theile des Archipelagus gekauft und zweimal so theuer als gegenwärtig bezahlt. Im Jahre 1814 war der Markt von Samarang in Java, einer der bedeutendsten im Archipelagus, durch 1000 Stück Cattune überfüllt. Seit jener Zeit sind die Preise wenigstens 25 Procent gefallen, der Verbrauch aber hat in noch größerm Verhältnisse zugenommen. Im Jahr 1818 wurden auf demselben Markte zum Verbrauch des Ortes selbst und zur Vertheilung im Innern 15,000 Stück zu 150,000 Sp. Piastern, oder 33,750 Pf. Sterling verkauft. Diese merkwürdige Zunahme scheint noch befremdender, wenn man weiß, daß der Verkaufspreis im Einzelnen, oder der wirkliche Preis für den Verbraucher für alle Waaren dieser Art noch 150 bis 200 Procent höher ist, als der erste Einkaufspreis. Wenn der Preis bis auf 100 Procent fällt, was dem billigen Einführer noch immer einen hübschen Gewinn läßt, so muß die Consumtion unvermeidlich noch viel größer werden. Dieser Erfolg steht zu erwarten, nicht sowohl durch die Mitbewerbung der Einfuhrkaufleute, als vielmehr durch die Zunahme des Capitals, der Erfahrung und der Geschicklichkeit der Detailhändler in der Vertheilung dieser Waaren unter die Verbraucher, und das beruht nur auf der Zunahme des Vertrauens und der Sicherheit,

durch eine gute Regierung. Durch den Einfluß der Englischen Waaren sind schon alle feine Indische Zeuge, die ehemals verbraucht wurden, verdrängt worden. Die einzigen Indischen Baumwollenwaaren sind einige grobe blaue und weiße Zeuge, in der Handelssprache unserer Indischen Kaufleute Baftas und Gurrahs genannt, bei denen die Arbeit des Manufacturisten in Verhältniß zum Werthe des rohen Stoffes sehr gering ist.

Unter den Baumwollenwaaren sind am meisten begehrt: Cattune, oder gedruckte Baumwollenzeuge; weiße Zeuge derselben Art; Cambricks; baumwollene Tücher und Manchester (velvets). Cattune, die vorzüglich von den Eingebornen verbraucht werden, bilden natürlich den Hauptartikel. Die Auswahl derselben erfordert einige Erfahrung, denn sowohl in Betreff der Farbe, als der Muster, besonders jener, hat der Geschmack der Eingebornen etwas, das dem Fremden auffallend und wunderlich erscheinen würde, wenn es nicht allgemein und deßhalb national wäre. Sie haben eine entschiedene Abneigung gegen das Schwarze, und das feinste Zeug ist unverkäuflich, wenn diese Farbe vorherrschend ist. Die Lieblingsfarben sind roth und grün, und nächst diesen gelb und braun. Kurz die Farben müssen so grell als möglich seyn, und die Muster müssen fast den ganzen Grund einnehmen, aber dennoch sehr bestimmt seyn und nicht gedrängt oder verwirrt; sie dürfen überdieß nie groß seyn, und die beliebtesten sind fortlaufende Blumen. Die Qualität, welche sich für den Markt der Indischen Inseln am meisten eignet, ist diejenige, welche bei den gegenwärtigen Marktpreisen in Manchester 1 Sch. bis 1

Sch. 6 D. der Yard kostet. Grobe Zeuge sind nicht begehrt; allein von einem gewissen Grade der Güte an, werden Farben und Muster mehr berücksichtigt, als das Gewebe, und Zeuge von beliebten Mustern werden nicht selten 50 Procent höher bezahlt, als solche, welche zufällig dem Geschmack der Einwohner nicht entsprechen. Nur eine kleine Quantität sehr feiner Zitze findet dann und wann einen guten Markt. Meuble-Zitze werden zu mittelmäßigen Preisen verkauft, und erfordern in Betreff der glänzenden Farben und der Musterzeichnung dieselbe Auswahl.

Die Cattune, welche ich hier beschrieben habe, werden von den Männern zu Westen und Röcken, und von den Weibern zu Mänteln gebraucht (Baju und Ka-Baju). Zu den Unterkleidern, zur Bedeckung der Beine und des Unterleibes (Sarong) sind eigentlich keine unserer Manufacturen geeignet; allein die Eingebornen kaufen unsere weißen Callicoes und Cambriks und bemalen sie mit ihren Lieblingsfarben und Mustern. Dieß ist ein ganz neuer Handelszweig, der aber wahrscheinlich sehr bedeutend werden könnte. Manchester-Madapolams und Baumwollenzeuge aus Glasgow, als Nachahmung des Irländischen Shirting, insbesondere die Letztern, sind für den Markt von Java sehr geeignet. Sie werden vorzüglich von den Chinesen gekauft, deren Lieblings- und Nationalfarbe weiß ist, und haben neuerlich die früher begehrten Indischen und Chinesischen Zeuge ganz verdrängt.

Die in Glasgow verfertigten Bandana-Tücher haben längst die einheimischen verdrängt, und werden jetzt von

den Eingebornen wie von den Chinesen in großer Menge verbraucht. Sie sollten noch etwas verbessert werden, um den Geschmack der einheimischen Abnehmer noch mehr zu entsprechen; die weißen Flecken z. B. könnten mit grünen oder gelben Blumen vertauscht werden und schön gefärbte Kanten würden den Käufern besonders gefallen.

Sammet*) ist unter den Reichen sehr begehrt, und wer es irgend im Stande ist, hält sich einen Anzug von diesem Zeuge. Die beliebtesten Farben sind dunkelgrün, maulbeerfarben und blau, mit geblümten Mustern.

Einige feinere Baumwollenzeuge sind in Begehr unter dem Europäischen Theil der Bevölkerung.

Wollenzeuge sind ein bedeutender und wachsender Handelsartikel, und man irrt sich sehr, wenn man denkt, daß Fabricate dieser Art für das Clima und die Sitten der Indischen Insulaner unpassend wären. Wollenzeuge sind im Ganzen vielleicht mehr geeignet für das Clima unter dem Aequator, als für die Gegenden unter den Wendekreisen. In den Letztern ist die Hälfte des Jahres ein milder Winter, in welchen wollene Kleider sehr angenehm sind, und die andere Hälfte nur ist ein heißer Sommer, der sich freilich mit einer solchen Bekleidung nicht verträgt. In den Ländern unter dem Aequator dagegen, sind sie das ganze Jahr hindurch sehr zuträglich, theils wegen des häufigen Regens und der kühlen Land- und Seewinde, theils wegen der vorherrschenden hochliegenden Landstriche. In

*) Velvet. Da aber von Baumwollenwaaren die Rede ist, muß wohl Manchester gemeint seyn. Der Seiden-Sammet kommt weiter unten vor.

der Nähe der Wendekreise müssen die Europäischen Sitten im Sommer dem Clima weichen, und baumwollene Kleider sind die beständige Tracht der Colonisten, am Aequator dagegen kleiden sie sich fast immer in Wolle. Für die Eingebornen, denen die Hitze noch weniger drückend ist, als den Europäern, sind die Wollenzeuge noch behaglicher und der Verbrauch derselben richtet sich nur nach den Mitteln der Anschaffung.

Der Begehr nach Europäischen breiten Tüchern ist unter den Indischen Insulanern wenigstens eben so alt, als unsere erste directe Verbindung mit ihnen, und vielleicht noch viel älter, indem es nicht unwahrscheinlich ist, daß kleine Quantitäten dieses Artikels durch die Araber eingeführt wurden, welche sie über Land von den Venetianern erhalten hatten. Ich gründe diese Vermuthung auf den Umstand, daß den Eingebornen dieses Tuch, nicht unter einem Europäischen, sondern unter einem Arabischen Namen bekannt ist. Bei unserm ersten Verkehr mit denselben waren die Tücher sehr begehrt Die Gefährten von Magellan fanden selbst unter den Bewohnern der Molukken einen willigen Absatz in dieser Waare und vertauschten sie gegen ihre Gewürznelken *). Bei dieser großen Vorliebe für die Wollenzeuge, würden die Europäischen Waaren dieser Art

*) Pigafetta giebt uns folgenden interessanten Bericht über den Absatz der Ladung des ersten Schiffes, welches die Welt umsegelte. Den 12. November ließ der König eine Niederlage für unsere Waaren errichten, die in einem Tage vollendet war. Wir ließen Alles, was zum Austausche bestimmt war, dahin schaffen, und stellten drei von unsern Leuten an,

schon lange einen bedeutenden Handelsartikel gebildet haben, wenn nicht die Ungeschicklichkeit der Privatkaufleute den Fortgang verhindert hätte. Bis zur Zeit der Milderung des Brittischen Monopols wurden sie fortwährend mit schweren und theuren Fabricaten versehen, die weder dem Clima noch den Mitteln des Volks entsprachen, weßhalb natürlich die Consumtion unbedeutend blieb. Erst seit 1814 ist die Einfuhr so bedeutend geworden, daß sie in

---

um die Güter zu bewachen. Auf folgende Weise wurden unsere Waaren, die wir gegen Gewürznelken auszutauschen wünschten, geschätzt. Für 30 Ellen feines rothes Tuch sollten wir 1 Bahar Gewürznelken erhalten. Ein Bahar ist 406 Pfund; eben so viel ward bewilligt für 45 Ellen Tuch von mittler Güte; dasselbe für 15 Beile und für 35 gläserne Tassen. Wir tauschten in der Folge alle unsere Tassen auf diese Weise aus. Für 17 Cathils Zinnober erhielten wir 1 Bahar, und eben so viel für dieselbe Quantität Quecksilber. Ferner 1 Bahar für 78 Ellen Leinen und für 75 Ellen von einer feinern Sorte; 1 Bahar für 150 Messer, 1 Bahar für 50 Paar Scheeren, oder für 40 Hauben (oder Blumentöpfe, Bonnets), 1 Bahar für 30 Ellen Tuch de Guzzerate, 1 Bahar für 3 Pauken (oder eine Art Becher, timballes) und 1 Bahar für einen Centner (quintal) Kupfer. Spiegel hätten wir mit großem Vortheil absetzen können; allein die meisten waren unterweges zerbrochen, und was ganz geblieben war, eignete sich der König zu. Ein Theil unserer Waare kam von den Junken, von denen ich schon gesprochen habe. Wir haben auf diese Weise ein sehr vortheilhaftes Geschäft gemacht, doch hätte der Gewinn noch größer seyn können, wenn wir uns nicht beeilt hätten, um so bald als möglich nach Spanien zurückzukehren. Pigafetta p. 173. 174.

staatswirthschaftlicher Hinsicht der Aufmerksamkeit werth ist. In Java wird gegenwärtig eine große und schnell fortwachsende Menge wollener Tücher eingeführt, die sich von dort über den ganzen Archipelagus verbreitet.

Die gangbarsten Fabricate sind die leichten wohlfeilen Tücher aus Yorkshire, die in Leeds 5 Sch. bis 6 Sch. 6 D. der Yard kosten. Die Lieblingsfarben sind scharlach, grün*), braun und blau. Die feinern und theurern Fabricate des westlichen Englands finden nur einen beschränkten Absatz unter den Europäischen Colonisten und wenigen Eingebornen vom höchsten Range. Jetzt fängt der Markt an, besser versorgt zu werden, oder die Zufuhr steht in Verhältniß mit der Frage, der Verbraucher wird daher eigensinniger, und es ist von Seiten des Kaufmanns bedeutende Sparsamkeit und Geschicklichkeit in der Auswahl der Ladung erforderlich, obgleich gut gewählte Waaren noch immer mit 100 Procent Gewinn auf den Einkaufspreis verkauft werden. Um sicher zu gehen, sollten die Waaren am Fabrikorte selbst und unter persönlicher Aufsicht des Speculanten verpackt werden.

Außerdem werden vorzüglich zum Gebrauch der Colonisten noch einige Artikel dieser Art von geringerem Werthe eingeführt. Unter diesen sind die bedeutendsten Hüthe, weil dieselben auch sehr häufig von den Chinesen

*) Der Geschmack der Insulaner an diesen Farben entging unsern ersten Schiffern nicht. In Drakes Reise in Purchas heißt es von den Javanesen, „daß sie die farbigen Tücher, wie z. B. rothe und grüne, außerordentlich lieben.“ Purcha's Pilgrims Vol. I. Book 2. p. 57.

und Javanesen getragen werden; von andern Stämmen, so viel ich weiß, nicht, oder doch nur selten. Feine Castorhüthe sind nur in geringer Zahl für die Europäer erforderlich; der Begehr der Eingebornen aber beschränkt sich auf leichte wohlfeile Hüthe, die sie an Ort und Stelle für 10 Sch. erhalten könnten. Diesen Begehr zu befriedigen, hat man bis jetzt nicht versucht. Einige kurze und lange baumwollene Strümpfe finden gleichfalls einen guten Markt, vorzüglich unter den Europäischen Colonisten, zum Theil aber auch unter den Chinesen und selbst unter den Javanesen, die unter allen Bewohnern des tropischen Asiens am geneigtesten schienen, ihr Vorurtheil zu Gunsten der bloßen Füße aufzugeben.

Lederwaaren finden unter allen Europäischen Einfuhrartikeln den wenigsten Absatz. Wegen der Wohlfeilheit des rohen Stoffes, der wenigen Mühe und Geschicklichkeit, die zur Bearbeitung desselben in Vergleich mit andern Stoffen erforderlich ist, und wegen des durch übertriebene Besteurung hinauf getriebenen Preise der Lederwaaren in dem einzigen Lande, welches dieselben zur Ausfuhr liefern könnte, sind die Asiaten, welche unsere Kunst erlernen, in dem Wetteifer mit uns hierin glücklicher, als in irgend einem andern Zweige. Ein Paar hübsche Schuhe nach der neuesten Londner Mode erhält man in Java für 18 D., und ein Paar Stiefel für 5 Schilling. Diese Waaren sind freilich nicht dauerhaft, noch wasserdicht, aber sie sind leicht und bequem, und verdrängen gewöhnlich die Europäischen Waaren derselben Art, die nur von den vornehmsten Colonisten mitunter getragen werden. Eben so

werden gute Wagengeschirre in Java sehr wohlfeil verfertigt, nachdem die Bewohner diese Kunst von den Engländern während ihres dortigen Aufenthalts erlernt haben. Weniger ist ihnen die schwierigere Kunst gelungen Sattelzeug zu verfertigen, weßhalb Englische Artikel dieser Art unter der Europäischen Bevölkerung sehr begehrt sind.

Von allen Einfuhrartikeln ist der wichtigste **Eisen**, welches die Bewohner dieser Länder, fast gar nicht besitzen. Diese zur Bequemlichkeit und, man kann wohl sagen, zur Existenz, als civilisirte Gesellschaft, unentbehrliche Waaren, verdanken die Insulaner den Ausländern, und der Mangel an Eisen ist ohne Zweifel eine der Hauptursachen ihrer langsamen Fortschritte in der Cultur. Vor der Erweiterung des Englisch-Ostindischen Handels im Jahre 1814 konnte man Schwedisches Eisen selten unter 13 Sp. Piastern den Picul, oder 49 Sch. 2 D. den Centner erhalten, und oft stieg es bis auf 20 Piaster der Picul, oder 75 Sch. 7 D. der Centner.

Eisen wird roh und verarbeitet und auch als Stahl im Archipelagus eingeführt; die Quantität des verarbeiteten Eisens ist jedoch sehr gering. Das rohe Eisen besteht aus Schwedischem und Englischem, und jenes ist immer 18 Pracent theurer, als dieses. Zu Anfang unsers freien Handels mit den Inseln, war nur Schwedisches Eisen begehrt; neuerlich aber, nachdem die Eingebornen gelernt haben, wie das Englische Eisen geschmiedet werden muß, bestehen 3/4 der ganzen Einfuhr aus dem Letztern. Stangeneisen, 2 bis 3½ Zoll breit und nicht über 1 Zoll dick, ist die für den Markt am besten geeignete Form.

Die ganze Quantität, welche theils zum eignen Gebrauch, theils zur Versendung auf einheimischen Schiffen in die benachbarten Länder, in Java eingeführt wird, beträgt ungefähr 23,000 Picals, d. i. beinahe 28,000 Centner, oder 1400 Tonnen, im Durchschnitt 100,000 Sp Piaster, oder 22,500 Pf. Sterling an Werth. Schwedischer Stahl in kleinen Stangen von ½ bis ⅝ Zoll im Quadrat, findet gewöhnlich guten Absatz. Größere Stangen sind nicht begehrt, weil die eingebornen Handwerker sich noch sehr schlecht auf die Verarbeitung des Stoffs verstehen.

Von verarbeitetem Eisen sind begehrt: einige feine und grobe Messer (cuttery), Schlösser, Thürangeln u. s. w. und in Java Wagenfedern und Wagentritte, auch Beile (parang) und Hacken (pachul); die wichtigsten Artikel aber sind Nägel von verschiedener Größe, kleine Anker, 6 bis 12 Centner schwer, die seit kurzem auf den einheimischen Schiffen gebraucht und zur Zeit des stürmischen westlichen Monsoon sehr begehrt werden, und eiserne Pfannen, von den Eingebornen Kwale genannt. Diese letztern sind die einzige Eisenwaare, die nicht aus Europa, sondern seit undenklichen Zeiten aus China eingeführt wird. Sie werden beständig zum Zuckerkochen und von den Chinesen, gelegentlich auch von den Eingebornen als Küchengeschirr gebraucht. Wir sind mit dem Markte in dieser Hinsicht noch nicht lange und noch nicht genau genug bekannt, um solche Waaren durch unsere bessern und wohlfeilern Fabricate zu verdrängen.

Ferner ist die Einfuhr des rohen und verarbeiteten

Kupfers bedeutend. Jenes kömmt ausschließlich aus Europa, dieses vorzüglich von Japan. Das Japanesische Kupfer ist im Archipelagus 15 Procent theurer, als Englische geschlagene Kupferplatten (Sheet Copper), und 45 Procent theurer, als gegossene Kupferplatten (Stab Copper) aus England, oder aus Chili. Das Kupfer wird von den Europäern vorzüglich zum Beschlagen ihrer Schiffe benutzt und von den Eingebornen zur Verfertigung von Gongs und andern musicalischen Instrumenten, häufiger noch zu Küchengeschirr.

Plattirte Waaren von mancherlei Gestalt, besonders aber Leuchter und Tischgeschirr sind neuerlich sehr begehrt.

Feuergewehre und Ammunition, in deren Verfertigung diese Insulaner sehr ungeschickt sind, waren immer stark in Begehr. Es war ein Grundsatz der Europäischen Regierung, den Verkauf von Kriegsvorräthen aller Art zu verbieten; eine sehr bedenkliche Maßregel. Der freie Verkauf solcher Waaren macht rohe Völker noch abhängiger von den Gebildeten, von welchen sie dieselben beziehen müssen; sie werden dann in kurzem weniger furchtbare Feinde, wenn sie ihre eigenthümliche Art des Kriegführens verlassen und einen ungleichen Kampf gegen die Gebildeten mit deren eignen Waffen versuchen. Auch sollte man nicht übersehen, welchen Einfluß der Besitz der Feuergewehre auf ihre Bildung hat. Die Einführung dieser Waffen ist eins der sichersten Mittel, sie zu bewegen, den eingewurzelten Gewohnheiten eines wilden Lebens zu entsagen, gebildeten Menschen nachzuahmen und eine gesellschaftliche Ordnung unter sich zu begründen. Wenn man es für gut hielte, die-

sem Handelszweige Freiheit zu gewähren, so würden die Indischen Inseln ein großer Markt werden für die Kriegsvorräthe der gebildeten Europäischen Völker. Kleine Metallkanonen, Flinten und Schießpulver finden alle guten Absatz. Die Araber und Chinesen kaufen Kanonen und Standbüchsen (blunderbusses) zur Vertheidigung ihrer Schiffe gegen die Angriffe der Seeräuber. Unser gewöhnliches Pulver in Fässern wird begierig gekauft und für eine alte Flinte erhält man 10 bis 12 Sp. Piaster, oder 45 bis 55 Sch. Sterling. Unter den Colonisten von Java sind feine Vogelflinten in Begehr, wie sie in Birmingham verfertigt werden. Diese werden auch schon bei den Häuptern der Eingebornen beliebt, welche, wie die Türken und Perser, auch schöne Pistolen gerne kaufen.

Der Verbrauch der Glaswaaren hat durch das Sinken der Preise in den Indischen Inseln ganz außerordentlich zugenommen. Vor wenigen Jahren ward nur eine sehr geringe Quantität von den Europäischen Colonisten verbraucht, und selbst unter diesen ließ sich keine bedeutende Zunahme des Verbrauchs erwarten, weil sie unter den Eingebornen lebten. Jetzt aber werden von den Chinesen in Java, von den Javanesen und selbst von vielen Bewohnern der entferntern östlichen Inseln, unsere Glas- und Crystallwaaren von mancherlei Art gebraucht. Die gangbarsten derselben sind: vasenförmige Lampen; Lichtschirme; kleine hübsche Kronleuchter; gläsernes Tischgeschirr; ordinäre Spiegelgläser, die früher von sehr schlechter Art aus China eingeführt wurden; convexe, concave und ge-

wöhnliche runde Spiegel in Rahmen (Mirrors), glänzend, aber nicht theuer.

Eben so hat in den letzten zwei bis drei Jahren die Frage nach unsern irdenen Waaren sehr zugenommen. Früher waren unter den Eingebornen und den Chinesischen Colonisten grobe Porzellanwaaren aus China begehrt und gebräuchlich. Gemeine blau und weiße Teller und Schüsseln finden jetzt bedeutenden Absatz, weniger die feinern Arten von jeglicher Gestalt und Zeichnung. Abgesehen von der bessern Qualität und den wohlfeilern Preisen unserer irdenen Waaren, haben wir noch einen großen Vortheil vor den Chinesen. Da auf der Hinreise wenigstens der vierte Theil des Schiffsraumes unbenutzt ist, so ist die Fracht kaum in Anschlag zu bringen, während dieselbe bei den Chinesen sehr bedeutend ist und noch viel höher steigen wird, wenn bei einem natürlichen unbeschränkten Zustande des Handels, die Einfuhr des Thees den größten Theil der Ladungen einnehmen wird.

Außerdem ist hier ein Markt für viele kleinere Artikel, die keiner Beschreibung bedürfen, wie mancherlei Apothekerwaaren, Cinchona, Calomel u. s. w., und eine bedeutende Menge Englischer Papierwaaren. Bis jetzt wird in den Indischen Inseln am meisten Chinesisches Papier verbraucht, da aber die große Vorzüglichkeit des Englischen den Eingebornen wohl bekannt ist, so würdedieses unter billigen Einfuhrbedingungen das unvollkommenere Chinesische bald verdrängen*).

*) Es wird dem Leser nicht uninteressant seyn, wenn wir die Uebersicht einer Ladung Europäischer Waaren mittheilen, wie sie vor mehr als 100 Jahren von einem erfahrnen Kauf-

Rohe und verarbeitete Seide waren zu allen Zeiten gangbare Artikel für den Markt des Archipelagus; allein nicht Europa, sondern China ist im Besitz dieses Handels, und wird wahrscheinlich noch lang darin bleiben.

Nach dem oben mittgetheilten Gemälde von dem Zustande der Fabriken der Indischen Inseln leidet es keinen Zweifel, daß die Europäischen Seidenwaaren hier einen bedeutenden Absatz finden würden, wenn wir in Betreff der Seidenfabricate dieselbe Freiheit genössen, als in den Baumwollenmanufacturen. Die Begründung eines Colonialhandels nach den im vierten Capitel dieses Buches angegebenen Grundsätzen, würden die Mittel an die Hand geben, die rohe Seide aus China und Tonquin zum Verbrauch der Europäer in den Archipelagus zu bringen.

---

mann in Vorschlag gebracht ward. Die Ladung war für Banjarmassin in Borneo berechnet und sollte in folgenden Artikeln bestehen: Eisenstangen; kleine Stahlstangen; kleine Spiegel; Hirschfänger mit Horngriffen; Bleiplatten; schöne Callimancoes; Tischmesser ohne Gabeln; eine gemischte Auswahl anderer Messer; Spundnägel (Spike Nails) von der kleinsten Sorte; kleine Nägel, 20 für einen Piaster; kleine Enterhaken (grapplings) 40 Pfund schwer; kleine Kanonen von 100 bis 200 Pfund, ohne Lavetten; rothlederne Stiefel; Brillen; passende Auswahl von Uhrwerk; kleine Waffen; mit Messing beschlagene eiserne Büchsen, gewöhnliche Reiterpistolen; einige rothe wollene Strümpfe u. s. w. Beeckman's Voyage to Borneo p. 151. Wenn man die Beschränktheit des Markts von Banjarmassin erwägt und die Unvollkommenheit und Theuerheit der Europäischen Waaren jener Zeit in Anschlag bringt, so erscheint diese Liste gewiß nicht unbedeutend.

Merkwürdig ist es, daß die rohe Seide von Tonquin, einem der ergiebigsten Seidenländer in der Welt, gegenwärtig auf den Europäischen Märkten eben so unbekannt ist, als das Gold und Silber von Japan, obgleich sie in der frühsten Zeit unsers Handels einen bedeutenden Artikel ausmachte, indem sie theils nach Europa versandt, theils von den Europäern in Japan eingeführt ward. Die rohe Seide, welche gegenwärtig aus China in die Indischen Inseln gebracht wird, ist von geringer Güte. Die eingebornen Weiber verfertigen schwere, reiche Stoffe aus derselben, die, auffallend genug, vor Zeiten in Europa eingeführt wurden; so unvollkommen waren damals unsere Manufacturen. Die verarbeitete Seide, welche hier eingeführt wird, bestehet aus Atlasse von verschiedenen Farben, etwas Sammet und Brocade.

Es läßt sich philologisch beweisen, daß der Gebrauch der Seide nicht durch die Chinesen, sondern durch die Hindus eingeführt ward. Daraus scheint zu folgen, daß der Verkehr der Insulaner mit den Hindus älter ist, als der mit China. Auf den Inseln hat man noch nie den Versuch gemacht, den Maulbeerbaum zu pflanzen, oder Seidenraupen zu ziehen, obgleich die Verfertigung der rohen Seide ein dem Character der Eingebornen und der Fruchtbarkeit des Bodens ganz entsprechender Zweig der Betriebsamkeit zu seyn scheint.

O p i u m war in allen Zeiten des Europäischen Verkehrs mit den Indischen Inseln, und ist auch gegenwärtig noch ein sehr bedeutender Einfuhrartikel. Obgleich ich keine bestimmte Autorität zu Gunsten meiner Ansicht anzuführen

vermag, so halte ich es doch der Arabischen Benennung wegen für sehr wahrscheinlich, daß die Araber den Gebrauch des Opiums und das Opium selbst in den Archipelagus einführten, bevor die Europäer in irgend einer directen Verbindung mit Indien standen. Bis vor wenigen Jahren kam die ganze Einfuhr aus Bengal; allein der Handel der Americaner und die Erweiterung des Britischen Handels haben in diesem Zweige, wie in fast allen übrigen, eine große Revolution hervorgebracht, und gegenwärtig erhalten die Indischen Inseln einen bedeutenden Theil ihres Bedarfs aus der Türkei und aus Malwa. Der natürliche Preis einer Kiste Bengalisches Opium, welche gewöhnlich 140 Pf. wiegt, wird auf 112 Sicca-Rupien, oder 14 Pf. Sterling geschätzt. In Betreff der Erzeugung bildet das Opium ein Monopol der Regierung, durch welche die Quantität auf 4500 Kisten beschränkt ist, die zweimal jährlich im December und Februar, für die Märkte von China und dem Archipelagus, wo beinahe die ganze Quantität verbraucht wird, in Calcutta öffentlich verauctionirt werden. Der Preis ist neuerlich sehr gestiegen, er war im Jahr 1801, 738 Sicca-Rupien; 1803, 1124 Rupien; 1804, 1437 Rupien; 1810, 1589 Rupien; 1811, 1639 Rupien; 1814, 1813 Rupien, und 1817, 2300 Rupien. Dieser Preis, der zwanzig Mal so hoch ist, als die natürlichen Kosten der Waare, beweist, daß die erzeugte und in den Markt gebrachte Quantität nicht in Verhältniß stand mit dem Begehr, und, als Prämie für das Opium anderer Länder, die schon erwähnte große Einfuhr aus der Türkei und Malwa veranlaßt hat. Bengalisches

Opium wird als Handelsartikel in den Indischen Inseln gewöhnlich mit 35 Procent Gewinn auf die Preise in Calcutta verkauft. Im ganzen Archipelagus ist es mit schweren Zöllen belegt, und das mit mehr Grund als, unter der Regierung des Landes, wo es erzeugt wird. Die einheimischen Fürsten haben gewöhnlich den Alleinhandel mit dieser Waare, und die Europäische Regierung von Java verpachtet das Privilegium dieselbe in zubereiteter Gestalt zu verkaufen. Als die Zufuhr regelmäßig war, bezahlte der Verbraucher für 1 Kiste Opium, ungefähr 3500 Sp. Piaster, oder 787 Pf. 10 Sch. Sterling, d. i. 133⅓ Procent Gewinn auf den Marktpreis, 168½ Procent auf den Monopolpreis in Bengal, und 3025 Procent auf die ersten Kosten. Unter diesen Umständen würden die Abgaben von dem Opium bei zweckmäßiger Verwaltung, mit Ausschluß der Hebungskosten, ungefähr 1 Million Sp. Piaster, oder 225,000 Pf. Sterling jährlich einbringen. Als die Indischen Inseln ihr Opium aus Bengal erhielten, betrug die jährliche Einfuhr im Durchschnitt 900 Kisten, wovon Java allein 550 verbrauchte. Allein der Bedarf hängt, wie bei allen andern Waaren, auch bei dieser vom Preise ab. Die Wirkungen dieses Grundsatzes zeigten sich auf eine sehr auffallende Weise, bei allen Verkäufen in Java, wovon ich unter meiner eignen Aufsicht in dem Gebiete des Sultans ein merkwürdiges Beispiel erlebte. Als bei der ersten Besitznahme dieser Insel durch die Engländer, der Verkaufspreis im Einzelnen bis auf 5000 Sp. Piaster für die Kiste gestiegen war, betrug der jährliche Verbrauch im Ganzen nur 30 Kisten. Als der Preis auf 4000 Piaster fiel, wur-

den schon 50 Kisten verkauft, und als die Kiste endlich nur 3500 Piaster kostete, stieg der Verbrauch auf beinahe 100 Kisten. Als der Preis gemäßigt war, ward die Waare von vielen gekauft, die sich früher nie derselben bedient hatten, als er aber übertrieben hoch war, entsagten viele, die früher einen mäßigen Gebrauch davon gemacht hatten, demselben gänzlich, und wer schon mehr daran gewöhnt war, nahm als Surrogat weniger angenehme und viel nachtheiligere einheimische narcotische Mittel.

Die Geschichte der Einführung des Türkischen Opiums ist in commerzieller Hinsicht nicht ohne Interesse. Wie gegen alles Neue, herrschte auch gegen dieses Opium Anfangs ein großes Vorurtheil. Die Chinesen, welche die Opiums-Steuer, so wie alle andere Zweige des Einkommens, die verpachtet wurden, an sich gebracht hatten, ließen sich kaum überreden, einige Kisten zu $^1/_3$ des Bengalischen Preises anzunehmen; das war im Jahre 1815. Bald darauf machten sie sich in den Verträgen mit den Kaufleuten verbindlich, den vierten Theil ihres Bedarfs in Türkischem Opium zu nehmen. Im Jahr 1817 verlangten sie ausdrücklich die Hälfte in Türkischem Opium, obgleich die Preise doppelt so hoch waren, als Anfangs, während das Bengalische Opium gar nicht stieg. 1818, als die Preise beider Sorten sich noch mehr genähert hatten, indem das Bengalische stark gesunken war, verlangten sie $^3/_4$. Da durch die Einfuhr des Türkischen Opiums in China (durch die Americaner) in diesem Lande eine ähnliche Revolution vorgeht, so ist es wahrscheinlich, daß der Einfluß der Mitbewerbung dem ungesetzlichen und drückenden Mo-

nopol unserer Indischen Regierung ein Ende machen wird. Bengalisches Opium, welches viele Jahre in China für 1200 bis 1500 Sp. Piaster die Kiste verkauft worden war, fiel im Jahr 1818 auf 800 und im vorigen Jahre in Calcutta, wo es mehrere Jahre über 2000 Rupien gekostet hatte, auf 1600 Rupien, oder 30 Procent *).

Der Thee, von den Eingebornen nach den Chinesen Té genannt, ist natürlich von der frühesten Verbindung mit China an, im Archipelagus eingeführt worden. Gegenwärtig ist die Einfuhr sehr bedeutend, indem die Chinesen aller Classen, wie auch jeder Eingeborne, dessen Mittel es erlauben, Thee consumirt. Der Hauptverkehr in diesem Artikel ist der Handel mit Fokien, der Provinz, welche allen braunen Thee erzeugt, der ins Ausland geführt wird. Die Waare kommt also auf dem kürzesten und wohlfeilsten Wege, den die bestehenden Handelsverordnungen und der Zustand der Schiffahrt gestatten, in den Indischen Archipelagus. Die Chinesen und die Insulaner gebrauchen nur braunen Thee, und vorzüglich die niedrigsten Sorten, wie Bohea und Hangke. Ein Picul Bohea-Thee kostet am Bord der Junken in Amoy ungefähr 8 64/100 Sp. Piaster, oder 3 1/2 D. das Pf., also wahrscheinlich 50 Procent weniger, als dieselbe Waare in Canton. Der Verkaufspreis in Java ist bei den jetzigen Auflagen 200 bis 300 Procent höher, als der Einkaufspreis in Amoy.

---

*) Die meisten einzelnen Angaben in diesem Capitel verdanke ich meinem einsichtsvollen Freunde Deans von Java, einem Manne, der sich durch vieljährige Erfahrung eine genaue Kenntniß der Handelsangelegenheiten des Archipelagus verschafft hat.

In den frühsten Perioden des Europäischen Theehandels, erhielt Europa seinen ganzen Bedarf mittelst der Indischen Inseln. Unter der Portugiesischen Herrschaft in Indien scheint, ohnerachtet des directen und innigen Verkehrs dieses Volkes mit den Chinesen, der Geschmack am Thee noch nicht bis nach Europa gelangt zu seyn. Die Holländer, welche den Gebrauch desselben von den Chinesen in Bantam lernten, haben ihn zuerst in unserm Welttheil eingeführt. Die Engländer, welche jetzt die größten Theetrinker sind, erhielten ihn in der Mitte des 17. Jahrhunderts aus derselben Gegend, und die ersten Einfuhren in England und Holland kamen aus Java. Das dauerte bis 1686, als die Engländer durch die Holländer aus dieser Insel vertrieben wurden, worauf jene ihren Thee aus Surate und Madras bezogen, wohin er jedoch durch Privatkaufleute aus Bantam und aus andern von Chinesischen Junken besuchten Häfen gebracht ward. So blieb die Lage der Dinge bis 1701, als wir zum erstenmal mit mehrern Chinesischen Häfen eine directe Verbindung anknüpften. Die Holländer fanden es ihrem Interesse gemäß, jenem Wege treu zu bleiben, ausgenommen in der kurzen Zeit, von 1642 bis 1662, als sie die schätzbare und bequeme Colonie Formosa besaßen. Auch ist jener Canal wahrscheinlich zur Betreibung eines großen Theiles des Europäischen Verkehrs mit China der natürlichste und leichteste, so lange dieses Volk bei seiner sonderbaren Politik in Bezug auf die Ausländer beharret. Dieser Gegenstand ist von so großer Wichtigkeit, daß man es wohl entschuldigen wird, wenn ich denselben weitläuftiger behandele, als es

beim ersten Anblick dem Plane dieses Werkes gemäß scheint.

In Europa werden gegenwärtig ungefähr 27 Millionen Pf. Thee jährlich verbraucht und in Europa und America zusammen, oder durch die ganze Europäische Menschenrace 32 Millionen. Wenn von der Europäischen Consumtion die Rede ist, so kommt vorzüglich Großbritannien in Betracht, weil daselbst 22 Millionen verbraucht werden, mithin $^{11}/_{16}$ von der Consumtion der ganzen Europäischen Race. Diese ungeheure Quantität muß, der Eifersucht der Chinesischen Regierung wegen, bei directem Verkehr aus einem einzigen Hafen geholt werden, während die Einfuhr aller unserer Waaren, von welcher Beschaffenheit sie auch seyn mögen, auf denselben Canal beschränkt ist. Die natürliche Folge davon ist, daß diejenigen Chinesischen Waaren, welche nicht in der Nähe dieses Hafens erzeugt werden, durch die weite Fracht außerordentlich im Preise steigen, und daß die schweren Waaren, welche von uns zu ihrem Gebrauche eingeführt werden, nur auf dem engen Markte desselben Ortes consumirt werden können; während nur einige der weniger schweren, und die unwichtigsten von allen, einen umfassendern Markt findet. Von allen Ausfuhrartikeln ist Thee, der einzige sehr bedeutende. Es giebt, wie bekannt, zwei Arten von Thee, braunen und grünen, dauernde Abarten derselben Pflanze, die wieder in Unterabtheilungen zerfallen. Der Bau und die Eigenschaften der Theepflanze zeigen sich am deutlichsten durch einen Vergleich mit der Weinrebe. Der grüne Thee gedeiht nur in bestimmten Strichen, weit entfernt von denen, wo der

braune wächst, und beide sind weit genug von Canton, dem einzigen Ausfuhrhafen. Die verschiedenen Arten des Thees verlangen, wenn sie zur Vollkommenheit gelangen sollen, besondern Boden und besonderes Clima, und der Anbau erfordert im Allgemeinen große Sorgfalt und Geschicklichkeit. China ist das einzige Land in der Welt, wo feiner, zur Ausfuhr geeigneter Thee gewonnen wird. Selbst in Japan werden die Theepflanzungen, als minderwichtiger Gegenstand der Landwirthschaft, sehr nachlässig behandelt, und gewöhnlich baut man den Thee hier nur an den Rändern der Kornfelder, nicht als einen eignen Gegenstand der Landwirthschaft, und behandelt ihn so sorglos, daß er keine lange Reise auszuhalten vermag. Der Thee von Tonquin und Cochinchina ist noch gröber, nur genießbar für ein Volk, das lange an den Gebrauch desselben gewöhnt ist und keinen bessern kennt. Selbst in China sind die zu Theepflanzungen geeigneten Gegenden, gerade wie die Weinberge in Europa, sehr beschränkt. Der zur Ausfuhr geeignete braune Thee wird ausschließlich in dem nordwestlichen Theile der Provinz Fokien gebauet, und der grüne in Kiangnan, in der Nähe und im Westen der Stadt Whe-chu-fu. Beide Provinzen liegen am Meere und sind die reichsten des ganzen Landes. Fokien ist gewissermaßen von dem übrigen Reiche getrennt durch eine Gebirgskette, welche die Provinz von der Landseite ringsum einschließt. In den Thälern eines Theils dieser Kette, Bu-ye genannt *), wird der braune Thee gebaut. Nur ein kleiner Theil da-

*) Bohea ist eine Verstümmlung dieses Namens, womit wir irrig die schlechteste Sorte des braunen Thees bezeichnen.

von wird zu Wasser nach Canton gebracht, das übrige durch Träger über die Gebirge und größtentheils ohne Hülfe inländischer Schiffahrt. Die Entfernung von dieser Gegend bis Canton kann in gerader Linie nicht weniger, als 320 Meilen (Englische) betragen und nach den gewöhnlichen Anschlage für die Krümmung der Straßen nicht weniger, als 360 Meilen. Wo die Landfracht in China nothwendig wird, ist sie mit großen Schwierigkeiten verknüpft, weil es an guten Straßen, an Räderfuhrwerk und an Lastthieren durchaus fehlt. Kiangnan, die Provinz des grünen Thees ist in gerader Linie wenigstens 700 Meilen von Canton entfernt, oder mit Einschluß der Krümmungen des Weges 800 Meilen, obgleich die Transportkosten wegen des Vortheils der inländischen Wasserverbindung hier vielleicht verhältnißmäßig geringer sind, als die für den braunen Thee*).

Die natürlichen Wege für die Ausfuhr des Thees in fremde Länder sind ganz verschieden von demjenigen, worauf die Chinesen sie gewaltsam beschränken. Der braune Thee könnte anstatt der Landreise von 360 Meilen bis Canton sehr bequem auf dem Flusse Min in der günstigen Jahreszeit in vier Tagen und in der ungünstigsten in acht Tagen in die Seestadt Fou-chu-fu gebracht werden. Der grüne Thee kann noch leichter an die Küste gelangen, nämlich auf dem Yan-che-kiang, einem der größten und schönsten Ströme in China, welcher durch die Provinz Kiang-

*) Viele der hier angeführten Angaben verdanke ich einem kleinen gedruckten Aufsatze des Hrn. Ball aus unserer Factorei in Macao.

nan fließt und den Thee unmittelbar aus den Pflanzungen bis an die Küste bringen kann. Die Märkte, auf welche beide Sorten gebracht werden, sind besonders in Fokien gerade diejenigen Orte, deren Einwohner als Schiffer berühmt sind und von wo der größte Theil des einheimischen Handels von China betrieben wird. Die Provinzen Fokien, Kiangnan und Che-kiang, wo der größte Theil der Chinesischen rohen Seide erzeugt wird, sind die großen Märkte für die Vertheilung der in China consumirten ausländischen Waaren, besonders der Europäischen, die von hier aus in die nördlichen Provinzen versandt werden und in den beiden in der Nähe von Canton gelegenen Provinzen Quantang und Kiangsi keinen Markt finden. Es bedarf wohl keines Beweises, daß der natürliche Gang eines freien Handels die geschickten und kühnen Europäischen Schiffer ohne weiteres auf den wahren Markt des Theehandels bringen würde. Die unwiderruflichen Edicte der Chinesischen Regierung beschränken, wie bekannt, unsern Handel auf einen einzigen Hafen, und verbieten so die Freiheit des Verkehrs. Die durch den schwierigen und kostspieligen Weg veranlaßten Unkosten sind die Abgabe, die wir für unsere rastlose Herrschsucht bezahlen müssen; eine Herrschsucht, welche viele betriebsame Völker bewogen hat, den früher in allen ihren Häfen frei zugelassenen Ausländern Beschränkungen aufzulegen. Uns bleibt nichts anderes übrig als zu dulden was nicht geändert werden kann, uns so vortheilhaft als möglich zu stellen und uns nicht durch selbst angelegte Ketten noch mehr zu fesseln. Wenn zwischen den jetzt nicht von Europäern besuchten Chinesischen Häfen und

den Europäischen Niederlassungen auf den Indischen Inseln und dann zwischen diesen und Europa ein freier Handel begründet wäre, so würde derselbe uns gewissermaßen für den Ausschluß aus der freien directen Verbindung mit China entschädigen. Die Chinesischen Kaufleute von Canton behaupten, daß der Unterschied zwischen den Kosten der Land- und Seefracht des braunen Thees bis zu diesem Hafen den dritten Theil, oder gar die Hälfte betrage. Es drängt sich daher die Frage auf, warum denn bei dem bestehenden ausgebreiteten Küstenhandel zwischen den Provinzen Fokien und Quantong der Thee nicht unveränderlich zur See verfahren werde? Das hat seinen Grund. Die großen Capitalisten von Amoy und Fu-chu-fu sind in dem Theehandel von Canton nicht directe betheiligt. Nicht ihr Capital, sondern das der Kaufleute des fernen Hafens von Canton setzt diesen Handel in Bewegung und die Letztern, welche ihre Verträge mit den Pflanzern in den Gebirgen abschließen, werden in einem Lande, wo alle Agenten ihrer Unehrlichkeit wegen berüchtigt sind, jene Capitalisten nicht zu Zwischenhändlern machen. Außerdem ist der Thee eine wohlfeile, vielen Raum erfordernde Waare, und die Schiffe, auf welchen dieselbe verfahren wird, müssen aus Mangel an Rückfracht halb leer zurückkehren. Die Fahrt nach den Indischen Inseln ist von ganz anderer Art; hier fehlt es nie an Rückfrachten, die aus erster Hand gekauft, dem Unternehmer stets einen großen Gewinn bringen. Außerdem ist diese Fahrt nicht viel länger und vielleicht sicherer, als jene. Die Küstenfahrt von Fu-chu-fu nach Canton erfordert 15 Tage, die Fahrt nach Batavia wird oft in derselben

Zeit zurückgelegt und dauert selten mehr als 5 bis 6 Tage länger. Sie muß sicherer seyn, so fern eine Reise in offner See immer sicherer ist, als längs einer gefährlichen Küste, und weil jene größtentheils in den ruhigen Gewässern des Archipelagus ihren Lauf nimmt; während diese mit den stürmischen Meeren von China zu kämpfen hat.

Der Vortheil, den Thee directe aus den natürlichen Märkten zu beziehen, wird noch deutlicher herausgehoben durch eine kurze Uebersicht der Fahrt einer Chinesischen Junke in den Archipelagus, im Gegensatz mit der eines Europäischen Schiffes von derselben Größe aus Canton.

Berechnung der Fahrt einer Chinesischen Junke von 400 Tonnen Schiffslast.

Ladung von braunem Thee zu 11¼ C. für jede Tonne, macht 504,000 Pf. zu 3½ D. das Pf.	7350	Pf. Sterling.
Fracht zu 4 Pf. die Tonne, also doppelt so viel als für ein Europäisches Schiff	1600	—
Assecuranz 10 Procent, d. i. 5 Mal so viel, als für ein Europäisches Schiff	735	—
Gewinn zu 40 Procent, oder 4 Mal so viel, als der gewöhnliche Anschlag bei einer Europäischen Fahrt	2940	—
Summa	12,625	Pf. Sterling.

Auf diese Weise in die Indischen Inseln eingeführt, kostet der Thee nicht mehr, als 6 D. das Pf.

Eine Ladung von Thee auf einem Europäischen Schiffe von derselben Größe aus Canton ausgeführt:

Ladung von braunem Thee zu $11\frac{1}{4}$ C. für jede Tonne, macht 504,000 Pf. zu 7 D. das Pf.	14,700 Pf. Sterling.		
Fracht zu 2 Pf. die Tonne	800	—	
Assecuranz zu 2 Procent	294	—	
Hafengelder und Zölle 4500 Sp. Piaster, oder	1012 Pf.	10 Sch.	
Unkosten der Factorei 500 Sp. Piaster	112	—	10 —
Gewinn zu 10 Procent	1470	—	
Summa	18,389 Pf. Sterling.		

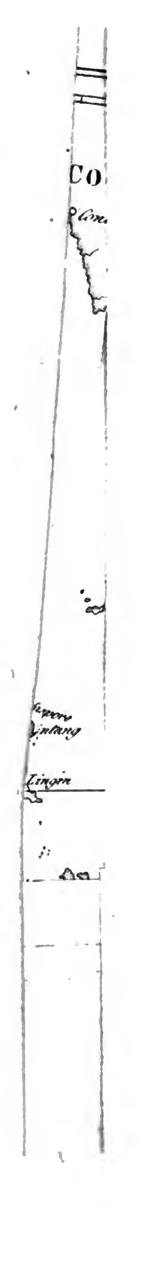
Auf diese Weise eingeführt, kostet der Thee in den Indischen Inseln $8\frac{3}{4}$ D. das Pf., mithin $2\frac{3}{4}$ D., oder beinahe 46 Procent mehr, als auf jene Weise.

Der Vortheil, welcher für den Europäischen Verbraucher aus dieser Art des Geschäftes entspringt, erhellet aus einer Nachweisung des Fortgangs der Waare bei freiem Handel. Wenn der braune Thee in einem Hafen des Archipelagus zu 6 D. eingekauft werden kann, so ist es nicht übertrieben, anzunehmen, daß der beste Hyson um 1 Sch. 7 D. das Pf. kosten würde. Die Uebersicht der Seefahrt ist dann, wie folgt:

Für 1 Schiff von 400 Tonnen Last.

	Pf.	Sch.	D.
Hyson $88\frac{8}{9}$ Tonnen, oder $79,644\frac{4}{9}$ Pf. zu 1 Sch. 7 D. das Pf.	6305 Pf.	3 Sch.	$8\frac{1}{2}$ D.
Brauner Thee $311\frac{1}{9}$ Tonnen, oder $357,155\frac{5}{9}$ Pf. zu 6 D. das Pf.	8928 —	17 —	9 —
Fracht zu 8 Pf. die Tonne	3200 —	— —	— —
Assecuranz zu 4 Procent	612 —	— —	— —
Ausfuhrzölle und Häfengelder 5 Proc.	761 —	14 —	1 —
Gewinn 20 Procent	3046 —	16 —	$3\frac{1}{2}$ —
Summa	22,854 Pf.	11 Sch.	10 D.

Nach dieser Berechnung könnte Hyson in England eingeführt werden zu 2 Sch. $2\frac{1}{4}$ D. das Pf. und brauner Thee zu $9\frac{1}{2}$ D. das Pf.; d. i., mit Ausschluß der Zölle für den braunen Thee 25 Procent wohlfeiler, als zur Zeit des freien Handels der Holländer und nicht weniger, als 65 Procent wohlfeiler, als dieselbe Waare durch unsere eigenen Monopolisten eingeführt.


CO
Lingin




Digitized by Google